







VON
SERBIEN
BIS
KRETA

VON SERBIEN BIS KRETA.

ERINNERUNGEN VOM FELDZUG EINER ARMEE IM
GROSSEN DEUTSCHEN FREIHEITSKRIEG

HERAUSGEGEBEN VON EINER
PROPAGANDAKOMPANIE

GEDRUCKT BEI ASPIOTI-ELKA A.G.
ATHEN

 
AUF DEM
BALKAN UND AUF KRETA
RUHEN IN DEUTSCHEN
SOLDATENGRÄBERN
197 OFFIZIERE · 2362
UNTEROFFIZIERE UND
MÄNNER
IHNEN
GILT UNSER GRÖSSTER
DANK
 



ZUM GELEIT

Bestes deutsches Soldatentum erzwang die Erfolge des Balkanfeldzuges. Sie sind in vorbildlicher Waffenkameradschaft errungen und werden ihren Teil zum Endsieg beitragen. Die Schnelligkeit der Ereignisse und die glänzenden Erfolge haben Nachrichten über die zahlreichen Einzeltaten, die ungeheuren Anstrengungen und die zähen, erbitterten Kämpfe in den Hintergrund treten lassen. Dieses Buch soll die Leistungen des deutschen Frontsoldaten auf dem Balkan festhalten. Den Mitkämpfern sei es eine bleibende Erinnerung, unseren gefallenen Kameraden ein Zeichen ehrenden Angedenkens.

Generalfeldmarschall

UNSERE SÜDOSTFLANKE

Die einfachste Bezeichnung für alle Probleme, die der Balkanraum dem Deutschen Reich und dem europäischen Erdteil stellt, hat der Führer in einer Rede am Vorabend des 9. November 1941 geprägt. Er sprach von «unserer Südostflanke» und umriss mit diesen beiden Worten die Situation in klarster Weise. Ein Blick auf die Landkarte Europas bestätigt, dass wir in breiter Front gegen den Angriff aus dem Westen, und in ebenso breiter Front gegen die Gefahr im Osten kämpfen. Gegen Südosten jedoch liegt die Schmalseite unserer Stellung vor der Balkanhalbinsel. Hier war die Berührungsfläche verhältnismässig klein und man konnte leicht der Meinung sein, dass ihr auch nur geringe Bedeutung zukomme. Der Ausdruck «Flanke» stellt diesen Irrtum richtig, denn wir wissen genau, wie gross die Wichtigkeit der Flanken für jede militärische Operation ist. Sie sind die gefährdetsten Stellen und die Kriegsgeschichte kennt Schlachten genug, deren Ausgang an der Flanke entschieden wurde. Bei unserer Südostflanke kommt noch hinzu, dass für sie diese Grundregel nicht nur im militärischen, sondern auch im politischen Sinne gilt.

Der Balkanraum versucht erst seit wenigen Jahrzehnten mit Europa gleichen Schritt zu halten. Er hängt noch halb an Kleinasien und trägt in allen seinen Wesenszügen das Gärnde und Unausgeglichene einer heftigen, inneren Wandlung an sich. Herzliche Freundschaft wohnt hier neben blindem Hass, Streusiedlungen des einen Volkes reichen bis mitten in das Land des anderen und weitgehende Abhängigkeit vom internationalen Kapital herrscht trotz der vorhandenen Kultur- und Bodenschätze. Kein Gebiet Europas hat in den letzten hundert Jahren so viele Kriege erlebt wie dieses.

Die schlimmsten Erfahrungen hat das deutsche Volk mit dieser seiner Südostflanke während des Weltkrieges gemacht. Der Schuss, der das grösste und verhängnisvollste Ringen unseres Zeitalters auslöste, fiel auf dem Balkan. Und als wir im Herbst 1916 gleichzeitig im Westen an der Somme, im Osten gegen Brussilow und im Süden am Isonzo schwerste Blutopfer bringen mussten, da vollendeten die Ententemächte durch die Mobilisierung des Balkans die Einkreisung Mitteleuropas. Sie schickten Rumänien in den Krieg und missbrauchten das neutrale Griechenland als Aufmarschgebiet. Zwei Jahre lang kämpften deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Soldaten in den rauen Bergen Mazedoniens gegen die Salonikiarmee der Entente. Von der Heimat wegen der grossen Ereignisse an den anderen Fronten wenig beachtet, wehrten sie sich unter den schwierigsten Umständen erfolgreich gegen zahlreiche Offensiven des Generals Sarrail. Erst im Herbst 1918 gelang es dem damals neuernannten Oberbefehlshaber der Feindkräfte auf dem Balkan, General Franchet d'Esperey, mit 4 englischen, 6 serbischen, 8 französischen und 11 griechischen Divisionen unsere Abwehrfront zu durchbrechen, die durch die Abberufung vieler Truppenteile an andere Fronten arg geschwächt war. Während die feindliche Übermacht bis an die Donau vorsties, wurden unsere tapferen Verbündeten vollkommen von uns abgeschnitten und zur Waffenstreckung gezwungen. Wieder war ein entscheidendes Ereignis auf dem Balkan eingetreten.

Als England im September 1939 dem Deutschen Reich neuerdings den Krieg erklärte, bestand wohl kein Zweifel darüber, dass es auch diesmal alle seine Bündnisse und Pakte ausnützen würde, um uns einzukreisen und wenn möglich noch ärger niederzuschlagen als 1918. Welche Rolle dem Balkan dabei zugeordnet war, liess sich vorerst nur aus verschiedenen Anzeichen schliessen.

Eines davon war die Tatsache, dass Winston Churchill, der seinerzeit die Landung auf Gallipoli organisiert und dann das Salonikiunternehmen mitbetrieben hatte, nun als Premierminister ausschlaggebenden Einfluss besass. Schneller als wir erwartet hatten, wurde in dieser Hinsicht dokumentarische Klarheit geschaffen. Deutsche Soldaten fanden in Südfrankreich auf dem Bahnhof La Charité bei der Verfolgung des geschlagenen französischen Heeres einen Waggon mit Flüchtlingsgepäck der ehemaligen Pariser Regierung und darin auch ein Schriftstück, in dem bereits die Rede war von «hundert Divisionen auf dem Balkan», die für britische Interessen kämpfen sollten. Das war deutlich genug. Der Angriff aus dem Südosten sollte diesmal offenbar besonders grosszügig eingeleitet werden.

Nach dieser Entdeckung fiel gewissen Nachrichten über getarnte Kriegsvorbereitungen Londons auf dem Balkan besonderes Gewicht zu. Insbesondere das italienische Volk musste darin ein neuerliches Vordringen Grossbritanniens im Mittelmeerraum erblicken und damit im Zusammenhang eine Bedrohung des Friedens in seiner unmittelbaren Nachbarschaft. Mussolini entschloss sich daher im Herbst 1940, einen entscheidenden Schritt zur Klärung der Lage zu unternehmen. Er richtete an Griechenland die Forderung nach Garantien gegen weitere Massnahmen im Interesse Englands. Aber Athen war schon zu sehr verstrickt in die Absichten der Kriegstreiber in London. Man liess es zum Ausbruch der Kampfhandlungen an der albanischen Grenze kommen.

Das Reich brach damals die Beziehungen zur griechischen Regierung nicht ab, weil noch immer eine leise Hoffnung bestand, dass eine Ausweitung des Krieges auf dem Balkan vermieden werden könne. Schliesslich hatte der Führer oft genug erklärt, dass die deutsche Südostpolitik nur das eine Ziel verfolge, das Reich zum besten Handelspartner der Balkanstaaten zu machen. Aus diesem Grunde hat es Interesse an Ruhe, Ordnung und einem gesunden Wirtschaftsleben in diesem Raum. Allerdings hat der Führer auch unmissverständlich davor gewarnt, dass wir gezwungen wären sofort einzugreifen, wenn irgendwo an den Küsten Europas Briten landen sollten. Diese harte Notwendigkeit ist nach allem, was Deutschland in den letzten Jahrzehnten erduldet und erlitten hat, so folgerichtig und einleuchtend, dass sie auch an der Küste der Ägäis hätte verstanden werden müssen. Der Versuch, dem griechischen Volk einen schweren Krieg mit allen seinen Folgen zu ersparen, scheiterte aber an den massgebenden Kreisen der griechischen Hauptstadt.

Auch der Versuch, Jugoslawien aus dem Krieg herauszuhalten, missglückte im letzten Augenblick. Englische und russische Propaganda arbeiteten damals schon in Belgrad Hand in Hand, stürzten die Regierung, die eben dem Dreimächtepakt beigetreten war und mit dem Reich einen für Jugoslawien sehr günstigen Vertrag abgeschlossen hatte, und veranlassten blutige Demonstrationen gegen Volksdeutsche.

Inzwischen hatte London ein Expeditionskorps für den Balkan, bestehend aus Truppen, die bereits in Palästina «erfolgreich gegen Araber gekämpft» und «in Lybien den grossen Vormarsch mitgemacht» hatten, in griechischen Häfen gelandet. Man schlug viel Lärm um diese «sieggewohnten» Soldaten und hoffte dabei wohl im Stillen, dass sie hinter dem serbischen und griechischen Heer einen schönen Sommer verbringen könnten. Flugplätze wurden ausgebaut, die Bodenorganisation eingerichtet und viele andere Vorbereitungen für einen gros-

sen Feldzug getroffen. Nachdem der Putsch in Belgrad ausgebrochen war, streckte dieses Expeditionskorps seine Fühler bis nach Serbien aus.

Unter diesen Umständen war das Höchstmass der noch erträglichen Bedrohung Europas überschritten. Die Gefahr, dass die Kriegstreiber in London versuchen würden, sich an der Südostflanke Europas jene Erfolge zu holen, die sie sich trotz aller Niederlagen immer wieder versprochen und vorlogen, war so gross geworden, dass ihr sofort entgegengetreten werden musste. Am 6. April 1941 eröffnete die deutsche Wehrmacht jene Operationen, die der Führer als «Freimachung der Südostflanke» bezeichnet hat und die ihn—nach dem schnellen und durchschlagenden Erfolg unserer Waffen—zu den Worten veranlasst haben: «Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich!»

NEUES LEBEN IN RUMÄNIEN

Der deutsche Sieg gegen Polen und im darauffolgenden Jahre der Zusammenbruch Frankreichs bildeten für Rumänien das grosse Erwachen, das die Mahner rechtfertigte und das für zahlreiche rumänische Politiker eine Welt der Illusionen versinken liess. König Carol ging und mit ihm ging seine Regierung. Um den jungen König Michael und den neuen Staatsführer Antonescu sammelten sich die guten Kräfte des Landes. Rumänien trat an die Seite der Achsenmächte und begann damit eine neue Epoche seiner Geschichte.

Wie ernst der Wille der neuen Männer in Bukarest war, im Gleichschritt mit den Achsenmächten in eine bessere Zukunft zu marschieren, bewies die Bitte der Regierung Antonescu um Entsendung einer deutschen Lehrtruppe nach Rumänien. Im Oktober 1940 rückten die Einheiten der deutschen Lehrtruppe in Rumänien ein. Damit begann auch für die rumänische Armee eine neue Aufwärtsentwicklung. Dass die deutschen Truppen der Armee des neuen Rumänien die besten Lehrer sein würden, dafür waren die grossen Paraden in Bukarest und Kronstadt und die Truppenübungen, denen auch König Michael und Marschall Antonescu beiwohnten, die ersten äusseren Sinnbilder. Inzwischen hat die deutsch-rumänische Waffenbrüderschaft im gemeinsamen Kampf gegen Sowjetrussland ihre Feuerprobe bestanden.

Als im Januar 1941 die ersten Truppen der Armee List in Rumänien einrückten, waren die deutschen Uniformen im Strassenbild rumänischer Städte kein ungewohnter Anblick mehr. Trotzdem konnte man überall beobachten, dass das Interesse für alles, was mit der deutschen Wehrmacht zusammenhing, bei alten und jungen Rumänen, beim eleganten Grosstädter wie beim Bauern mit der Lammfellmütze, gleichermassen lebendig war. Die Aufnahme, die unsere Soldaten in Rumänien fanden, war überall gut. Dies gilt sowohl für die offiziellen Stellen wie für die rumänische Bevölkerung.

Die Truppenteile unserer Armee, die von Nordwesten her in Rumänien einrückten, lernten im ungarisch-rumänischen Grenzgebiet zuerst die Siebenbürger Sachsen und ihr schönes Land kennen. Sie wurden von den Volksdeutschen mit einer kaum vorstellbaren Gastfreundschaft und Herzlichkeit empfangen. Sie erlebten die prachtvollen alten Städte Kronstadt und Hermannstadt und die



Generalfeldmarschall List am Arbeitstisch in seinem Hauptquartier.

schönen stattlichen Dörfer Rosenau, Marienburg, Zeiden, Tartlau und die übrigen Siedlungen des deutschen Ritterordens in den Karpathen, dazu die mächtigen, turmbewehrten Bauernburgen die als steinerne Zeugen der kämpferischen grossen Geschichte des Siebenbürger Deutschtums die Jahrhunderte überdauert haben. Unsere Soldaten lernten auch die ehrwürdigen Volksbräuche und die prachtvollen, altüberlieferten Trachten kennen, die zum schönsten Kulturgut Siebenbürgens gehören und die den Siebenbürger Sachsen bewusster Ausdruck ihres deutschen Volkstumes sind. Voller Liebe nahmen die Volksdeutschen unsere Truppen bei sich auf und mit Stolz zeigten sie ihnen das Land der sieben Burgen, das ihr Land ist, das sie lieben seit 800 Jahren. Und die jungen Soldaten erkannten, dass der Blick, mit dem sie das Bild Siebenbürgens in sich aufnahmen, mehr umfasste als Dörfer, Berge und Wälder: ein Stück besten und kostbarsten Deutschtums.

Auch in die übrigen Karpathenorte Azuga, Campina, die königliche Residenz Sinaja usw. zogen deutsche Truppen ein. Der berühmte Karpathen-Kurort Predeal wurde der Sitz des Oberbefehlshabers, Generalfeldmarschall List, dem hier am 18. Januar 1941 von den deutschen und rumänischen Stellen ein würdiger Empfang bereitet wurde. Am Fuss der Karpathen, in der Erdölstadt Ploesti, übernahmen unsere Truppen den Schutz der wichtigen Erdölfelder mit ihren Hunderten von Bohrtürmen.

Mit Rumäniens lebendiger und lebensfroher Hauptstadt Bukarest schlossen unsere Soldaten schnell Freundschaft. Gebirgsjäger, Panzerschützen, Flieger und Männer vieler anderer Waffengattungen bestaunten die modernen Strassen der Bukarester Innenstadt, die mit ihren kühnen Hochhäusern aussehen, als seien sie frisch aus USA importiert. Durch die Calea Victoriei, die lebensprühende Hauptstrasse, über den imposanten Boulevard Bratianu, den Boulevard Elisabetha und über die breite Chaussee Kisseleff gingen unsere Soldaten, mit wohlwollendem Interesse beobachtet von den Rumänen, mit frohem «Heil Hitler» gegrüsst von den Volksdeutschen. Und dass unseren frischen, blonden, jungen Soldaten aus glutvollen, dunklen Mädchenaugen manch ein bewundernder Blick zuflog, wen will das überraschen?

Der Einmarsch unserer Armee in Rumänien vollzog sich, trotz der vielen Schwierigkeiten, die der strenge Winter und das dann folgende Tauwetter des Vorfrühlings mit sich brachten, planmässig und reibungslos. Was in diesen Wochen im Regat, dem rumänischen Altreich, geschah, war für die staunenden Rumänen ein Schulbeispiel dessen, was deutsche Tüchtigkeit und Organisation vermag. Zuerst waren die Pioniere da. Nach einem wohldurchdachten Plan wurden sie eingesetzt. Mit einem unerhörten Tempo gingen sie daran, die schlimmsten Strassenstrecken instandzusetzen, und zwar nicht nur die Hauptstrassen, sondern auch die notwendigen Umgehungsstrassen und Verbindungswege. Vorhandene Brücken wurden ausgebessert und verstärkt; wo es nötig war, wurden sogar neue Brücken für schwerste Belastungen gebaut. Täglich kamen neue, lange Autokolonnen, täglich rollten neue Transportzüge auf den Bahnlinien Arad — Ploesti — Bukarest und Temesvar — Bukarest — Constanza heran.

Die bisher so geruhlosen kleinen Bahnhöfe bekamen plötzlich ein anderes Gesicht. Überall spürte man Betriebsamkeit und Aktivität. Rumänische und deutsche Posten standen auf den Bahnsteigen und in den Amtsstuben sassen neben den rumänischen Stationsvorstehern die deutschen Bahnhofsoffiziere. Auf

den meist primitiven Verladerampen, die für einen derartigen Riesenverkehr nicht berechnet waren, bot sich immer das gleiche Bild: Truppen aller Gattungen wurden mit ihren Waffen und ihrem Gerät entladen. Sie kamen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und der besetzten Gebiete, zum grossen Teil hatten sie schon in Polen und an der Westfront gekämpft. Trotz der ermüdenden langen Fahrten bis in den tiefen Südosten Europas und trotz der oftmals schweren und langwierigen Ausladearbeiten war die Stimmung unserer Männer überall gut. Das spürten auch die Rumänen, die sich stets in Scharen an den Verladerampen einfanden. Sie standen, die Lammfellmützen über die Ohren gezogen, meist in unvorstellbaren Vermummungen, die Füsse nur mit «Opinci», den bäuerlichen Sandalen bekleidet, stundenlang im Schneematsch und schauten unseren Soldaten mit unverhohlener Neugier zu. Und wenn rumänische Soldaten und Beamte sich unterhielten, dann spürte man aus ihren Worten und Mienen die Bewunderung über die Ausrüstung und Bewaffnung der ankommenden Truppen, über das kameradschaftliche Verhältnis zwischen den deutschen Offizieren und ihren Männern und man merkte ihren Respekt vor der Ordnung und der Präzision in unserer Armee.

Auf langen Fahrten durch die Schneewüste der Baragan-Steppe rückten die Truppen in die Dobrudscha ein. Donnernd rollten die Transportzüge über die gewaltige Brücke Carols I., die bei Cernavoda-Pod die beiden mächtigen Arme der Donau überspannt. Rumänische und deutsche Ingenieure hatten diese Brücke gebaut, die zu den grössten der Welt gehört. Rumänische und deutsche Soldaten hielten nun auf dieser Brücke Wacht. In Constanza erreichten unsere Truppen die Küste des Schwarzen Meeres. Der Posten, der auf einer der langen Hafenmolen stand, durfte damals von sich behaupten, der östlichste Soldat der deutschen Wehrmacht zu sein. Die lebhafteste Stadt mit ihren ausgedehnten Hafenanlagen, mit ihren Silos und mit den mächtigen Petroleum-Reservoirs, zu denen die Erdölleitungen von Ploesti aus hinunterführen, stand nun unter deutschem Schutz. Und in den Dörfern und Städtchen der südlichen Dobrudscha lagen Teile unserer Armee.

Auch in die westliche Walachei, in die weltverlorenen Dörfer, die nicht nur abseits vom Verkehr, sondern gleichsam auch abseits der Zeit lagen, brachten unsere Truppen neues Leben. Die Dorfbewohner, die, zu einem Teil noch Analphabeten, hier in diesem Niemandsland der Geschichte leben, so wie sie vor hundert oder zweihundert Jahren schon gelebt haben mögen, konnten mit all dem Neuen, das hier auf sie einstürmte, nicht so rasch fertig werden. Schliesslich bedeuteten ja für die meisten von ihnen diese Wochen das grösste Ereignis ihres kleinen Daseins.

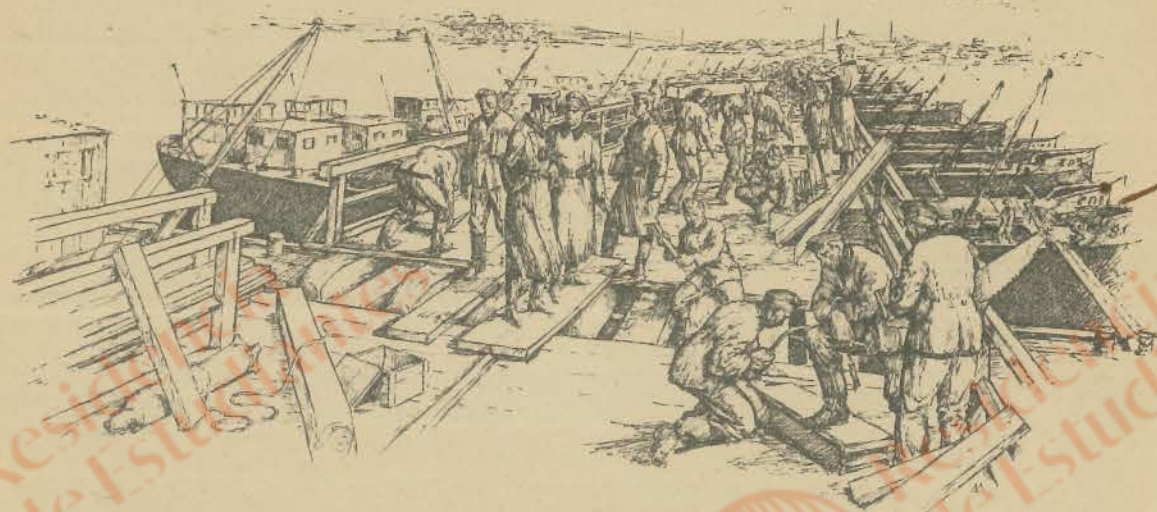
In den Abschnitt von Caracal, Rosiorii de Vede, Slatina marschierten unsere Gebirgsjäger ein. Der Hauptplatz Olteniens, Craiova, mit seinen 29 Kirchen und mit seinem Schloss, in dem der polnische Marschall Rydz-Smigly nach seiner feigen Flucht «Hof hielt» und in dem nun deutsche Offiziere arbeiteten, wurde Sitz eines Armeekorps. Die Männer aus der Steiermark, Oberbayern, aus Tirol, Vorarlberg, aus Kärnten oder aus dem Salzburgischen müssen sich sehr fremd vorgekommen sein in dieser spiegelebenden Landschaft, die so unsagbar eintönig und melancholisch wirkte, solange nicht das frische Grün des Frühlings den Feldern und den Steppen ein anderes Gesicht gab.

Auf tiefgefurchten, aufgeweichten Strassen ging es vorwärts. Leichte und schwere Panzer rollten an, Lkw mit Pontons und Sturmbooten, mit Baumate-

rial für Brücken und Baracken, bespannte Kolonnen, Radfahrtrupps, marschierende Infanterie, dann wieder motorisierte Einheiten, Sanitätswagen, Feldküchen.

Rechts und links der Landstrassen kahle, weite Flächen, kaum einmal ein Hügel, kaum einmal ein Stückchen Wald. Und immer wieder die gleichen armen Dörfer, eine Bodega, eine weissgetünchte Primaria (Bürgermeisterei), ein Ziehbrunnen, ein paar strohgedeckte Lehmhütten, tief in die Erde geduckt, ein paar windschiefe Zäune, sonst nichts. Und auf den endlosen Strassen immer das gleiche Bild: Kolonnen um Kolonnen, die vorwärts ziehen, vorwärts durch Morast, vorwärts in Richtung Süd und Südost.

Vor unseren Truppen, die auf verschlammten Strassen das tiefgelegene sumpfige rumänische Donau-Ufer erreichten, dehnte sich erdbraun die weite, glatte Fläche des träge fliessenden Stroms. Und am jenseitigen Ufer, aus Dunst und Nebel ragend: die Berge Bulgariens.



Der Bau der Pionierbrücke über die Donau, der grössten Kriegsbrücke aller Zeiten.

WAFFENBRUDER BULGARIEN

Als Generalfeldmarschall List am 2. März 1941 einen Tagesbefehl an die Soldaten der Südostarmee erliess, um ihnen zu sagen, dass der Führer sie zu neuer Aufgabe rufe und der nun beginnende Vormarsch der Sicherung Bulgariens gelte, lag hinter Bulgarien ein für die Zukunft des Landes bedeutsamer Tag. Ministerpräsident Professor Filoff weilte am 1. März 1941 in Wien, um im Namen des bulgarischen Königs und des bulgarischen Volkes die Unterschrift unter den Drei-Mächte-Pakt zu setzen. Bulgarien bekannte sich mit diesem für die weitere Entwicklung der politischen und militärischen Lage im Südosten Europas bedeutsamen Schritt zu den aufbauenden und nach Gerechtigkeit strebenden Mächten unseres Kontinents. Es verknüpfte vertrauensvoll sein Schicksal mit dem Deutschlands und Italiens und schloss sich zwei Nationen an, die den gewaltigen Kampf gegen England und seine Verbündeten hatten auf sich nehmen müssen.

Bevor die Soldaten der Armee des Generalfeldmarschall List in Bulgarien einmarschieren konnten, mussten die Pioniere am jenseitigen Ufer der breiten Donau ein hartes Stück Arbeit leisten. In wochenlanger Arbeit bauten sie die Brücken, über die sich im Morgengrauen des 2. März 1941 die grauen Kolonnen der deutschen Wehrmacht nach Bulgarien ergossen. Diese Brücken waren wahre Meisterwerke deutscher Pionierarbeit; denn die reissenden Wasser der Donau machten den Ingenieuren im grauen Waffenrock viel zu schaffen. Und doch wurden die Brücken — wie befohlen — zur festgesetzten Stunde fertig, gleich, ob es regnete, stürmte oder schneite. Die grösste Kriegsbrücke aller Zeiten entstand. Hier überwachte Generalfeldmarschall List in den Mittagstunden des 2. März 1941 den Marsch seiner Soldaten in das befreundete Bulgarien.

Die Bulgaren selbst erwarteten mit fieberhafter Spannung den Einmarsch der deutschen Soldaten. Sie hatten sich auf einen festlichen und herzlichen Empfang ihrer ehemaligen Waffenbrüder aus dem Weltkrieg vorbereitet, mit denen sie schwere Stunden des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind England erlebt hatten. Die vielen Erinnerungen aus jener Zeit des gemeinsamen Kampfes wurden nun wieder wach, Erinnerungen, die das bulgarische Volk sorgsam und wie einen kostbaren Schatz behütet hatte. So war es denn auch nicht verwunderlich, dass allen nach Bulgarien einrückenden deutschen Soldaten ein zu Herzen gehender Willkommensgruss dargebracht wurde. Aus allen Teilen des Landes war die Bevölkerung herbeigeströmt, um die sieggewohnte und auf den Schlachtfeldern von Polen und Frankreich erprobte Armee des Generalfeldmarschall List zu begrüßen. Mit den ersten Blumen des sich ankündigenden Frühlings geschmückt, rückten die «Germanskis» in das Land ein, umjubelt und bestaunt von einem Volk, das die Bedeutung der Stunde erkannt hatte und seinem König für den bedeutsamen aussenpolitischen Schritt dadurch zu danken wusste, dass es den einmarschierenden deutschen Soldaten Salz und Brot zum Gruss reichte.

Der Marsch durch Bulgarien stellte an die Soldaten der Armee des Generalfeldmarschall List ganz besondere Anforderungen. Ihnen stand kein ausgebaut und gutes Strassennetz zur Verfügung. Hohe Gebirge und schwer zu nehmende Pässe stellten sich dem Vormarsch in den Weg. Sie konnten ihn behindern, aber nicht unmöglich machen. Mit der dem deutschen Soldaten eigenen Zähigkeit wurden alle Schwierigkeiten gemeistert. Die Infanterie bezwang im Schneesturm den berühmten Schipka-Pass, die Panzer und schwe-

ren Waffen nahmen mit Elan die gefährlichsten Haarnadelkurven im Balkan-Gebirge. Und dort, wo es einmal wirklich nicht mehr weitergehen wollte, stellten die Bulgaren in kameradschaftlichster Weise ihre Zugochsen zur Verfügung. Der Strom der marschierenden deutschen Truppen riss weder bei Tage noch bei Nacht ab. Die langen, unendlich langen Kolonnen des Nachschubs rollten mit der Präzision eines feinen Uhrwerkes über die bulgarischen Strassen und den befohlenen Zielen zu. «Ich vertraue auf den Geist und die Schwungkraft der kampfgeprobten Verbände der Armee und bin gewiss, das weder die Härten der Witterung noch die Schwierigkeiten des Geländes unseren sieggewohnten Lauf aufhalten werden». So hiess es in dem Tagesbefehl des Generalfeldmarschalls List, den er am 2. März 1941 an seine Soldaten erliess. Kein einziger Mann der Südostarmee hat das Vertrauen des Marschalls enttäuscht.

Der bulgarische Bauer ist arm. Die Dörfer, in denen kleine, aber saubere Häuschen stehen, waren dennoch stets bereit, den deutschen Soldaten ein gutes Quartier und ein warmes Mahl zu geben. So hat zum Beispiel ein bulgarisches Dorf, das an einer der Vormarschstrassen lag, an verschiedenen Tagen mehr Soldaten Quartiere gegeben, als es selbst Einwohner hat. Die Bewohner dieses Dorfes schliefen in den Nächten des deutschen Vormarsches nicht in ihren Betten. Sie stellten sie mit blütenweissem Linnen überzogen ihren Freunden, den Soldaten, zur Verfügung. Sie beköstigten die Gebirgsjäger, die Infanteristen, die Artilleristen, die Pioniere und die Männer von den Panzern. In riesigen Kesseln kochten sie Tee und Kaffee, den sie kostenlos den Vorbeimarschierenden gaben. Sie schenkten Wein und Schnaps zur Stärkung aus. Und als sich ein höherer deutscher Offizier im Namen der Soldaten für diese Gastfreundschaft bedanken wollte, lehnten sie einmütig das Geld ab, das ihnen angeboten wurde. Sie nahmen es auch dann nicht an, als dem Dorfältesten bedeutet wurde, er solle es doch für die dringend notwendige Anschaffung von Büchern für die Dorfschule verwenden. So, wie in diesem Dorf die Gastfreundschaft war, zeigte sie sich in ganz Bulgarien. Überall wurden die deutschen Soldaten mit der Kameradschaft aufgenommen, die zwischen den beiden Völkern einst auf den Schlachtfeldern geschmiedet und die nicht vergessen worden war.

Die Bulgaren beobachteten den deutschen Soldaten, wo immer sie ihn auch trafen, mit wachen und kritischen Augen. Für sie war der Soldat des neuen Deutschland nicht nur der Sieger über die Polen und der Bezwinger der Maginotlinie, der Held von Düнкirchen und Waffenbruder des Weltkrieges, sondern vor allem Träger und Kündler der Ideen des Führers. Sie begegneten ihm deshalb überall mit Hochachtung und aufrichtiger Bewunderung, liessen sich gern mit ihm in ein Gespräch ein und waren immer und immer wieder verwundert, wenn sie den Offizier kameradschaftlich mit dem einfachen Mann zusammen sahen. «Die deutsche Armee ist eine Revolutionsarmee!» Mit diesen Worten kennzeichneten sie die Verbände des Generalfeldmarschalls List, die in ihrem Land zu einem entscheidenden Schlag gegen England und seine Verbündeten aufmarschierten. «Die deutsche Armee ist von einem weltweiten Geist beseelt. Sie ist preussisch und doch ist sie ganz anders als die Armee Kaiser Wilhelms. Sie ist eine wahrhaft preussische und eine wahrhaft deutsche Armee.» — so lautete das Urteil eines hohen bulgarischen Offiziers, als er über die neue deutsche Wehrmacht befragt wurde.

Als am Morgen des 6. April die Stunde für die Soldaten der Südostfront geschlagen hatte, standen wiederum die Bulgaren an den Vormarschstrassen der Armee des Generalfeldmarschalls List. Sie wussten um die Bedeutung dieser

Stunde. Sie ahnten, dass die deutschen Soldaten auch für sie die Waffen führten, um die Engländer aus der letzten Ecke Europas, aus Griechenland und dem verräterischen Jugoslawien herauszuschlagen und begangenes Unrecht wieder gutzumachen. Die besten Wünsche der ganzen bulgarischen Nation begleiteten die deutschen Soldaten auf ihrem Marsch.

Als vier Tage nach Beginn des Feldzuges im Südosten Generalfeldmarschall List seinen Soldaten sagen konnte: «Ich bin unendlich stolz auf Euch», wussten die Bulgaren, dass auch ihr Land einer neuen und glücklicheren Zukunft entgegengehen kann.



In den ersten Morgenstunden des 6. April 1941 stand unsere Armee bereit, ihre Aufgabe in diesem Abschnitt des grossen deutschen Freiheitskampfes zu erfüllen.

SOLDATEN DER SÜDOSTFRONT!
EURE STUNDE IST GEKOMMEN!
DIE GEDANKEN, DIE LIEBE UND DIE GEBETE
ALLER DEUTSCHEN SIND NUN WIEDER BEI EUCH,
MEINE SOLDATEN!

ADOLF HITLER

DER FÜHRER UND OBERSTE BEFEHLSHABER
IN SEINEM TAGESBEFEHL VOM 6. APRIL 1941

6. April 1941 - Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt... Die griechische und serbische Grenze wurden an mehreren Stellen überschritten...

AUFBRUCH

Ein sommerlich heisser Frühlingstag geht zu Ende. Das ganze Tal herauf flackern festlich die Biwakfeuer der deutschen Soldaten. Nur in einem Lager ist es dunkel. Im Karree steht das Spitzenbataillon der Division zum Appell angetreten vor ihrem Kommandeur. Ernste und notwendige Worte richtet er an die Männer, die in wenigen Stunden dem Feind entgentreten sollen. Dann ertönen kurze Kommandos, die Abteilung setzt sich in Bewegung, die fünfte Kompanie voran, die anderen folgen. In aufgelöster Marschordnung geht es die schluchtartige Grenzstrasse hinauf. Der Abend ist schwül und die Strasse steinig und steil. Die Männer haben schwer an ihrem Gepäck zu tragen. Es wird wenig gesprochen, um so mehr geraucht. Jeder hängt kurz vor dem Einsatz gern seinen Gedanken nach. Die Talfeuer bleiben allmählich zurück. Nur die silberne Sichel des Mondes beleuchtet gespenstisch den schweigsamen Zug der feldgrauen

Reitende Artillerie auf dem Vormarsch durch den Balkan.



Männer. Nach einer Marschstunde kurze Rast. Die Männer treten aus dem Mondlicht in den Schatten der Felsen und kauern sich um die schnell zusammengestellten Gewehrpyramiden. Nach 15 Minuten geht der Marsch weiter.

1000 Meter vor der Grenze wird nochmals eine längere Rast eingelegt, da die Männer durch das ungewohnte Klima und die Unbilden des Weges stark angestrengt sind. Dann werden die Gefechtsaufträge verteilt. Jeder Mann erhält seinen Platz. Wir stehen vor dem Feind. Die Müdigkeit der Männer ist wie weggeblasen. Die Nerven sind gespannt, alle abenteuerlichen Instinkte geweckt. Nach alter Taktik passen wir uns, gebückt vorwärtstastend, dem Gelände an, denn die Strasse haben wir hier, in Feindnähe, verlassen. Sie wird auf beiden Seiten gesichert. Der zweite Zug wird in Gruppen aufgeteilt. Mit einer solchen Gruppe ziehen wir im Gänsemarsch querfeldein und halten schliesslich an einem Hang kurz vor dem bulgarischen Grenzhaus. Hier muss der Morgen abgewartet werden. Vor 5.20 Uhr darf der Angriff nicht erfolgen. Ein Spähtrupp stösst bis zu dem bulgarischen Graben unmittelbar an der Grenze vor, der noch von einer kriegsmässig bewaffneten bulgarischen Grenzwache besetzt ist. Wir werden mit herzlichem Händedruck von den bulgarischen Kameraden begrüsst. Sie zeigen uns flüsternd das griechische Grenzhaus, das etwa 20 Meter vor uns aus der Dunkelheit auftaucht. Der Mond ist hinter den Bergen verschwunden und die Nacht wird schwärzer und dunkler. Es wird windig und kalt auf der Höhe, von der man einen weiten Blick ins griechische Tal hinein tun kann. Die Bulgaren geben uns ein paar dicke Decken mit, denn wir müssen vier Stunden im Freien auf dem Hang ausharren, bis die Zeit des Angriffs gekommen ist.

Es ist allmählich bitterkalt geworden. Wir merken es besonders stark, weil wir vom Anmarsch her durchgeschwitzt sind und keine Mäntel mitgenommen haben. Trotz Zeltbahn und Decke, in die wir uns gehüllt haben, zittern wir vor Kälte. An Schlaf ist nicht zu denken. Wenn man wenigstens rauchen dürfte! Die vier Stunden am Hang sind verdammt lang. Je mehr die Zeit vorrückt, um so grösser wird unsere Spannung. Endlich ertönt das erlösende Kommando: «Fertigmachen!»

Wir pirschen uns vorsichtig, damit auf griechischer Seite nichts bemerkt wird, an das bulgarische Grenzhaus heran, treten leise auf der feindabgewandten Seite ein und lassen uns bei den bulgarischen Grenzern schnell etwas durchwärmen. Die Morgendämmerung des 6. April 1941 ist inzwischen angebrochen. Der Zugführer, der seine Männer hier im Haus versammelt hat, sieht nach der Uhr. Wir fiebern vor Erwartung. Noch fünf Minuten, vier, drei, zwei, da erschüttert ein donnerartiges Rollen von fernher die Luft. Wir halten den Atem an und lauschen.

Brückensprengung im Tal! Sollten die Griechen gewarnt worden sein? Noch 10 Sekunden: «Los!» Auf dieses Kommando wird die Tür nach der Feindseite hin aufgerissen. Gewehre und Pistolen sind entsichert. Im Laufschrift stürmen wir über die Grenze auf das griechische Grenzhaus zu. Plötzlich Schüsse. Ein Kamerad fällt verwundet mit Schulterschuss zu Boden, einem anderen wird die Waffe durch ein Geschoss aus der Hand geschlagen, einem dritten wird der Fuss verletzt.

Die Landser gehen in Deckung. Das Grenzhaus wird unter Feuer genommen und schliesslich gestürmt. Zwei Handgranaten hinein! Ein Krachen, Fenstersplittern und dann ist Ruhe drinnen. Ein griechischer Soldat, der mit angeschlagenem Gewehr an der Tür stand, wird entwaffnet und als Gefangener abgeführt. Vier von seinen Kameraden sind gefallen, die anderen geflohen. Aber immer noch knallt es irgendwoher. Das Echo von den Wänden der Berge führt

irre. Ein paar Maschinengewehrsalven, ein paar Brocken der Pak vernichten jeden Widerstand. Nach kaum einer halben Stunde wälzen sich unsere feldgrauen Kolonnen wie ein reissender Strom durch das griechische Tal. Die gesprengten Brücken werden unseren Vormarsch höchstens um Stunden verzögern. Vom Fahnenmast des griechischen Grenzhauses weht stolz die Kriegsflagge des Dritten Reiches.



Als der Kampf gegen Englands Aufmarsch auf dem Balkan begann, lag noch hoher Schnee auf den Kämmen der Belasitza, dem bulgarisch - griechischen Grenzgebirge. Unsere ersten Spähtrupps mussten mit Tarnmänteln vorgehen, um dem Feind kein allzuleichtes Ziel zu bieten.

7. April 1941 ... An der Südostfront schreitet der Angriff unter hartnäckigen Kämpfen planmässig fort. ...

IM TODESHAGEL DES ISTIBEI

Vor uns erhebt sich der Istibei, der Festungsberg, wie wir ihn vor den Operationen immer genannt haben. Es ist ein langgezogener, abgeholzter, nach beiden Seiten stark abfallender Geländerrücken, dem man es aus der Ferne gar nicht ansieht, dass er das wohl stärkste Bollwerk der «Metaxas-Linie» darstellt. Erst wenn man genauer hinsieht, erkennt man, dass sich Bunker an Bunker reiht, Befestigungsanlagen stärksten Ausmasses, dazwischen Feldstellungen, Drahthindernisse, spanische Reiter, Panzergräben, Minenfelder, Pallisadenreihen, Höckerhindernisse. Was wir nicht wussten, war dies: der Festungsberg stellte auch eine Stadt unter Tage dar. Bis fünfzig Meter unter der Erde lagen die Mannschaftsräume und Befehlszentren, vor jedem feindlichen Angriffsmittel sicher. Sämtliche Bunker waren durch Kavernen unterirdisch verbunden und die Besatzungen brauchten sich bei Stellungswechsel keinem feindlichen Feuer auszusetzen. Aller Verkehr wickelte sich unterirdisch, auf gut ausgebauten hohen Strassenzeilen ab. Nachrichtenverbindung von Werk zu Werk, von Bunker zu Bunker war sowohl durch Telefon wie Sprachrohr möglich, die Entlüftungsanlagen waren ebenso vorbildlich wie die Wasserzuführung und die sanitären wie hygienischen Einrichtungen.

Seit zwei Stunden ist der Istibei Angriffsziel unserer Gebirgsjäger. Sturzkampfflieger und Artilleriefeuer sollten den Jägern ihre Aufgabe erleichtern, aber beide blieben ohne Wirkung. Die Sturzkampfflieger, die in mehreren Wellen eingesetzt waren, konnten infolge der vorzüglichen Tarnung die meisten Bunker aus der Höhe, aus der sie zum Sturzflug ansetzen müssen, gar nicht ausmachen und hatten im übrigen in dem bergigen Gelände unter ungeheuer schwierigen Bedingungen zu kämpfen. Die Artillerie hatte die Werkanlage mit Geschützen aller Kaliber mit vorzüglicher Trefferwirkung unter starkes Feuer genommen, aber es zeigte sich später, dass die massigen Betonklötze kaum Schaden dadurch gelitten hatten. Die Gebirgsjäger hatten also die Last des Angriffs allein zu tragen.

In ungestümem Angriffsgeist drangen die Jäger vorwärts, so dass sie zwei Stunden nach Kampfbeginn bereits den Werkeingang am Osthang des Istibei erreicht hatten. Um 8 Uhr morgens war der gesamte Festungsberg in deutscher Hand. Jäger und Pioniere lagen auf den aus allen Rohren feuernden Panzerkuppeln und versuchten, die Scharten der Kuppeln zu verdämmen, um den Feind zur Einstellung des Feuers zu zwingen. Acht Bunker waren durch Scharten Sprengung ausser Gefecht gesetzt, sechs weitere Bunker, in deren Entlüftungsröhre Sprengmunition geworfen wurde, stark mitgenommen.

Der Angriff lief vorzüglich. Der Bataillons-Gefechtsstand hatte sich bereits auf dem Istibei eingerichtet. Aber mit Ausnahme der erledigten Bunker feuerten alle anderen Anlagen mit unverminderter Heftigkeit. Die Werke lagen im gegenseitigen Feuerbereich, so dass unsere Jäger ständig auf das höchste gefährdet waren. Sie sahen natürlich nicht teilnahmslos zu, sondern rückten dem Gegner weiter zu Leibe. Einzelne Gruppen versuchten, mit Stangen geballte Ladungen in die Scharten zu stossen, andere standen knapp neben den feuernden



In der sogenannten Metaxaslinie kämpften griechische Truppen opfermütig für die Interessen Englands. Deutsche Sturzkampfflieger griffen ein, um unserer Infanterie ihre Aufgabe zu erleichtern.

Scharten und mühten sich, die Bunker mit Handgranaten, Leuchtpistolen oder durch Verdämmen zu erledigen.

Indessen lief der Angriff weiter. Um 9 Uhr 10 wurden Barackenlager am Osthang des Istibei genommen und zahlreiche Gefangene gemacht, die sich nicht rechtzeitig in die «Katakomben» des Berges hatten zurückziehen können. Es konnte nur noch eine Frage von Stunden sein, bis alle Werke des Istibei in deutscher Hand waren.

Jetzt aber spielte der Gegner seine Trümpfe aus. Er legte ein vernichtendes Artilleriefeuer auf den Istibei. Sämtliche flankierenden Batterien der starken Befestigungsanlagen auf dem Popotlivica und dem Saltanitza schossen sich mit allen Kalibern bis zu 15 cm auf die Istibei-Kuppe ein. Volltreffer auf Volltreffer schlug in die deutschen Linien, die Ausfälle waren dadurch gross. Die Lage unserer Jäger war schwer. Sie mussten sich zwischen den eroberten Bunkern not-



Kampf um ein Postenhaus an der bulgarisch - griechischen Grenze.

dürftig eingraben, ohne dadurch einen sicheren Schutz zu haben. Von der Höhe konnten sie auch nicht herunter, da sie dann wieder offen im Feuerbereich der Bunker waren.

Zehn Stunden lang trommelt die feindliche Artillerie und zehn Stunden lang halten unsere Gebirgsjäger stand. Das ist das Heldenlied vom Istibei, das ist die Bewährung deutschen Soldatentums, wie man sie treffender kaum erleben! Die Jäger beissen sich an der Kuppe fest und sie geben auch nicht einen Fuss breit eroberten Bodens wieder her. Mit Steinen, Ästen und Sand rücken sie weiter den Bunkerscharten zu Leibe. Die griechischen Besatzungen wehren sich tapfer und verzweifelt, aber ein Bunker nach dem anderen muss sein Feuer einstellen. Ein Gegenstoss der Griechen bleibt im Feuer unserer Artillerie liegen.

Am Nachmittag unternehmen die Griechen aus bisher unbekannten Ausgängen des Werkes einen erneuten Gegenstoss. Aus nächster Entfernung greifen sie den Bataillons-Gefechtsstand mit Handgranaten an. Unter starken Verlusten werden sie zurückgeworfen. Gegen 15 Uhr 30 hat das feindliche Artilleriefeuer wieder an Stärke zugenommen. Die Jäger nehmen an den Bunkern und in den gesprengten Scharten Deckung. In den kurzen Feuerpausen wird verbissen wei-

ter verdammt. Um 16 Uhr schlägt ein Volltreffer in eine Infanteriegeschützkompanie und tötet den Kompanieführer und den nächstältesten Leutnant. Aber der Berg wird gehalten!

Um 16 Uhr 30 unternehmen die Griechen erneute Gegenvorstösse, die mit blutigen Verlusten für sie abgewiesen werden. Um diese Zeit schiesst der grosse Südosteckbunker immer noch, ebenso feuern auch drei Bunker am Nordhang und zwei oder drei am Südhang noch aus allen Rohren. Um 17 Uhr setzen die Griechen zu einem erneuten Gegenstoss von der Seite an, um im Schutze ihrer Bunkerwaffen den Jägern in den Rücken zu fallen. Der Angriff geht wieder im Feuer unserer Artillerie unter. Um 17 Uhr 25 wird das griechische Artilleriefeuer noch stärker. Die Treffer liegen so gut, dass der Kommandeur die Aufreibung seines Bataillons befürchtet. Ein anderes Bataillon wird vom Regimentskommandeur zur Ablösung bereitgestellt.

Um 19 Uhr endlich lässt das griechische Artilleriefeuer nach. Gebirgsjäger und Pioniere richten sich in der einfallenden Nacht ringförmig um den Istibei zur Verteidigung ein. Gegen 20 Uhr klopfen die Bunkerbesatzungen an die Wände und suchen Verbindung mit den deutschen Belagerern. Eine Verständigung ist aber infolge der sprachlichen Schwierigkeiten nicht möglich. Am nächsten Morgen stellt sich heraus, dass die Griechen längst kampfmüde gewesen sind. Am Nachmittag des ersten Kampftages, um 16 Uhr, hat in der Festung eine Abstimmung stattgefunden, ob man weiterkämpfen oder kapitulieren solle. Die Mannschaften stimmten für Übergabe der Werke, was am Widerspruch junger griechischer Offiziere scheiterte.

In Schutze der Nacht steigt ein beherzter Gebirgsjäger durch ein Sprengloch in einen Bunker ein, tastet sich viele Treppen hinunter in einen langen, hohen Gang vor, wo er auf rasendes Feuer aus Maschinenpistolen trifft. Es gelingt, zurückzukommen. Tiefe und Art der Befestigungen sind damit einwandfrei erwiesen. Nachts um 11 Uhr unternehmen die Griechen nochmals einen Gegenstoss, bei dem sie sich blutige Köpfe holen. In Laufe der Nacht wird den Pionieren Benzin und Sprengstoff zugeführt, mit denen am frühen Morgen weitere Scharten kampfunfähig gemacht werden. Zwei Drittel aller Scharten sind bereits im Laufe der Nacht verdammt worden. Durch starke Sprengungen werden im Frühlicht des jungen Tages Eingänge in das Werk geschaffen. Ein Zugführer der Pioniere dringt unterirdisch dreihundert Meter in das Werk ein und wird in einen harten Kampf mit einer Übermacht verwickelt. Es gelingt ihm, sich wieder vom Feinde zu lösen.

Das hartnäckige Durchhalten der Gebirgsjäger aber hat den Griechen das Herz abgekauft. Um 11 Uhr 15 erscheint der Kommandeur des Istibei, ein Major, am Festungseingang mit der weissen Fahne und gibt das Werk sowie 13 Offiziere und 488 Unteroffiziere und Mannschaften in die Hand des deutschen Kommandeurs. Man achtet den tapferen Gegner, wie es deutscher Soldaten Brauch ist und spricht ihm alle Anerkennung für die hartnäckige Verteidigung aus. Der griechische Major ist sehr niedergeschlagen. Es ist ihm vollkommen unfassbar, dass ein Festungswerk wie der Istibei überhaupt fallen konnte. «Und das in 24 Stunden!» fügt er mit bitterem Lächeln hinzu. In welch wunderbarem Licht erscheint die Leistung unserer Gebirgsjäger in dieser Feststellung des Gegners!

IN DAS HERZ MAZEDONIENS

Mittelgebirge begrenzt Jugoslawien im Osten gegen Bulgarien. Nur wenige Verbindungen überqueren diesen natürlichen Grenzwall, aber die Übergänge erfolgen über etwa 1200 m hohe, sanfte Einsattelungen im Verlauf der plumpen Rücken des Grenzgebirges. In einem engen, schwer gangbaren Tal läuft die Strasse weiter.

In diesem, mit Hindernissen gespickten Gelände haben wir uns mit der Vorausabteilung einer Panzerdivision, die sich hauptsächlich aus Steirern und Kärntnern zusammensetzt, «durchgeboxt», ununterbrochen vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht unterwegs oder im Kampf. Als wir am Abend in einer flachen Senke an der letzten Enge die Sicherung zur Nacht ausstellen, überschauen wir rückblickend noch einmal das Tagewerk in seinen vielen, kleinen Bildern.

Als wir an der Grenze antraten, sprachen die schweren Waffen das erste Wort. Es «singt» uns noch in den Ohren von dem Feuerüberfall unserer schweren Pak-Geschütze und der Flak, als wir die serbischen Grenzbefestigungen knackten. Eine halbe Stunde nachher standen wir schon über einen Kilometer weiter auf serbischem Boden.

Wenige Minuten nur, da waren die Bunker und die Grenzhäuser in Trümmerhaufen verwandelt. Es war ein gespenstisches Bild. Tief im Osten die blutrot aufgehende Sonne und in den Tälern der Morgendunst mit den dick und schwerfällig aufwärts ziehenden Staubschwaden. Neben der Strasse und von den Grenzbergen herab zog die gelbe und rote Leuchtspur unserer Geschütze kurze, rasante Striche in die weichende Dämmerung und dann stiegen auch schon grüne Leuchtkugeln auf, das Zeichen zum Infanterieangriff. Kurze Feuerstösse der MG peitschten in die Stille hinein, die durch den Stellungswechsel der Geschütze entstanden war, und hin und wieder zirpten in den Tälern dünne Gewehrschüsse; und wieder wenige Minuten, dann waren die ersten Höhen jenseits des Grenzstacheldrahtes besetzt, und in den so gesicherten Engpass der Strasse hinein ergoss sich unsere Vorausabteilung.

Die ersten Gefangenen haben wir schon zurückgeschickt; als allerersten einen Volksdeutschen, der in Serbien Militärdienst machen musste und der nun dem General, noch etwas stockend, von dem Wirbel der letzten Minuten berichtet, wie uns die Überraschung an der Grenze glückte. In den Weilern und Kalkbrennereien rechts und links der geröllreichen Strasse, die von der Passhöhe und Grenzscheide nach Kriva Palanka herunterführt, heben die gleichzeitig mit uns über die Berge vorgehenden Schützen mit ein paar Feuerstössen die geringen Widerstandsnester aus. Wir auf der Strasse finden wenig aktiven Widerstand, aber die Brücken, die haben die Serben ausnahmslos und gründlich zerstört.

Kurz vor dem Dorf haben die Serben eine stärkere Strassensperre angelegt, aus der ein wütendes Kleingewehr unsere zum Sturm angesetzten Pioniere empfängt. Der Kommandierende General unseres Korps, der sich inzwischen der Vorausabteilung angeschlossen hat, holt persönlich auf einem Krad schwere Infanteriegeschütze und Panzerjäger nach vorn und dann ist es mit der Sperre schnell vorbei. Wieder strömt ein Zug Gefangener nach hinten, aber im Dorf selbst werden es noch mehr, die den Weg zurückmarschieren, den wir uns in einigen Stunden freigekämpft haben. Ein ganzes Arbeitsbataillon wird geschnappt, darunter viele zu diesem Dienst gepresste Batschka- und Banatdeutsche, die mit



Die ersten Gefangenen an der bulgarisch-serbischen Grenze: ein Volksdeutscher, ein Ungar und ein Kroat. Ziemlich hergenommen von der Heftigkeit des Gefechtes, das eben über sie hinweggebraust war, kamen sie unseren Soldaten entgegen. Bildberichter Helmut Koch fiel wenige Minuten, nachdem er diese Aufnahme gemacht hatte, einer serbischen Kugel zum Opfer.

lauten Rufen und manchmal überströmender Dankbarkeit immer wieder unsere Hände drücken und uns als ihre Befreier begrüßen.

Um diese Stunde marschieren schon unsere Kampfwagen und die schweren Waffen und Schützen in gepanzerten Transportwagen hinter uns. Mit Ungestüm brechen sie aus dem Engpass hervor, überholen die im Dorf rastenden, von dem Sturm Lauf über Berg und Tal stark mitgenommenen Schützen und nehmen die Verfolgung des weichenden Feindes auf, der sich, getreu seiner Weltkriegstaktik, auf die nun schon mehr von der Strasse abgesetzten Berge zurückzieht. So rasant wird die Fahrt, dass keine der grossen Strassenbrücken gesprengt werden kann. Nur eine kleine, alte Holzbrücke ist angezündet, die verkohlten Reste ihrer morschen Balken werden gleich als Unterlagen für die Furt mitbenutzt.

Hinter der gepanzerten Spitze der Vorausabteilung marschieren die Schützenbataillone, nun wieder in ihren Fahrzeugen, die leichte und schwere Artillerie, Panzerjäger und Flak. Der Keil, den die Panzer auf der welligen, ununterbrochen die Richtung wechselnden Strasse in den Feind treiben, schliesst sich vorläufig nicht. Erst am frühen Nachmittag, als die letzte Enge vor dem grossen Becken von Stracin mit unseren vordersten Teilen erreicht ist, entsteht eine brenzlich anmutende Situation. In einen runden Kessel, zu dem sich die sonst so schmal und brüchig dahinziehende Strasse erweitert, fahren die gepanzerten Fahrzeuge mit dem Führungsstab unserer Vorausabteilung ein, aber bei der Ausfahrt empfängt sie ein solch wütendes Artillerie- und Pakfeuer, dass sie sich bis zur Ankunft der schweren Waffen in den Talkessel zurückziehen muss. Die Strasse nach hinten ist inzwischen auch abgeschnitten und nun bleibt nichts anderes übrig, als eine Wagenburg zu bilden und in deren Schutz so lange auszuharren, bis die durch Funk herangeholte Verstärkung sich durchschlagen kann. Es werden böse dreieinhalb Stunden für das kleine Häuflein. Die MG-Geschosse klatschen nur so gegen die Panzerung, die Pakgeschosse schlagen böse Beulen und die in der alles beherrschenden Höhe 1284 verborgene schwere feindliche Artillerie schickt unaufhörlich ihre eisernen Grüsse herüber. Denn das ist des Rätsels Lösung: diese Höhe gewährt auf viele Kilometer Sicht und beobachtetes Schussfeld, und sie ist mit Waffen aller Art förmlich gepflastert, die die Vormarschstrasse zunächst uneingeschränkt beherrschen.

Unter persönlicher Führung des Divisionskommandeurs wird die Entsetzung der Panzerspitze vorgenommen. Zuerst unternimmt die angeforderte Sturzkampfstaffel im Rücken des Feindes einen Angriff. Sturmgeschütze schwersten Kalibers fahren angesichts des Eisen und Feuer speienden Berges auf und jagen ihre «Koffer» mit sichtlicher Wirkung über die Köpfe der eingeschlossenen Spitze zur Höhe. Schwere Flak besetzt schneidig die Berghänge beiderseits des Kessels und bringt die erste fühlbare Entlastung. Mit der Panzer-Beobachtungs-Batterie ist die genaue Lage der feindlichen Ziele bald ausgemacht und gleich hinterher werden sie von der leichten und schweren Artillerie niedergehalten. Unaufhörlich kreisen dazu die «He» über uns und korrigieren die Schüsse. In diesem Feuerchutz gelingt das Aufschliessen der Schützenbataillone zur Panzerspitze. Ohne in ihrem einmal angesetzten Stoss aufzuhören, geht die Säuberung der stark ansteigenden Höhen weiter, von allen Seiten belfern die Maschinengewehre in die Nester am Berghang, und als die beiden Generale am späten Nachmittag den Schlussangriff auf die Höhe beobachten, wissen sie die Strasse und die zunächst liegenden Hänge im Besitz der Vorausabteilung.

Aber noch sind die Feldbefestigungen und die Unterstände des Gegners wirksam. Ein einigermaßen gesichertes Weiterkommen führt nur über ihren Besitz.

So werden bei diesem Schlussangriff alle verfügbaren schweren Waffen angesetzt. Im Schutz des zusammengefassten Feuers gelingt der Einbruch in das Befestigungssystem. Unaufhörlich tacken die Leuchtpurgeschosse der Panzerjäger in und um die Scharten, die Flak wühlt grosse schwarze Erdwolken auf und die Granaten der auf der Höhe aufgefahrenen Kanonenpanzer und der Artillerie liegen haargenau auf den Kasematten. Einschlag auf Einschlag sitzt. Der späte Abend bringt die Eroberung der Höhe durch den letzten entscheidenden Angriff der Sturmpioniere. Während schnell die Dunkelheit hereinbricht, geht die Säuberung der umliegenden Befestigungen vor sich. Über 1000 Serben können noch lebend auf der Höhe gefangen werden, eine weit grössere Anzahl liegt unter den Trümmern begraben.

Völlig verstört von dem ungeheuren Eindruck, den das deutsche Feuer auf sie gemacht hat, lassen sich die Gefangenen abführen.

Im nächtlichen Dunkel liegen die Berge um unseren Lagerplatz. Hin und wieder knattert es auf den Höhen, wenn der Feind mit schwachen Kräften vorführen mag. Wir wissen, dass in dieser Nacht das Gros unserer Panzerdivision zu uns aufschliesst. Morgen früh sind wir zum Stoss in das Herz Mazedoniens dann gut gerüstet.

MARSCH - MARSCH, SÜDOST!

Im Rücken liegt die Weite,
der Heimat trautes Spiel,
Kam'rad an meiner Seite,
uns ruft ein neues Ziel!

Marsch - Marsch, Südost!
Der Weg ist frei.
Es klingt in Herz und Ohr
und über Berge, Täler, Meere:
Südost marschiert jetzt vor!

Im Angesicht der Väter
ein starkes Volk stürmt vor
zu Land, im Meer, im Äther
und sprengt sich jedes Tor!

Marsch - Marsch, Südost!
Der Weg ist Frei.
Es klingt in Herz und Ohr
und über Berge, Täler, Meere:
Südost marschiert jetzt vor!

Kein Zögern, kein Ermüden,
Kam'rad, nimm meine Hand.
Im Norden und im Süden
gehts gegen Engeland!

8. April 1941... Trotz zahlreicher Geländeschwierigkeiten und Strassenzerstörungen wurde der Angriff der deutschen Truppen an der serbischen und griechischen Front gegen zähen feindlichen Widerstand mit Erfolg fortgeführt....

BUNKERBERG 510 ERGIBT SICH

Als die Sonne sank, war unsere Division durch das Engtal südlich von Makaz vorgedrungen. Hier brachte der vorgelagerte kegelförmige Bunkerberg 510 plötzlich den ganzen Heerbann zu Stehen. Zwar hatte unsere brave Flak schon etwa 10 Bunker geknackt und unschädlich gemacht, aber immer noch lag die enge Talstrasse unter schwerem MG- und Granatfeuer. Leider waren hierbei auch Opfer an Toten und Verwundeten zu beklagen. In allen Gesichtern war an diesem Abend verbissener Ingrimms über diese Wahnsinnstat der Griechen zu lesen.

Seither sind kaum 24 Stunden vergangen. Die Griechen sollten es so haben, wie sie es wollten. Schwer und massig kriechen gewaltige Zugmaschinen der Artillerie mit ihren dicken Brocken über Strassen und Hänge in Stellung. In kurzer Zeit recken sich drohend etliche Dutzend der langen Rohre gegen den Befestigungsberg. Zahlen fliegen hin und her, Tabellen werden gestellt. Die einzelnen Geschütze melden nach kurzem Punktschiessen «Geschütz feuerbereit», und dann setzt ein Donnern und Krachen ein, dass die Erde bebt und die Berge widerhallen. Ununterbrochen speien die Stahlrohre Tod und Verderben auf den Bunkerberg. Sind die Rohre einer Batterie heiss, dann feuern die Nachbarbatterien mit erhöhter Kraft weiter. Diese unerbittliche Sprache werden sie nun auch dort verstehen, wo die Vernunft nicht reichte.

Inzwischen sind Gebirgspioniere bis an den Fuss des Festungsberges herangekrochen. Bis an die Zähne bewaffnet warten sie auf den Augenblick, in dem das mörderische Feuer der Artillerie aussetzt, um dann ihre Aufgabe durchzuführen. Der Führer des Stosstrupps, ein junger Leutnant, gibt noch kurz die letzten Befehle und dann kennt jeder den Auftrag: von unter her die Bunkerlinie durchstossen und die Höhe besetzen.

Noch immer hageln die schweren Granaten auf den Berg nieder. Die ganze Kuppe ist in Rauch und Staub gehüllt, die Luft riecht nach Schwefel und Erde. Und nun ganz plötzlich setzt das Artilleriefeuer aus, die Pioniere springen vor und arbeiten sich den Berg hinan. Für die starken Stacheldrahthindernisse haben sie gestreckte Ladungen vorbereitet. Eine Detonation und schon ist eine Gasse durch das Draithindernis frei. Ein Maschinengewehr hält den ersten Bunker in Schach, während die Pioniere einzeln durch das Draithindernis aufwärtsstürmen. Am ersten Bunker zischt ein Flammenwerfer auf und spritzt seine Feuergarben in die Schiesscharten. Noch eine geballte Ladung in das Betonmaul und dann ist von diesem Betonklotz nichts mehr zu fürchten. Ein Bunker nach dem anderen wird erledigt und nach knapp einer Stunde schweigt der ganze Berg. An Stelle der griechischen Flagge wird die Hakenkreuzflagge gehisst. Ohne Verlust eines einzigen Mannes wurde dieser Bunkerberg von unseren Soldaten genommen. Einer von den Pionieren zündet sich eine Zigarette an und meint mit seinem Salzburger Dialekt: «Dös hätt' ma!» Die gesamte 420 Mann starke Besatzung mit Offizieren wird gefangen genommen.

Wir betreten nun den Haupteingang zu den Befestigungsanlagen und sehen sofort, dass es sich um eine ganz modern ausgebaute Befestigungsanlage han-



Erstürmung eines Bunkers in der Metaxaslinie.

delt. Erst jetzt erkennen wir, welch gewaltiger Befestigungsanlage wir gegenüberstanden und freuen uns doppelt über den errungenen Sieg. Jetzt ist die Strasse frei. Zwar kommen noch gesprengte Strassenteile, aber das vermag den Heerbann nicht mehr wesentlich aufzuhalten. Es geht hinab vom Gebirge in die Ebene und ganz draussen am Horizont glänzt bereits der erste silberne Schimmer des Ägäischen Meeres.

STURM ÜBER DEN NESTOS

Bums... drei kleine schwarze Dreckwolken liegen ganz in unserer Nähe. Die Griechen haben sich auf diese Strasse schon eingeschossen. Stück für Stück kommen sie mit jedem Schuss näher, aber der vierte Schuss bleibt aus, der genau auf den Weg getroffen hätte.

Unsere Artillerie beschiesst die befestigten Stellungen drüben am Nestosufer. Unaufhörlich und gar nicht so hoch über unsere Köpfe hinweg sausen die Granaten durch die Luft. Man hört ganz deutlich den Abschuss, aber schon ist die Granate in der Luft und dann ist drüben am felsigen Ufer eine Dreckwolke zu sehen oder ein Feuerschein steigt in die Höhe. Die Geschosse der Flak oder der Sturmartillerie fliegen gegen die Felsen. Manchmal sieht man die schmalen Streifen der ausgehobenen Gräben oder einen schwarzen Fleck. Das ist ein Bunker. Die Griechen schiessen mit Überlegung. Nur wenige Schuss jagen sie von Zeit zu Zeit aus ihren MG, um die Stellung nicht zu verraten.

Dann aber steigt der Schleier des Abends über die Hügel und Berge. Und es wird leichter, den Feind zu finden, weil die Feuerscheine der MG sichtbar werden. Der Qualm der in Brand geschossenen Häuser zieht schwerfällig durchs Tal. Dahinter aber verbergen sich die MG-Nester des Feindes.

Schwierig ist das Gelände und von allen Seiten feuern die feindlichen MG in die einzusehenden Höhen. Sogar die Rückenhänge sind zu bestreichen. Nur ein kleiner toter Winkel bietet Schutz. Aber die Granatwerfer der Griechen haben auch hier ein wenig Unruhe gebracht. Da rollen die ersten schweren Kolosse der Sturmartillerie nach vorne.

Das Ufer des Nestosflusses ist mit dichtem Gestrüpp bewachsen; kein Mann kann hindurch. Die eisernen Raupen der Sturmpanzer aber mahlen wie bei einem Spiel darüber hinweg und bahnen so der Infanterie und den Sturmpionieren den Weg nach vorne. Der Kamerad der Sturmartillerie tut hier seinen grossen Dienst. Die MG-Garben klatschen gegen die Panzer. Nur kleine Schrammen sind zu sehen oder winzige Beulen, aber wie ein Regen auf ein Fensterglas, — nur mit einem anderen Vorzeichen, so hört es sich an.

Die Geschütze der Sturmartilleristen feuern gegen die erkannten Ziele. Fünf MG schweigen schon! Dann können die ersten Pionierstossgruppen nach vorne. Die Sturmgeschütze ziehen die Flossäcke hinter sich her und nehmen die Männer unter den Schutz ihrer Panzer. Da steigt ein Geschützführer eines Sturmgeschützes aus seinem Panzer und hilft den Pionieren, das Boot ins Wasser zu bringen. Unaufhörlich schiesst der Kanonier an seiner Kanone im Panzer weiter. Das erste Schlauchboot setzt vom Ufer ab. Die feindlichen Maschinengewehre feuern, was sie nur können. Das Boot hat Treffer. Links und rechts sieht man im

Wasser die Einschlüge. Es ist wie ein Regen auf dem Fluss. Zwei Soldaten springen ins Wasser. Sie schwimmen dem Ufer zu. Das Boot treibt ab. Langsam füllt es sich mit Wasser. Der Dritte ist nicht da. Ein Leutnant hat einen vierten Soldaten ans Land gezogen. Auch er ist verwundet, aber hier schlägt das Soldatenherz schneller, als der Verstand zu denken vermag, oder der eigene Schmerz zu empfinden ist. Für den Dritten aber steht bald in einer Liste das Wort «vermisst». Es ist bitter, aber so ist die Wirklichkeit. Dann wird irgendwo am Ufer ein Soldatengrab sein, wo wieder Blumen wachsen und über das einfache Holzkreuz ist ein Stahlhelm gestülpt und fremde Menschen werden ehrfurchtsvoll darauf zeigen. «Hier liegt ein Germanski...»

Die ersten Männer in den nächsten Booten aber erreichen drüben das Ufer. Wieder verfluchte Schwierigkeiten. Alles scheint des Teufels zu sein. Die Wiesen sind Berieselungsgebiet. Die Soldaten, Sturmpioniere und Infanteristen, stehen bis an die Knie im Wasser. Sie dürfen sich nur wenig rühren, um nicht gesehen zu werden. Aber die Bereitstellung wird durchgeführt. Der Sturm kann bald beginnen. Es sind Soldaten, die schon in Polen und in Frankreich ihre Feuertaufe bekamen. Alle Schwierigkeiten werden überwunden. Die ersten Bunker sind bald genommen. Der Feind ergibt sich oder zieht sich zurück.

Mit der aufgehenden Sonne des nächsten Tages ist der Nestos-Abschnitt in deutschen Händen. Trostlos sehen die verlassenen Stellungen aus. Tornister, Munition, Waffen, allerlei Geräte und sogar die vollen Essnapfe mit Reis stehen da herum. Es ist der Anblick von Sieg und Niederlage.

Damit ist der Weg frei. Hier beginnen die ersten Arbeiten der Pioniere. Drüben am Ufer haben die ersten Kräder den Boden erreicht und rollen schon ab...! Eine Fähre hat sie übersetzt. Es dauert nur kurze Zeit, bis ein Fussteg über die gesprengte Brücke geschlagen ist. Drüben kommen die ersten gefangenen Soldaten. Sie haben ihre Soldatenkleider weggeworfen und sich im nächsten Dorf Zivilsachen angezogen. Aber die Stiefel oder einzelne Sachen verraten sie wieder. An der Brücke werden sie aufgehalten, gesammelt und zur Arbeit herangezogen. Das alles sind Bilder, die sich in wenigen Stunden ablösen.

9. April 1941... Schnelle Truppen und Infanterie-Divisionen unter dem Befehl des Generalfeldmarschall List haben aus Bulgarien heraus vorgehend die jugoslawische Grenzverteidigung durchbrochen, sind trotz schwierigen Berggeländes über 100 km tief in das Becken von Skoplje vorgestossen und haben den Wardar überschritten. Damit ist die Trennung zwischen den jugoslawischen und griechisch-englischen Streitkräften vollzogen. Weiter südlich stiessen andere Verbände über den Doiransee auf griechisches Gebiet vor.

An der griechischen Grenze durchbrachen dem Generalfeldmarschall List unterstehende Gebirgs- und Infanteriedivisionen unterstützt von Sturzkampffliegern und Flakartillerie nach erbittertem Ringen die sogenannte Metaxaslinie, einen in jahrelanger Arbeit in das Gebirge eingebauten, neuzeitlichen Befestigungswall....

SKOPLJE - IN 36 STUNDEN

Wer Skoplje hat, der ist Beherrscher von Mazedonien. Die Strasse von Jugoslawien nach Griechenland kreuzt hier die von Bulgarien kommende Ost-West-Verbindung. Die Eisenbahnstrecke von Belgrad nach Saloniki über Nisch, die einzige überhaupt, die von Serbien noch ins Ausland führt, entlässt hier die an die albanische Grenze führende Schmalspurbahn. Wer Skoplje hat, verfügt über den Schlüssel zum Süden Jugoslawiens und schliesst alles, was nördlich davon steht, endgültig ein. Wir haben Skoplje!

In 36 Stunden haben wir es geschafft. Am frühen Morgen brechen wir wieder mit der Vorausabteilung auf. Gestern ist der Adjutant des Kommandierenden gefallen, dicht neben seinem Chef, aber der General ist heute mit genau dem gleichen Elan wieder ganz vorn. Hinter der Stracinhöhe und hinter der Pcinja-

Der erste Widerstand der Serben an der Grenze westlich von dem bulgarischen Städtchen Küstendil ist gebrochen. Vorbei am brennenden jugoslawischen Grenzhaus beginnt der Vormarsch durch Mazedonien.





Vor Skoplje hatten unsere Flieger den serbischen Aufmarsch mit wohlgezielten Bombenwürfen gestört. An einer Stelle sass eine Bombe genau an der Kreuzung der wichtigsten Strasse mit der Hauptstrecke der Bahn. Durch einen riesigen Trichter waren beide Verkehrswege zerrissen.

brücke setzt sich der Feind noch einmal. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Auftrag ist kurz: Tagesziel Skoplje! Eine Sturzkampfpielergruppe wird durch Funkspruch alarmiert, und ehe noch eine halbe Stunde vergangen ist, sehen wir die bekannten Raubvogelschattenrisse auftauchen. Das heisst, zuerst hören wir das Motorengeräusch, das Singen der Ju 87, und da hinein mengt sich — furchtbar und entnervend für die Ohren des Feindes — das Heulen der Sturzkampfmaschinen. Dann das bekannte Bild: Über die Tragfläche kippt die Ju ab und zielt ihre Bombenlast auf die Widerstandsnester. Hier kann es weiter gehen.

Tote, in der südlichen Hitze bereits aufgedunsene Pferde, liegen im Strassen-graben, lebende Pferde haben die Holzsättel abgeworfen und galoppieren kreuz und quer über die Felder. Ein leichter Regen nieselt in der Morgenfrühe aus den Gewitterwolken vor uns. Er vertreibt den Staub von der Strasse und verwandelt den Sand, der bisher in den Wagen gejagt wurde, in klebrige Kleiespritzer, vor denen nur ein Herunterkurbeln der Scheiben bewahren kann. Das gibt eine Tropenluft im Innern des Wagens, und da sind die Spritzer doch dem langsamen Erstickungstod vorzuziehen. Ein paarmal kommen feindliche Bomber über die Strasse und unternehmen Störungsversuche. Sie kommen vergeblich.

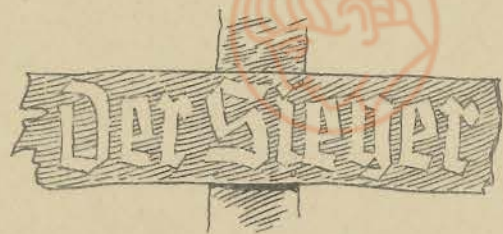
Dann weichen die Berge zurück, ihre schneeige Silhouette bleibt im Rücken. Vor Kumanovo müssen noch einmal die Panzer her, um einen letzten organisierten Widerstand zu brechen. Das ist das Werk von einer knappen halben Stunde. Die Strasse aber, die nach Skoplje führt, ist nun frei für einen Sturmangriff, wie er uns immer unvergesslich bleiben wird.

Die Marschfolge hat sich geändert. Bei dem ungestümen Vordrängen nach vorn ist eine schnelle Schützenkompanie an die Spitze befohlen. Die Panzer

können das Tempo nun nicht mehr mithalten. In den Dörfern dicht an der Strasse lagern noch die serbischen Kompanien und Bataillone, die auf den Abmarsch zur Grenze warten. Wir scheuchen sie auf, ein paar Warnungsschüsse genügen, dann reissen sie die Hände hoch und kommen nachgelaufen. Ihre Ausrüstung ist noch dürftig, aber ihre Zahl häuft sich in einem Ausmass, dass uns bei weniger Kriegserfahrung vielleicht der Gedanke käme, erst reinen Tisch zu machen. Aber die Überraschung muss uns ja Skoplje sichern.

Längst schwankt der Tachometer zwischen 40 und 60 km/Std. Auf zwei Fahrbahnen der Betonstrasse geht es im Eiltempo in die Stadt hinein. An den Kasernenzäunen stehen Aberhunderte von frisch mobilisierten Serben und vor den Toren stehen die Unteroffiziere aufgereiht wie bei einer Parade. Noch schneller als das Gerücht von unserem Durchstoss sind wir in Skoplje gewesen.

Die Büffelkarren mit dem Brückengerät vor der Stadt schieben wir und die Leiterwagen stossen wir in den Graben. Die Wardarbrücken fallen unversehrt in unsere Hand und das Korpskommando wird ausgehoben. Das wütende Feuer aus vielen Dachluken und Kellerfenstern bringt unsere kleine Vorausabteilung nur noch auf höhere Touren. Bei Einbruch der Dämmerung sind die vier Ausgänge Skopljes gesichert. Mit sinkender Nacht wird mit der Säuberung der Stadt begonnen. Wir sind Herren von Skoplje!



Zum Tode eines PK-Bildberichters

Das Bild, das Bild! Das grosse Kampfgeschehen!
Das Feuer, das die anderen niederzwingt,
reisst ihn empor. Und, sieh, das Bild gelingt,
die grosse Stunde kann nicht mehr vergehn.

Doch mit dem Licht des Bilds in das Gerät
drang ihm das Blei des Feindes in die Brust.
Der Bilder bannte als die höchste Lust,
des Bild erlosch, vergangen und verweht.

Dies also ist der Preis des Neids der Zeit:
der ihrer ewigen Flucht ein Bild entriss,
des Bild soll jäh vergehn in Finsternis.
Doch, sieh, nun glänzt es in Unsterblichkeit.



PANZERDURCHBRUCH NACH SALONIKI

Endlich ist die Brücke fertig geworden, die die fliehenden Serben sprengten. Nun können die Panzer wieder vor. Unsere Pioniere haben grossartig gearbeitet. In diesem Gelände kommen sie nicht zur Ruhe. Das sind keine glatten, ebenen Asphaltstrassen wie im Westen. Hier geht der Vormarsch in Schluchten und über Wildwässer auf Wegen zweiter und dritter Ordnung vor sich. Hier winden sich die Strassen in endlosen Serpentin an Steilhängen zu Passhöhen empor, die der Feind noch beherrscht. Und drüben geht es dann nahe dem Durchbruch an Abgründen vorbei durch winkelige Dörfer mit der grösstmöglichen Geschwindigkeit, die die Lage erlaubt, immer weiter südwärts. Das Band der Strasse wird häufig unterbrochen durch die breiten Läufe der Gebirgsbäche. Oft sind die primitiven Holzbrücken zerstört oder zu schwach für die schwere Last der Panzer. Manchmal glückt es, unter Verzicht auf die Brücke direkt durch den Bach zu fahren. Hier aber mussten wir warten. Denn wo die Strasse plötzlich abbriss, schäumte zehn Meter unter uns ein reissender Fluss. Und dieses Loch musste erst von den Pionieren geflickt werden. Das bedeutete einige Stunden Aufenthalt. Eine schwer erträgliche Geduldsprobe für die vorwärtsdrängende Truppe. Doch nun war sie überstanden. Die rastenden Kolonnen kommen wieder in Bewegung.

Steil steigt drüben die Strasse. Ein paar Kilometer Fahrt, dann erhalten wir Feuer unterhalb einer Passhöhe vor einem kleinen Dorf. Abgesessen und in Deckung! Schützengruppen schwärmen aus, durchkämmen den Ort und seine Umgebung. Mit entschertem Gewehr geht es von Haus zu Haus. Die aufgeschreckten Bewohner treiben in fliegender Hast ihr Vieh zusammen und schicken sich an, das Dorf zu verlassen. Nur eine alte Frau ist, unberührt von allen Vorgängen ringsum, am Brunnen stehen geblieben und fährt fort, ruhig Wasser zu schöpfen.

Eine halbe Stunde später ist alles vorüber. Das Gewehrfeuer verliert sich in den Bergen. Auch die Geschütze der schweren Panzer schweigen wieder. Die ersten Gefangenen dieses Scharmützels kommen herüber. Abgekämpft und mit müden Blicken. Meist ältere Männer, die ohne jegliche Begeisterung für eine verlorene Sache kämpfen müssen. Was für ein Gegensatz zu unseren frischen, vorwärtsdrängenden, jungen Soldaten!

Es geht wieder weiter! In halsbrecherischer Fahrt über die tiefe Einkerbung eines Wildbaches. Drüben, über dem Pass, liegen die ersten feindlichen Panzer, zerschossen und ausgebrannt. Die alten Modelle französischer Herkunft hatten gegen unsere Kampfwagen wenig zu bestellen. Wir zählen acht, zehn Stück. Einige stehen noch in Flammen.

Wir fahren in die Nacht. Die Widerstandskraft des Gegners ist gebrochen. Vergebens spähen wir in die Dunkelheit. Die in diesem Abschnitt eingesetzten jugoslawischen Truppen sind entweder schon in Gefangenschaft oder geflohen. Unbehelligt passieren wir die wenigen Ortschaften bis kurz vor der griechischen Grenze. Im Schutze einer Steilwand macht die Kolonne halt.

Noch sechs Stunden trennen uns vom Morgengrauen, Stunden einer kurzen Ruhe, die wir bitter nötig haben. Der morgige Tag kann heiss werden. Wir haben ein weitgestecktes Ziel. So lagen vor Jahresfrist auch unsere Kameraden vom Norwegen-Unternehmen in ihren Ausgangstellungen bereit, dem dunklen



Am Doiransee vorbei brachen unsere Panzer über die serbische und die griechische Grenze durch, in Richtung auf Saloniki.

Spiel der Engländer im Norden Europas ein für allemal ein Ende zu bereiten. Wir werden es morgen und in den kommenden Tagen hier im Südostzipfel unseres Kontinents nicht schlechter machen.

Uns zur Linken liegt der Dojransko-See, der die jugoslawisch-griechische Staatsgrenze schneidet. Dunkle Berge umrahmen seine helle Wasserfläche und hinter ihnen steht drohend eine Gewitterwand. Es ist eine regenschwere Nacht. Ihre Geräusche sind das eintönige Lärmen der Frösche, der leichte Wellenschlag des Sees und die mit verhaltener Stimme geführten Gespräche der Männer. Grosse Tropfen platschen auf unsere Decken und Zeltbahnen, wir haben trotzdem ein paar Stunden Schlaf bekommen.

Um 20 Uhr kommt das Aufbruchsignal durch. Langsam schieben sich die Fahrzeuge nach vorn. An uns jagen die schnellen Panzerspähwagen vorüber, die gestern die ersten jugoslawischen Panzer stellten und nun mit Erkundungsaufträgen vorausgeschickt werden. Wir passieren das letzte Dorf vor der Grenze. Ruinen und alte Baudenkmäler aus der Türkenzeit beherrschen es. Seine Bewohner haben es bereits mit ihren wenigen Habseligkeiten verlassen oder stehen noch abmarschbereit in Gruppen um weisse Fahnen geschart. Um 6 Uhr spricht die Artillerie ihr erstes gewichtiges Wort, wenig später fällt kurz vor uns das helle Tacken der MG ein. Das sind die Schützenverbände, die bereits vorgegangen sind und das Feuer eröffnen.

Links liegt das jugoslawische Grenzhaus. Dahinter das griechische. Es trägt die Spuren eiligen Aufbruchs. Ein paar hundert Meter weiter verläuft eine Panzersperre. Sie ist in kurzer Zeit von den Pionieren weggesprengt. Oben auf den dünn bewaldeten Hängen entsteht Bewegung. Wir erhalten von der Seite Feuer. Schnell sind die Türme der Panzer um 90 Grad geschwenkt. Ihre Geschütze und MG funkeln dazwischen. Stosstrupps gehen vor. Ein Kampfwagen übernimmt die Säuberung des Geländes und rollt über Wiesen und Felder bergan. Wir brau-

chen nicht lange auf den Erfolg zu warten. Zwanzig griechische Gefangene kommen mit erhobenen Armen zurück, sichtlich erfreut, dass der für sie aussichtslose Krieg zu Ende ist.

Wir gönnen uns keinen langen Aufenthalt. Die Wege werden erkundet und weiter geht es durch Ortschaften, in denen die Bevölkerung erstaunt der wilden Jagd der Panzer nachblickt. Männer und Frauen erheben immer wieder die Arme zum deutschen Gruss, der hier freundschaftliche Gesinnung ausdrücken soll. Nur vereinzelt stossen wir auf Widerstand. Und der wird von den Panzern schnell gebrochen. Die Vorwärtsbewegung bleibt in Fluss. Erst vor einer gesprengten Brücke gibt es zwei Stunden Stillstand. Aus Furchen und Wäldern kommen überall griechische Soldaten hervor und geben sich gefangen. Sie wollen nicht gegen Deutschland kämpfen, das erklären sie immer von neuem. Hier hat die englische Hass- und Greuelpropaganda wenig vermocht. Auch die Zivilbevölkerung begegnet uns allerorts mit Vertrauen und offensichtlicher Freude.

Nun dehnt sich ein weites, fruchtbares Tal vor uns. Riesige Grasflächen, auf denen Kühe zu Hunderten weiden. Wir haben gute Strassen. Es ist eine Freude, wieder mal aufdrehen zu können. Unsere Marschgeschwindigkeit steigert sich stellenweise bis auf 40 Kilometer. Plötzlich brechen die Panzer aus der Marschordnung aus, rasen an uns über Äcker und Gräben vorüber nach vorn durch ein Dorf. In diesem Augenblick setzt gegnerisches Feuer ein. Die Panzer haben den Feind erkannt, biegen hinter dem Dorf ab und rasen in Kampfordnung feuerspeiend und donnernd über die Äcker. Im direkten Beschuss wird der Gegner zum Schweigen gebracht. Das alles ist das Werk weniger Minuten. Die hochgehenden Flammen bezeugen die durchschlagende Wirkung dieses mit unerhörtem Tempo und Schneid vorgetragenen Angriffs.

Nun gibt es kein Halten mehr. Eine grosse Brandwolke weist uns den Weg nach Saloniki. Das müssen die Ölbunker sein, die dort in Flammen stehen. Und rechts der Vormarschstrasse liegen griechische Infanterieverbände, die uns aufhalten sollten. Ein paar Schüsse, die im Vorüberfahren dazwischengesetzt werden, genügen, sie zur Übergabe zu bringen. Schliesslich können wir uns auch noch diese Munition sparen. Unsere Männer auf den Fahrzeugen brauchen ihnen durch Handbewegungen nur noch zu verstehen geben, dass sie hochkommen und die Waffen fortwerfen sollen. Die Griechen kommen diesen Aufforderungen ohne Zögern nach. Zu Tausenden sammeln sich die Gefangenen, marschieren längs der Strasse zurück. Wir haben keine Zeit, uns länger mit ihnen zu befassen. Wir wollen weiter. Wir haben auch keine Männer übrig, die zur Bewachung und zum Rücktransport der Gefangenen abgestellt werden können. Das ist hier auch gar nicht nötig. Die Griechen sind etwas erstaunt, dass sie sich so unbehelligt bewegen dürfen. Die nachrückenden Kolonnen werden sich ihrer schon annehmen. Unser Ziel ist Saloniki. Da vorn, wo jetzt weitere Öltanks in Flammen aufgehen, die wie eine gewaltige, weithin sichtbare Fackel am Abendhimmel stehen, muss es liegen. Und spätestens morgen werden wir drinnen sein.

WERK EHINOS

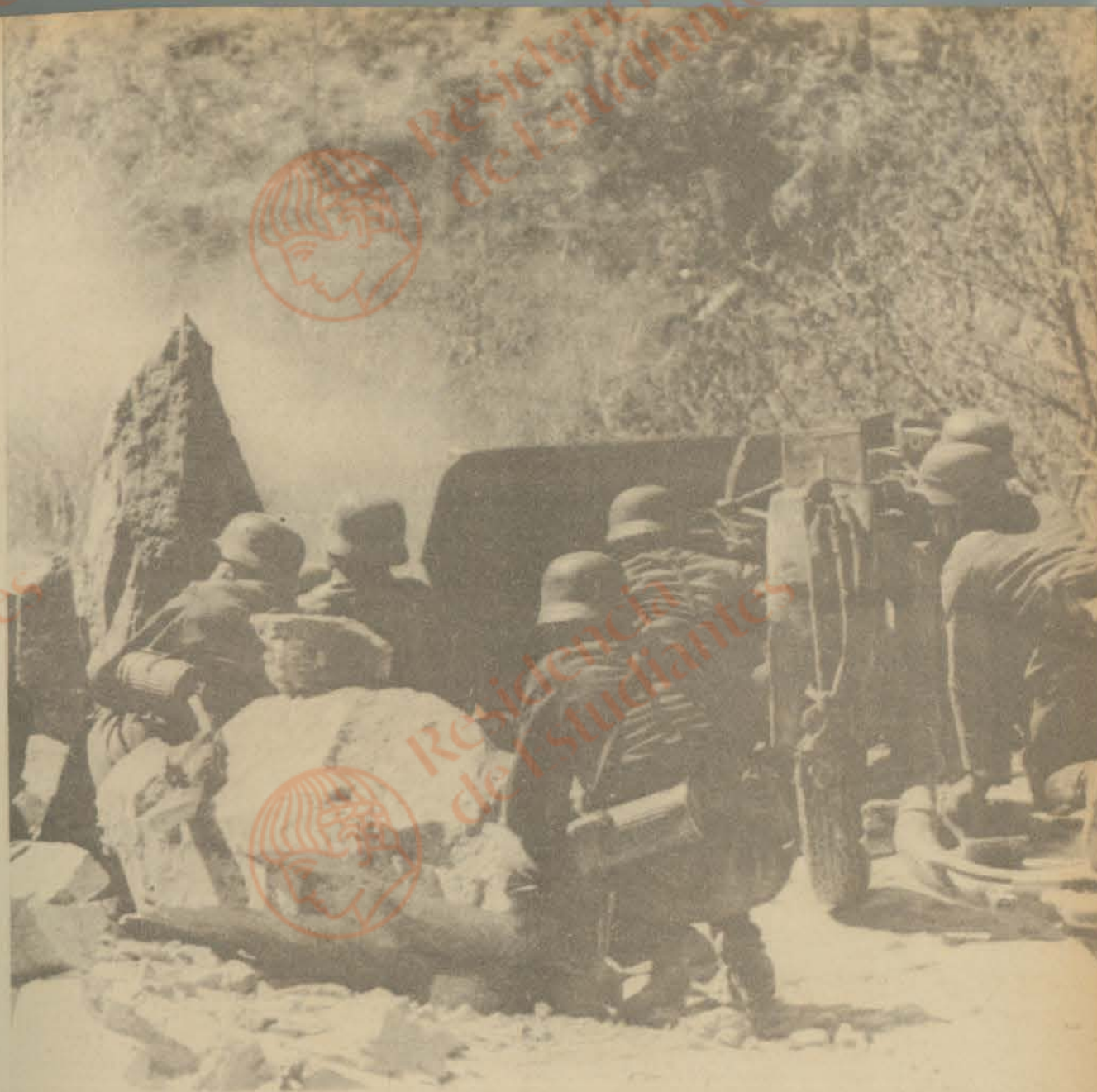
Gestern noch war er ein feuerspeiendes Ungeheuer, der über 500 Meter hohe Berg, heute liegt er still und friedlich im Glanze der Morgensonne. Die Bunkerfestung Ehinos hat am Morgen um 8 Uhr kapituliert.

Der bequeme Anstieg auf der in Serpentina hinaufführenden Fahrstrasse findet nach kurzer Zeit ein jähes Ende. Eine mit Baumstämmen verstärkte und abgestützte Steinmauer macht jedem Gefährten das Weiterkommen unmöglich. Wir umklettern das Hindernis, das sich alle paar hundert Meter wiederholt, und schlagen einen steilen Pfad ein. Wir kommen an ein von Geschossen völlig durchsiebtes Haus, dem das Dach zur Hälfte weggerissen ist. Türen und Fenster sind nur noch schwarze Löcher und drinnen herrscht ein Chaos von zersplittertem Holz und verbogenen Eisenstangen. Hier war ein MG-Nest. Und Bäume sehen wir mit seltsamen, nestartigen Verdichtungen im Gezweig: Baum-schützenstände.

Wir keuchen schweisstriefend den kaum ausgetretenen Steilpfad hinan. Die Sonne brennt bereits sommerlich herab. Ein Stacheldrahtverhau, das ringförmig den Berg umzieht, versperrt den Weg. Da wir keine Drahtscheren haben, steigen wir vorsichtig, Draht bei Draht auseinander- und herunterbiegend, über die Sperre hinweg. Ganz ohne Schrammen und Risse geht das natürlich nicht ab. Später erfahren wir, dass wir durch feindliche Minenfelder hindurchgegangen sind. Weiter hinauf! Und bald ist die hart umkämpfte Höhe, die Werkgruppe «M», erreicht.

Auf dem Plateau der Höhe bietet sich ein unbeschreibliches Bild: ein wüstes Durcheinander von zerrissenen und abgerissenen Uniformteilen, zerbrochenen Gewehren und verstreuter Munition. Hier und da noch gefallene Griechen in den verschiedensten Stellungen. Und dort unter dem Baum reckt ein tapferer deutscher Unteroffizier seine wächserne Totenhand gen Himmel. Eine Gruppe unserer Männer raucht erbeutete Zigaretten. Ihre lehmbeschmierten, zerrissenen Uniformen und ihre übermüdeten Gesichter zeugen von der Schwere des Kampfes.

Plötzlich klafft vor uns ein viereckiges Loch. Eine schmale steile Beton-treppe führt uns 30, 40, 50 Meter unter die Erde, in den Felsen. Unten gelangen wir durch ein verwirrendes Labyrinth von betonierten Gängen und Treppen in wohnlich eingerichtete Mannschaftsräume mit roh gezimmerten, weissbezo-genen Holzbettstellen, in saubere Wasch- und Toilettenräume, in Küchen, Le-bensmittelspeicher und Munitionslager. Überall sind Leitungen für Licht und Fernsprecher gelegt, ist für Frischluft- und Frischwasserzufuhr gesorgt. Schliess-lich klimmen wir in die drei Stockwerke übereinander liegenden Bunker. Der zutiefst liegende sieht toll aus: die Holzverkleidung der Schiesscharten ist völlig zerfranst; das eingebaute MG ist umgestürzt; Telefon und Lichtquelle sind zerschossen; von dem in der Einschusslinie liegenden Teil der Bunkerwand sind grosse Stücke abgesplittert. Unsere Schützen und Kanoniere haben verteu-felt gut gezielt. Der zweite Bunker sieht noch ärger aus. Hier haben unsere Männer mit grossem Schneid geballte Ladungen durch die Scharten hineinge-worfen. Das im Bunker aufgestellte Hotchkiss-Zwillings-MG ist verbogen, die ganze Inneneinrichtung zertöppert. Drei griechische MG-Schützen liegen tot am Boden, so wie das Schicksal sie dahingerafft hat. Eine grosse Blutlache hat sich gebildet, in der Munition verstreut liegt. Der dritte Bunker bietet ein nicht



Schneidige Pak nimmt einen Bunker unter direkten Beschuss. Das Geschütz und ein Teil seiner Mannschaft fielen bald nach dieser Aufnahme einem Volltreffer eines feindlichen Granatwerfers zum Opfer.

weniger wüstes Bild der Zerstörung. Die tapferen sächsischen Infanteristen und Pioniere haben ganze Arbeit geleistet.

Wir haben genug gesehen von der Werkgruppe «M». Durch eine zweite und dritte Drahtsperre, an versteckten MG-Nestern vorbei, geht es zum Kommandantenwerk hinauf. Auf der Rückseite des Berges, in halber Höhe, liegen eine Anzahl von Gebäuden im Geviert um einen Platz herum, ein richtiges Ka-sernement. Jetzt tummeln sich bereits unsere Landser, die als Wache für die

Befestigungen vorgesehen sind, auf dem Kasernenhof. Überall führen noch offene, mit Balken abgestützte Stollen in das erst halbfertige Werk hinein.

Einen solchen Stollen benutzen wir. Aufmerksam leuchten wir den Gang ab: Minengefahr! Es tropft von den feuchten Wänden. Auf dem Boden steht Wasser. Platsch, platsch, stampfen wir mit unseren schweren Knobelbechern hindurch. Dann sind wir plötzlich an einer halbgeöffneten, schweren Panzertür. Wir zwingen uns vorsichtig, ohne die Tür zu berühren, hindurch und befinden uns in einem trockenen Betongang des Werks. Auch hier liegen vorbildlich ausgestattete Wohnräume; ein richtiges Lazarett mit Medikamentenraum und Operationszimmer können wir bewundern. Eine moderne Telefonzentrale mit Verbindung zu allen Werkgruppen und Bunkern und eine Funkstation sind vorhanden. Auch Radioapparate neuester Fabrikation wurden benutzt. Aus 50 m Tiefe führt neben einer Treppe ein Schienenaufzug für schwere Munition bis in den höchsten Bunker. Aus einer Türöffnung sind wir unvermittelt wieder ins Freie gelangt. Wir stehen auf dem höchsten Punkt des Werkes.

Von hier oben haben wir einen prachtvollen Ausblick und eine vollkommene Übersicht über die gesamten Befestigungen. Das Fort Ehinós beherrscht durch seine einzigartige Querriegellage drei Anmarschstrassen, die Passtrasse von der bulgarischen Grenze, die Strasse von Xanthi und die Strasse flussabwärts nach Imurava und weiter nach Komotini. Das Fort besteht im wesentlichen aus vier Werkgruppen, von denen jede ein System von mehreren Bunkern darstellt, und aus einer Reihe von Einzelbunkern. Sämtliche Bunker sind durch Telefon — wie bereits erwähnt — und durch ein ausgebautes Grabensystem miteinander verbunden. Der Flankenschutz der Bunker ist zahlreichen MG-Nestern ringsherum übertragen. So war das Fort durch seine die Steillage ausnutzende Verteidigungstechnik eine fast unangreifbare Festung.

Die Befestigungsanlagen an der Nordgrenze Griechenlands waren stellenweise ebenso stark ausgebaut wie die Maginotlinie. Einer der Bunker nach der Erstürmung.



10. April 1941 ... Aus Jugoslawien im Wardaral vorstossende Panzerkräfte gewannen Saloniki. Die weiter ostwärts kämpfenden Truppen erreichten nach Durchbrechen der Metaxaslinie unter Einnahme von Xanthi das Ägäische Meer. Die von ihren Verbindungen völlig abgeschnittenen griechischen Kräfte ostwärts des Wardar haben bedingungslos kapituliert.....

DAS WIRTSHAUS ZU KAVAKLI

«Und dann richtete ich ein Schreiben an den Stadtkommandanten von Saloniki», schilderte mir der Oberst, Führer der vor Saloniki liegenden Kampfgruppe, die Lage, «ein Schreiben, in dem steht, dass wir Deutschen unnötiges Blutvergiessen vermeiden möchten und daher die Stadt aufforderten, sich bis Mitternacht zu entscheiden. Bekäme ich bis dahin keine Antwort, dann würden wir morgen früh mit Panzern und Sturzkampffliegern angreifen. Dieses Schreiben gab ich salonikischen Flüchtlingen mit, die ich wieder zur Stadt zurückschickte, mit dem Auftrag, es dem Kommandanten zu überbringen. Mehr kann ich Ihnen im Augenblick auch nicht sagen. So, jetzt wollen wir mal was essen!»

Essen! Richtig, den ganzen Tag, seit der Überschreitung der Grenze in aller Herrgottsfrüh, haben wir noch nicht daran gedacht. Immer nur vorwärts, nichts wie vorwärts! war der einzige Gedanke gewesen, der uns beherrschte. Wir hätten's bestimmt auch heute bis Saloniki geschafft, wenn uns nicht vor der Nase die Betonbrücke über den Trockenlegungskanal bei Polykastron in die Luft geflogen wäre. Dabei hatten wir eigentlich noch mächtig Schwein gehabt, denn wenn die Kerle elektrisch gezündet hätten, wären wir jetzt Engel.

Und diese Brücke hat doch gewaltig aufgehalten, wenn sie auch schon eine Stunde später wieder befahrbar war. Aber verlorene Zeit holt keine Ewigkeit mehr zurück. Und so sitzen wir eben jetzt in dem kleinen Fuhrleute-Wirtshaus Kavakli anstatt irgendwo in Saloniki und schälen uns gekochte Eier zu trockenem Kommissbrot.

Wie die Zähne gerade herzerquickend in den «Karo einfach» hineinknirschen, geht die Tür auf und fünf Mann treten ein. Einer haut die Hacken zusammen.

«Melde Herrn Oberst, dass ich bei Ausführung meines Auftrages diese vier Kameraden aus griechischer Gefangenschaft befreite!» Spricht's, grüsst wieder, macht kehrt und geht. Alles so ganz selbstverständlich. Die vier Neuen, sie sind von der Artillerie, hängen die Beine unter unseren Tisch und ein Feldwebel erzählt. Derweilen schenkt der Oberst jedem einen Kognac ein.

Zusammen mit ihrem Leutnant wurden sie als vorgeschobene Beobachter von den Griechen umzingelt, beschossen und gefangen genommen. Der schwergetroffene Offizier ist anderntags in einem Lazarett in Saloniki seinen Verwundungen erlegen. Als die Griechen hörten, dass die deutschen Panzer kämen, hat man sie in einen Militärzug gesteckt, der nach Athen fahren sollte. Die Griechen hatten aber wegen der plötzlich auftauchenden Panzer eine Eisenbahnbrücke gesprengt, ehe der Zug darüber hinweg war. Aus Saloniki waren sie jetzt zwar raus, aber aus Athen konnte auch nichts mehr werden. Die Deutschen schossen, die Griechen rannten davon und kurze Zeit später waren die vier Gefangenen befreit und ihre Wache von vorhin gefangen.

«Und wie war die Behandlung?» fragt der Oberst.

Trotz aller Motorisierung kennt der moderne Krieg auch solche Bilder. Die Gebirgsjäger verwendeten diese landesüblichen Gespanne für ihren Nachschub.

«Völlig einwandfrei!»

«Und ... euer Leutnant?»

«Er liegt in Saloniki begraben. Wir haben ihn nach seiner Einlieferung ins Lazarett nicht mehr gesehen.»

Still ist es auf einmal und aller Atem ist zu hören. Nur der Wirt hinterm Schanktisch weiss nichts von dem, was hier vorgeht. Er spült mit dünnem Wasser, das aus einem aufgehängten Behälter rinnt, seine Gläser. «Und jetzt legt Euch schlafen! Ihr werdet die Ruhe brauchen können!» sagt der Oberst und mir ist, als spräche ein Vater zu Söhnen, die von weit kommen. Nach kurzer Zeit meldet sich der Feldwebel nochmals. Der Wirt habe oben ein freies Zimmer mit Bett, ob Herr Oberst nicht dort schlafen wolle? «Nein, nein», lehnt er dankend ab, «behaltet's für Euch. Ich lege mich hier aufs Stroh.»

Und so strecken wir uns denn alle ins Stroh, das auf dem Boden geschüttet ist. Der Wirt löscht das Licht. Es ist 23 Uhr.

Der Oberst hat kaum eine Stunde geruht, als ihn ein Posten weckt. Draussen seien zwei griechische Offiziere. Sie möchten Herrn Oberst sprechen.

«Auf!» weckt der Oberst seinen Adjutanten, «Sie sind da!»

Dann stehen sie draussen, bei hellem Mondschein, den Parlamentären der Griechen gegenüber. Ein General ist's und ein Oberstleutnant. Beide machen einen sehr guten Eindruck, stattlich, soldatisch und vornehm. Der General spricht vollendetes Deutsch. Er habe in Deutschland studiert.

«Ich komme, um Ihnen auf Ihr Schreiben zu antworten», fährt der griechische General nach der Begrüssung fort, «das mir Bürger unserer Stadt überbrach-

ten. Ihrem Wunsch, Saloniki als offene Stadt zu übergeben, steht nichts entgegen. Die Stadt ist so gut wie frei von Militär und was die Bevölkerung betrifft, so werde ich dafür sorgen, dass sie sich jeder feindseligen Handlung enthält». Der Oberst dankt.

«Ferner habe ich hier noch einen Offizier mitgebracht», spricht der General weiter, «der als Stabschef des Artilleriekommandos der ostmakedonischen Armee ein Schreiben des Armeeführers, General Bacopoulos, an den Kommandierenden der deutschen Truppen im Wardartal zu überbringen hat».

Der Oberst bittet die Herren, ins Haus zu kommen, denn die Nacht sei draussen zu kühl. Schnell sind einige Tische und Stühle zurecht gerückt. Alles nimmt Platz. Der General bietet Zigaretten an. Dann gehen die Verhandlungen weiter.

Der griechische Oberstleutnant zieht zwei Schreiben hervor, streicht die beiden Papiere glatt und reicht sie über den Tisch. Das griechisch geschriebene legt der deutsche Offizier zur Seite. Mit hellblauer Tinte ist der deutsche Wortlaut abgefasst, klar, sehr deutlich und nach Punkten geordnet, zum Schlusse gestempelt und vom Armeegeneral Bacopoulos mit harten, grossen, schrägliegenden Zügen unterschrieben. Der Inhalt ist kurz folgender:

General Bacopoulos bittet für seine Armee, die den Teil Griechenlands von der türkischen Grenze bis zum Wardar-Flusse umfasst, um Waffenruhe und um Aufnahme der Übergabeverhandlungen. Er stehe zwar völlig ungeschlagen und weiterhin kampfbereit an der bulgarischen Grenze, durch den Einbruch der Panzerkräfte durchs Wardartal sei jedoch — wörtlich: — «eine solche Situation ge-

Wenn deutsche Pioniere und Panzermänner zusammenarbeiten, kann auch eine gesprengte Brücke noch ihren Zweck erfüllen.



schaffen, dass ein Weiterkämpfen auf griechischer Seite nur unnötiges Blutvergiessen bedeuten würde».

Während der Oberst Punkt für Punkt des Schreibens liest, schauen die beiden griechischen Offiziere schweigend vor sich hin. Sie haben ganz vergessen, dass die Zigaretten auf dem Tisch, die schon mehr Asche als Tabak sind, ihnen gehören...

Der Oberst legt das Papier weg und wendet sich an den Adjutanten. «Sofort Funkspruch an die Division! Der Herr General werde gebeten, sich bis in einer halben Stunde zum Empfang griechischer Parlamentäre bereitzuhalten».

Die Verhandlungen, soweit sie hier zu führen waren, sind beendet. Der General wird gebeten, sich nach Saloniki zurückzugeben und dort als Stadtkommandant die notwendigen Vorkehrungen für den reibungslosen Einmarsch der deutschen Truppen zu treffen.

«Mit Hellwerden marschieren wir an!» ergänzt der Oberst. «Wir werden also gegen halb sieben Uhr in Saloniki sein».

Die Herren vergleichen die Uhren. Der Grieche stellt seine Zeiger auf deutsche Zeit um. Draussen fährt ein Kübelwagen vor. Der Oberst verabschiedet sich vom General und steigt, zusammen mit dem Generalstabschef des Generals Bacosopoulos und begleitet von seinem Adjutanten, in den Wagen.

Hell liegt das Mondlicht über der weiten Landschaft, wo an der Strasse das Wirtshaus zu Kavakli steht. Bleich, so scheint mir, ist das Gesicht des griechischen Generals, der dem zur deutschen Panzerdivision brausenden Wagen lang nachsieht. Es kann aber auch vom Mondlicht gewesen sein. Ich weiss es nicht.

SALONIKI

Der Himmel flammt Morgenröte über den Bergen bei der Stadt. Wie mit eigensinnigem Schlag hineingerissen steht eine riesige schwarze Wolke — wie aus einem Vulkan herausquellend — an ihm. Brennende Öltanks, von den geflüchteten Engländern als einzige und letzte Heldentat in der Seestadt zeugend. Immer näher rücken die Häuser. Rechts und links liegen umgestürzte Militärwagen der Griechen. Auch Flüchtlingskarren, noch mit den Pferdchen davorgespannt, kläglich von ihren kopflos gewordenen Fuhrleuten im Stich gelassen. Mäntel, Decken, Brotbeutel, Tornister und Offizierskisten, es erinnert alles so sehr an Frankreich.

Jetzt, die ersten Häuser. Griechische Soldaten! Aber sie schießen nicht, sondern grüssen mit ernsten Gesichtern. Weiter! Die Dämmerung weicht. Die Strasse braust hinein zwischen die Häuser. Alle sind sie schon auf, die Männer, die Frauen und die Kinder. Schon von weitem winke ich ihnen zu und sie verstehen, wenn auch manche entsetzt in Seitenstrassen rennen. Stumm, stauend und übernächtigt, so stehen die Saloniker vor ihren Türen. Da reisse ich mein Taschentuch heraus und halte es hoch. Und als ob Fesseln von diesen Menschen gefallen wären, so jubeln sie auf, rufen, klatschen und schütteln sich selbst die Hände, Frauen reissen ihre Kopftücher herunter und winken. Frieden, Frieden über ihrer Stadt!

Ohne Taschentuch geht es nicht, viele glauben doch, wir würden vielleicht schießen. Also binde ich das weisse Tuch oben auf den Ladestock und halte das



Das erste Ziel der Operationen ist erreicht: Saloniki wird unseren Truppen übergeben.

Gewehr, im Wagen stehend, hoch in die Luft. Und jetzt läuft das Volk wie bei Kundgebungen im Reich auf allen Strassen und Plätzen zusammen. Es ist einfach unbeschreiblich.

Wir halten auf einem grossen Platz in der Innenstadt. Polizei in Feldgrau, Ledergamaschen und schwarzen Kragen grüsst. Im Nu ist unser Wagen eine Insel in einem Meer von Menschen, die alle nur eines wollen: uns die Hände drücken, uns — den Feinden! — danken, dass wir gekommen sind. Wer deutsch kann, ruft uns deutsche Worte der Begrüssung zu. Vor uns tut sich plötzlich eine Gasse auf. Griechische Offiziere, feierlich gekleidete Bürger und ein Priester mit langem, schönem Bart kommen auf uns zu. Hand an den Helm!

«Wir begrüssen Sie als den ersten deutschen Offizier in unserer Stadt!», spricht mich einer der Herren in vollendetem Deutsch an. «Wir sind dem Schicksal dankbar, dass die deutsche Wehrmacht so grosses Einsehen mit uns hat und Saloniki schont».

Wenn ich mich auch gerade nicht als zuständig fühle, so danke ich doch mit wenigen Worten und sage, es kämen grosse deutsche Panzer und viele Fahrzeuge hinderein. Die Bevölkerung möge strenge Verkehrszucht bewahren.

Der vornehme Grieche übersetzt, die Polizei fängt gleich mit der Verkehrsregelung an. Inzwischen weitere Begrüssungen mit den griechischen Offizieren und dem Priester. Dann nimmt der deutsch sprechende Grieche die Unterhaltung wieder auf.

«Ich kenne Berlin sehr gut», sagt er, «denn ich war dort an der Universität Professor für Griechisch und Türkisch. Mein Name ist Professor Dr. Perikles Bizoukides. Jetzt werden für Griechenland wieder bessere Zeiten kommen, da es wieder Verbindung mit Deutschland erhält. Grüssen Sie Ihr Land und grüssen Sie Berlin von mir!» Wir fahren kreuz und quer durch die Stadt. Überall das gleiche Bild. Diese Atemfreiheit der Menschen, dieses Luftholen nach so vielen ungewissen Stunden! Wo denn die Engländer seien, frage ich mal einen, der gut deutsch kann, weil er eine Deutsche zur Frau hat. Die hatten nur eines gekonnt: sich die schönsten Hotels auszusuchen, Luftschutzkeller bauen zu lassen und im übrigen viel trinken, sehr viel trinken. Sie hätten sich alles andere als beliebt gemacht, es sei darum auch, ganz abgesehen davon, dass die Stadt jetzt vom Kriege verschont bleibe, kein Wunder, wenn wir so empfangen würden. Der Grieche habe Deutschland immer verehrt.

Mädchen bringen Flieder und in wenigen Augenblicken ist der Wagen an allen Ecken und Enden geschmückt. Sie ist ehrlich gemeint, diese Begeisterung, das spüren wir überall durch, und wir bringen ihr auch die entsprechende Würde und Achtung entgegen.

Eine halbe Stunde später rollt der erste Panzer in die Stadt. Jetzt erst begreifen die Griechen, was es heisst: die Deutschen kommen! Jetzt erst verstehen sie auch, warum wir so schnell hierher gekommen sind. Und sie sind so froh, so glücklich, dass sie wieder ihrer Arbeit nachgehen dürfen. Das Dröhnen der deutschen Maschinen über ihren Dächern wird sie nicht mehr erschrecken. Sie sind ja in sicherer Hand. Das andere wird sich schon wieder finden.

11. April 1941... Die von Nisch aus dem Feind in nordwestlicher Richtung scharf nachdrängenden Kräfte haben in den Kämpfen in Mittelserbien mehrere Divisionen zerschlagen. Die in Südserbien kämpfenden feindlichen Kräfte sind vernichtet. Eine letzte kampfkraftige Truppe wurde am 10. April bei Krivolac von einer deutschen Division teils aufgerieben, teils gefangen genommen....

DER EISENKEIL

Eine weisse Schneedecke hat das Land überzogen. In seltsamem Kontrast stehen darin blühende Bäume und junges Grün als eine Verkündung des nahen Osterfestes. Auch auf die von England genährten hochgespannten Hoffnungen Serbiens ist Todesschnee gefallen. Noch ehe die weisse Kappe im Hochgebirge auf dem Grat des Suva Planina verschwunden ist, wird das Schicksal den jugoslawischen Staat und jene serbische Verschwörerclique ereilt haben, die den Boden der Realpolitik leichtfertig verlassen hat, um die Brandfackel in den Balkan zu werfen.

Seit drei Tagen mahlen die Raupen unserer Panzer dunkle Bahnen in den Neuschnee. Darunter kommt der rote Lehm wie Blut hervor. Seit drei Tagen und drei Nächten hat niemand mehr von uns länger geschlafen als unbedingt notwendig war. Der Tag endete für uns nachts um 1 Uhr und begann wieder um 4 Uhr in der Frühe. Brennende Höfe und Strohmieten, in denen der Gegner versucht hatte, sich unserem Vormarsch entgegenzuwerfen, zeigten uns den Weg. Gespenstisch ist dieser Marsch mitten durch das feindliche Land. Wie ein Eisenkeil brechen unsere Panzer in die feindlichen Stellungen, ein Eisenkeil, der aus sich selbst lebt und besteht, hinter dem die ganze Masse unserer Panzergruppe mit unwiderstehlicher Wucht sich anschliesst. Der Gegner selbst weiss nicht mehr, wo sich seine Front befindet. Er leistet nur Widerstand in einzelnen Städten oder Dörfern und auf Höhenkuppen, die unsere Marschwege überragen. Dort hat er sich festgesetzt und muss in zähem Kampf herausgeholt werden. Er verteidigt sich hartnäckig, aber völlig zusammenhanglos, ohne jede grösseren Gesichtspunkte. In einem Bahnhof des mittleren Moravatales überraschen wir am Morgen einen vollbesetzten Militärzug, dessen Insassen in deutsche Gefangenschaft gehen werden, noch bevor sie auch nur einen einzigen Schuss abgeben konnten. In den meisten Städten war die Ankunft der Deutschen nicht einmal gemeldet worden, da wir alles, was vor unseren Panzern floh, überholen und gefangennehmen konnten.

Auf diesem Vormarsch hat der deutsche Panzerschütze bewiesen, dass er ein Soldat ist, der alles kann. Wenn der Weg sich durch eine der schmalen Schluchten windet und die Schüsse einzelner Heckenschützen vor uns im Lehm aufspritzen, oder ein MG vom Höhenkamm nach unseren ungepanzten Fahrzeugen greift, dann ist im Nu aus dem Panzerschützen ein Infanterist geworden, der meisterhaft mit Handgranaten und Karabiner umzugehen weiss. Mitten auf der Strasse stehen dann die Männer, ruhig zielend, oder haben das Gewehr auf den Motorhauben aufgelegt. Schuss auf Schuss jagen sie aus den Läufen, wie auf dem Schiessstand. Manchmal greift Flak ein, wenn die Widerstandsnester zu gut getarnt oder schwer zu fassen sind. Feindliche Flugzeuge trauen sich überhaupt nicht an uns heran. Kaum werden sie sichtbar, so packt sie auch schon das gut liegende Abwehrfeuer, so dass es bei uns jedesmal Gelächter auslöst, wie rasch sie wieder abdrehen.

In der Stadt Jagodina eröffnen Zivilisten nach unserem Einrücken das Feuer auf deutsche Soldaten. Einer der Kameraden bricht mit einem Bauchschuss

zusammen. Unsere Vergeltung ist unerbittlich. Ein wilder Strassenkampf hebt an, aber in einer halben Stunde ist dafür gesorgt, dass weder mit Rehposten noch mit Schrot noch einmal auf deutsche Soldaten geschossen wird. Im Bahnhof der gleichen Stadt kamen morgens um 8 Uhr neue Infanteriegeschütze aus Belgrad an. Um 11 Uhr waren sie, noch in Kisten verpackt, in unserer Hand. Einen Flugplatz entdeckten wir erst, als eine jugoslawische Maschine zum Landen ansetzte. Drei Doppeldecker nehmen wir mit dem vierten neuankommenden gleich in Empfang.

Sobald unser Vorstoss nach Norden auch nur eine Minute stockt, sinken die Kradschützen trotz Kälte und nassem Schnee vor Übermüdung auf die Lenker ihrer Maschinen und schlafen, die Fahrer über dem Steuerrad, ein. Fast über 250 km haben sie kämpfend und fahrend zurückgelegt. Eine unerhörte Leistung für Mensch und Maschine. Aber wir haben es geschafft. Der General immer in vorderster Linie. Wo es krachte, da tauchte er plötzlich auf, liegt mit seinen Männern im Strassengraben und steigt darnach wieder in seinen Panzer. Er treibt an, ist der sichtbare, geistige Urheber dieses unerhörten Schwunges, der seiner Einheit schon im Westen den Namen «Gespensterdivision» eingebracht hat.

Noch einmal hat der Gegner am Spätnachmittag des 3. Kampftages unseres Verbandes seine ganzen Kräfte in letzter Anstrengung in der nördlichen Hälfte des Moravatales zusammengezogen und versucht, unseren Vormarsch aufzuhalten. In einem grösseren Dorf inmitten einer mit Wald besetzten Hügellandschaft schlägt uns das erste starke Feuer nach den Kämpfen an der bulgarisch-jugoslawischen Grenze entgegen. Kavallerie, ein Bataillon Eisenbahnpioniere und die Reste der Moravadi-division, soweit sie motorisiert entkommen ist, wollen einen Wall vor der Hauptstadt des Landes aufrichten. Der Kampf wird hart. Der Ser-

Serbische Überläufer und Gefangene, Zivilisten und Soldaten strömen in hellen Scharen auf unseren Vormarschstrassen zurück. Die Feldgendarmarie hatte viel zu tun.



Volkadeutsche nach ihrer Befreiung aus dem serbischen Heer.

be ist ein zäher Gegner. Das wissen wir aus dem Weltkrieg. Die Nacht bricht herein. Artillerie und Flak unterstützt die Panzersoldaten der Schützenpanzerwagen. Wie mit einem geisterhaften Spinnennetz überzieht die Bahn der Leuchtschurgeschosse die nächtliche Hügellandschaft. Die Spitze unseres Panzerkeils liegt in dem Dorf selbst, an das angelehnt, der Feind unseren Vormarsch aufzuhalten versucht. Schon dreimal haben wir das Dorf nach Heckenschützen durchgekämmt. Immer wieder kracht es in dem uns unbekannten Gelände aus den Dächern, hinter Läden und dem zähen, niederen Buschwerk hervor und immer wieder kommen dreissig, vierzig Serben mit hochgehobenen Händen hervor. Häufig sind Zivilisten mit Jagdflinten darunter, für die es keine Gefangenschaft gibt, da sie den Krieg anscheinend mit einem Jagdvergnügen verwechseln. Der nächtliche Ruf verwundeter Kameraden «Sanitäter» gibt unseren Panzerschützen die notwendige Härte.

Achtzehn Stunden dauert der Kampf an dieser Stelle, bis alle Hügel, Waldstücke, Gräben und Taleinschnitte feindfrei sind. Ein ununterbrochener Strom von Gefangenen geht nach hinten, mehrere Güterzüge, ein neu ausgerüsteter Lazarettzug, viele Wagen mit Truppenverpflegung und Ausrüstungsgegenständen fallen in unsere Hände. Zum ersten Mal stossen wir auf Zeugnisse praktischer englischer Herkunft, gelegt, um unseren Panzern den Weg zu versperren. Sie werden mühelos unschädlich gemacht, da unsere kriegserfahrenen «Minensucher» sie sofort beim Morgengrauen entdecken.

Das Schneewetter ist einem leichten Regen gewichen, der die fruchtbare, schwarze Erde des Landes, durch das wir nun ziehen, leuchten lässt wie dunkelbrauner Samt.



DAS ENDE EINER SERBISCHEN DIVISION

Südöstlich des kleinen mazedonischen Städtchens lag eine serbische Division. Sie war schon Ende März dort eingetroffen, hatte dann auf den Hügeln jenseits des Wardartales Stellung bezogen, Drahtverhaue angelegt und Gräben ausgehoben. Das alles wussten wir von Überläufern seit dem ersten Tag unseres Einmarsches in Südserbien. Wir erwarteten daher in dieser Gegend stärksten Widerstand und bereiteten uns auf schwere Kämpfe vor. Der Gegner war entschlossen, uns mit allen Mitteln zu schlagen.

Schon unsere Vorausabteilung durchkreuzte aber seine Pläne. Sie erreichte am zweiten Tag den Fluss weiter nördlich, setzte sich in den Besitz der grossen Bahn- und Strassenbrücke und holte am anderen Ufer noch weiter in den Rücken des Gegners aus.

Nun begannen die Serben ihre Artillerie in Tätigkeit zu setzen. Immer wieder sausten schwere Brocken über unsere heranrückenden Kolonnen. Selbstverständlich antworteten auch wir. Dann kamen Sturzkampflieger. In weitem Bogen umkreisten sie die Stellungen des Gegners und stürzten sich nacheinander auf ihre Ziele. Deutlich sahen wir die mächtigen Einschläge auf den vor uns liegenden Höhen. Staub und Rauch wirbelte auf, die serbischen Batterien schwiegen. Als der Angriff beendet war, zeigte sich jedoch, dass unsere Flieger nicht alle Geschütze gefunden hatten. Eine halbe Stunde später setzte das feindliche Artilleriefeuer erneut ein. Trotzdem rückte unsere Infanterie weiter vor. Am vierten Tag des Vormarsches wurden neuerlich Flieger herbeigerufen. Sie bewarfen noch einmal die serbischen Geschützstellungen mit Bomben. Ein serbischer Fliegerangriff auf die Brücke blieb erfolglos. Inzwischen war der Raum, in dem die feindliche Division sass, von unseren vormarschierenden Truppen bereits so weit umgangen, dass am nächsten Morgen das hügelige Gelände von drei Seiten angegriffen werden konnte. Unsere Schützen fanden einen durch das Artilleriefeuer, die Bomben und die Gefahr der völligen Umzingelung zermürbten Gegner. Noch bevor die ersten Schüsse krachten, kamen serbische Soldaten mit erhobenen Händen herbei. Je weiter unsere Kompanien in die feindlichen Stellungen eindringen, desto dichter wurde der Strom der Gefangenen. Mit Hemden und Handtüchern winkend, liefen ganze Trupps über die steinigen Wiesen herunter. Weggeworfenes Material und zerschlagene Waffen säumten die Wege zur Strasse im Tal. Männer aus allen Nationen des jugoslawischen Staates ergaben sich. Gegen Abend waren Tausende Gefangene an der Strasse im Wardartal gesammelt, dazu noch viele Pferde und zahlreiches Gerät. Ein Grossteil der serbischen Offiziere hatte sich jedoch nach Süden in die Berge gerettet. Sie waren, wie ihre Untergebenen erzählten, schon im Laufe der Nacht hoch zu Ross aufgebrochen, um nach Griechenland zu fliehen. Offenbar wollten sie versuchen, ihre englischen Bundesgenossen, oder besser noch deren Schiffe, zu erreichen.

Die Reste der zerschlagenen Division zogen bei Anbruch der Dämmerung unsere Vormarschstrasse zurück. Über dem Gebiet, das die jugoslawische Division bisher besetzt hielt, herrschte wieder tiefe Stille. Tote Pferde, umgestürzte Wagen, verlassene Maschinengewehre und Geschütze erinnerten an den Kampf. Die Häuser der wenigen Bauern der Umgebung waren verlassen.

Auch der kleine Bahnhof, der Mittelpunkt der serbischen Stellungen war und bei dem dann auf einige Stunden ein deutscher General seinen Gefechtsstand

eingerrichtet hatte, lag wieder öde da. Von der Bahnstrecke ragten verbogene Schienen in die Luft. Nichts regte sich als einige herrenlose Pferde, die sich von dem Rest ihres Gefährtes losgerissen hatten und auf der mageren Wiese herumirrten.

Unweit droben stehen zwei frische Holzkreuze auf einem kleinen Hügel. Ein Leutnant und ein Obergefreiter fielen hier vor wenigen Stunden für Deutschland. Der Offizier war, als die feindliche Division sich aufzulösen begann, auf einen Trupp serbischer Soldaten zugegangen und hatte sie aufgefordert, ihre Waffen abzulegen. Es entstand ein Wortwechsel und plötzlich fielen aus der Reihe der Serben einige Schüsse. Sie trafen den Leutnant und seinen Obergefreiten. Die beiden liegen nun als Zeugen des deutschen Freiheitskampfes in mazedonischer Erde. Unsere Truppen sind noch in derselben Nacht weiter marschiert gegen die griechische Grenze.

«Feuer von rechts!» Die Fahrer einer unserer Kolonnen verteidigen sich gegen einen serbischen Überfall.



12. April 1941... Wie durch Sondermeldung bereits bekanntgegeben, haben sich nördlich des Ochridasees deutsche und italienische Verbände die Hand gereicht....

DURCHSTOSS NACH ALBANIEN

Wie eine Spinne so liegt Skoplje inmitten des mazedonischen Verkehrsnetzes. Unser erstes strategisches Ziel, die Einschnürung im Süden und die Trennung der serbischen Kräfte von ihren Verbündeten auf griechischem Boden ist erreicht. Während schon die Masse nach Süden abdreht, zur griechischen Grenze, bleibt zwei kleineren Kampfgruppen das zweite strategische Ziel überlassen: den Italienern in Albanien die Hand zu reichen.

Gestern hat das eine Kompanie Kradschützen in Prizren vergeblich versucht. Zwar schlugen sie zwei serbische Regimenter in die Flucht und besetzten ohne den geringsten Verlust die 20.000 Einwohner zählende Stadt, aber die Geländeschwierigkeiten machten ein weiteres Vordringen unmöglich. Nun versucht es eine Kampfgruppe weiter südlich, auf der Strasse von Skoplje über Tetovo nach Debar. Eben erst ist Tetovo eingenommen. Schon liegen 90 Kilometer ungesicherter Strasse hinter dem kühnen Bataillonskommandeur der Schützen. Einen Teil seiner Gruppe liess er in Tetovo zurück, sämtliche Trosse und all nicht für den Kampf bestimmten Fahrzeuge.

Am frühen Nachmittag brechen wir auf. Trübe und niedrig hängen die Wolken über uns, in der Ebene entladen sie sich in Schauern, beim Anstieg ins Gebirge verdichten sie sich zu einem Wirbelwind von Eis und Schnee. Meter für Meter muss auf dem unterspülten und eisigglatten Weg erkämpft werden. In einem fort geht es bergan. Vor uns liegen 60 Kilometer unbekannten und von allen Landeseinwohnern als unpassierbar erklärten Geländes. Bis zur Passhöhe sind allein 1500 Meter Höhenunterschied zu nehmen, 66 Serpentinien an achtzehn Kilometern Weges.

Immer wieder taucht ein Kurvenschild mit dem Totenkopf und den gekreuzten Knochen auf und mahnt an die Gefahren eines Fehltrittes unter der zehn Zentimeter dicken Schneedecke. Längst haben die Schützen ihre Decken und Woilache um den Kopf gezogen und die Ohrenschützer aufgesetzt. Es hilft nur wenig. Für dieses Wetter und dieses Gelände finden wir nur eine Parallele: so muss es Quintinius Varus angetroffen haben, als ihm die Cheruskas seine Legionen zerschlugen.

Die erste Brücke ist natürlich gesprengt. Zum Glück sind die Eisenträger so abgestürzt, dass eine schräge Behelfsbrücke aufgebaut werden kann. Ein abgesprengter Felsen, häuserhoch und klawerbreit, liegt mitten auf der Strasse. Zentnerschwer ist das Geröll nachgerutscht, und von oben her feuern die Bergschützen. Hier fühlen sie sich heimisch. Aber es muss weitergehen, und es geht auch weiter, zunächst bis zu einem tief eingeschnittenen Flussbett. Fünfzehn Meter tief liegt hier die Eisenbrücke in dem hoch angeschwollenen Bergwasser. Das Brückengerät muss her, und in der inzwischen eingebrochenen Dämmung überwinden die Pioniere in stundenlanger Arbeit die Schlucht. Der tausende Eißwind und das Lärmen des Wassers geben eine gespenstische Geräuschkulisse dazu ab.

Morgens um vier ist die Behelfsbrücke und auch die zweite Brücke befahrbar. Wir brechen auf. Eine zweite, eine dritte Fellsprengung ist in den Steilabfall getrieben. Fieberhaft arbeitet die Spitzenkompanie an der Beseitigung der



Mazedonische Bevölkerung im ehemaligen Südserbien begrüsst unsere einrückenden Truppen mit deutschen und bulgarischen Fahnen.

Trümmer. Etwa zweihundert Mann mögen noch unterwegs sein, jetzt wo die Pioniere Brückenwache halten, zweihundert Mann gegen eine Division. Denn Debar, die Stadt vor der Grenze, ist Garnison.

Zehn Brücken liegen noch auf den restlichen Kilometern, an allen arbeiten in diesen frühen Morgenstunden serbische Soldaten, um sie sprengreif zu machen. Die Panzerspähwagen an der Spitze brechen in ihre Vorbereitungen hinein, zwei-dreimal knattern die Feuerstöße ihrer MG., dann quälen sie sich weiter, während die Schützen in den offenen Transportwagen von einer Brücke zur andern das Gleiche tun: Sprengkammern entladen, Zündschnüre abschneiden, Gefangene abschieben. «Falls eine der Brücken vor der Ankunft der Panzerspitze in die Luft fliegt, ist das Unternehmen beendet», denkt der Major. Aber es bleibt alles heil!

Zehn Kilometer vor Debar. Zwei serbische Kolonnen werden im Morgengrauen zersprengt. Mit Vollgas drehen die Fahrzeuge auf der engen Strasse auf die Hunderte von Metern lange Marschgruppe zu und jagen sie vom Weg herunter. Eine weitere verteilte Situation: Mitten auf der Strasse, hinter einer Felsnase, steht ein abgeprotztes Geschütz, das feuert, was die Rohre hergeben wollen. Vom Wagen herunter antwortet die Flakartillerie, Volltreffer lassen den Munitionsstapel der Serben in die Luft fliegen. Die ganze schwere Batterie und der Bunker dazu, der die Strasse decken sollte, und auch die Minenwerfer, die gar nicht erst den Kampf begonnen haben, sie alle stecken ein Stückchen weissen Drills als Zeichen der Ergebung auf. Weiter, weiter!

Von hinten wird eine Batterie nach der anderen von unseren paar Mann niedergekämpft. Wieder eine Marschkolonne. Gerade will der Major den Feuerbefehl geben, da meldet der Feldwebel neben ihm mit allen Zeichen der Erregung: «Herr Major, sind das nicht Italiener?!» Und richtig: etwa 800 gefangene Italiener sind bei dem Gefechtslärm ihrer Bewachung ledig geworden. Sie

brechen aus und kommen nun der kleinen Gruppe ihrer Befreier entgegen. Ihre Freude ist unbeschreiblich. «Wo verläuft die italienische Front?» fragt der Major den ältesten Kapitano. Der deutet mit dem Finger auf die Passhöhe vor Debar. «Dort», meint er, aber von dort schlägt gerade jetzt Artillerie- und Pakfeuer auf die Strasse. Dort sitzt also noch der Feind.

Aus einer Mulde heraus wird zwanzig Minuten ein Schnellfeuer aller Waffen auf den Stadtrand von Debar eröffnet. Dann treten wir zum Sturm an. Die Kaserne wird eingeschlossen und die Strassen abgekämmt. Eine gute Stunde dann ist im zähen Häuserkampf der Feind zum Schweigen gebracht. Inzwischen sichern die Italiener mit Beutewaffen die Strassen und bewachen die Hunderte von Gefangenen, der Major aber stösst mit ein paar Fahrzeugen noch weiter vor, bis zur albanischen Grenze. Am 11. April um 13,15 Uhr reichen sich die italienischen Grenzkarabinieri und unser Major die Hand. Der Auftrag ist durchgeführt.

2 Generale, 150 Offiziere, 2500 Mann, 9 Batterien, 12 Flakgeschütze und unübersehbare Beute an Maschinengewehren und Gerät werden den Italienern, die zurückbleiben, überlassen. Der Major aber mit seiner Gruppe steht am nächsten Tag schon der Division voll einsatzbereit wieder zur Verfügung. Und auch der Kummer, dass sein Ordonnanzoffizier von den Serben in den Bergen gefangen wurde, ist bald behoben. Zwei Tage später trifft er bei uns ein, stürmisch gefeiert von uns allen, die wir ihn schon als einzigen Verlust dieses Unternehmens gebucht hatten.

Jedes Dorf wird gesäubert. Überall sind serbische Offiziere und Mannschaften versteckt.



13. April 1941... Wie bereits durch Sondermeldung bekanntgegeben, besetzten deutsche Truppen unter Führung des Generalobersten von Kleist am frühen Morgen des 13. April die serbische Hauptstadt und Festung Belgrad von Süden her...

In Südserbien vollzog sich der Vormarsch nach Überwindung örtlichen Widerstandes versprengter serbischer Truppenteile planmässig...

SERBIENS HAUPTSTADT

Am 13. April als wir morgens mit der Spitze unseres Panzerkeils in Belgrad eindringen, war es vielen deutschen Soldaten bereits in den ersten Stunden aufgefallen, dass die Hälfte der ehemaligen jugoslawischen Hauptstadt aus Kroaten, Volksdeutschen und Slowenen zu bestehen schien. Überall begrüßte man uns mit grosser Wärme und sprach uns sofort in unserer Muttersprache an. Wir waren zuerst aufs tiefste betroffen, denn welcher siegreiche Soldat erwartet nach harten Kämpfen mit Zeichen der Freude in der Hauptstadt des besiegten Landes begrüßt zu werden. Wir lernten so bereits nach wenigen Stunden das im Rahmen eines Staates unlösliche Nationalitätenproblem des aus vielen, einander widerstrebenden Teilen zusammengesetzten Jugoslawien kennen und verstanden sehr bald, weshalb der Kroat in der Hauptstadt des serbischen Mosaikstaates nie von «unserem Land» sprach, sondern immer nur von «Jugoslawien» und den «Serben», denen diese fürchterliche Niederlage von Herzen zu gönnen sei.

Noch am zweiten Tag nach dem Einmarsch in Belgrad, nachdem doch die Bevölkerung den Anblick deutscher Soldaten gewöhnt war, mussten wir oft unsere Fahrzeuge anhalten, weil Männer und Frauen am Wege standen, die uns die Hände schütteln wollten und uns unbedingt sagen mussten: «Gott sei Dank, dass ihr gekommen seid. Nie hätten wir es für möglich gehalten, dass ihr so schnell die Serben niederwerfen würdet».

Bereits nach dem Auftakt der Bombenangriffe deutscher Maschinen waren Bürgermeister, Stadtverwaltung, der Hof mitsamt dem König und vor allem die verantwortlichen Militärpolitiker, die die Katastrophe über Belgrad heraufbeschworen hatten, aus der Stadt geflohen. Selbst die Polizei verschwand und überliess Hab und Gut einer völlig kopflosen Bevölkerung den Banden des Untermenschentums, das in organisierten Raubzügen Geschäfte und Wohnungen bis zum letzten Teppich und Stuhl ausräumte.

Schaufenster, die der Luftdruck des deutschen Bombardements nicht zerstört hatte, wurden vom Mob kurzerhand eingeschlagen. Bei unserem Einzug lagen an vielen Stellen Äxte und Beile noch griffbereit neben den zertrümmerten Toren und Türen. Darum ist es verständlich, dass auch Serben an die deutschen Offiziere herantraten und händeringend baten: «Stellt die Plünderungen ab».

Es waren die gleichen Serben, die vor einer Woche noch bei den wilden Strassenunmügen zusammen mit der Masse geschrien hatten: «Nieder mit den Deutschen! Lieber Krieg als Pakt!»

Nun ist die Saat Englands blutig aufgegangen. Über eine Weltstadt, welche die versöhnliche Hand des Führers ausschlug, der nichts anderes wollte als den Frieden am Balkan, ist der Krieg hinweggeschritten.

Noch jetzt leuchtet in den Nächten an vielen Stellen die rote Glut, wenn der Wind in die Kraterlöcher hineinfährt, wo vor wenigen Tagen noch die stol-

zen Gebäude einer grössenwahnsinnig gewordenen Hauptstadt standen. Gestalten huschen in der Finsternis von Haus zu Haus, von Strasse zu Strasse, ein Bündel mit geraubtem Gut auf dem Rücken. Ab und zu zerreisst ein Schrei die Stille. Im Interesse der wehrlosen Zivilbevölkerung liess der deutsche Kommandant der Stadt verkünden: Wer plündert, wird erschossen!

Jeder anständige Mensch atmete auf. Aber immer noch, selbst am helllichten Tag, kann man es beobachten, dass sich irgendwo in einer Seitenstrasse plötzlich, wer weiss auf welche Losung hin, dreissig, vierzig Männer und Frauen vor einem Geschäft zusammenrotten. Fenster splintern, Bretter krachen. Wie ein reissendes Rudel Wölfe stürzt sich alles, was Hände hat in einen Wäscheladen, ein Stoffgeschäft oder ein Magazin mit Artikeln des täglichen Bedarfs und in zwei, drei Minuten, ehe eine deutsche Streife heran ist, ist der ganze Spuk hinweggefegt. Niemand mehr ist zu sehen, als seien die Plünderer wie Ratten in den Kellerlöchern verschwunden.

Wir haben während des Feldzuges im Westen und in Polen viel Schwere und Unwürdiges gesehen und erlebt, aber so schamlos und ohne jede äusserliche Hemmung, wie hier die Hefe der Hauptstadt Serbiens am Werk war, hat sich noch niemand das Unglück eines Volkes zunutze gemacht, das von seiner eigenen Torheit und einer verbrecherischen Clique heraufbeschworen wurde.

Brandqualm zieht in dünnen Schwaden immer noch über die Gebäudetrümmer. Man kann feststellen, alle Einrichtungen und Anlagen, die für den militärischen Widerstand Belgrads von Bedeutung waren, liegen in Schutt und Asche. Die Bevölkerung weiss es selbst, dass die Hauptstadt des ehemaligen Jugoslawien ein Trümmerhaufen sein würde, wenn nicht die deutsche Führung mit Rücksicht auf die Zivilbevölkerung die Bombardierungen durch die Luftwaffe nach den ersten beiden Tagen eingestellt hätte. Angesichts dieser Tatsache ist es eine Farce des Schicksals, dass einen Tag bevor die Spitze der deutschen Panzerspähwagen von Süden her in die Stadt eindrang, im Norden gegen Semlin die drei grossen Eisenbahn- und Strassenbrücken über Save und Donau in die Luft gesprengt wurden. Aber nichts mehr schien in diesem serbischen Staat, in dieser Armee mit den modernsten Pakgeschützen und den vorgeschichtlichen Ochsenengespannen zu funktionieren, seitdem der erste deutsche Soldat seinen Fuss auf den Boden des Landes gesetzt hatte, weder Nachrichtenübermittlung noch Verpflegungs- oder Munitionsnachschub. Jeder Flüchtling hätte es den verantwortlichen militärischen Stellen melden können, dass deutsche Panzer von Süden her im Anmarsch sind. So sind denn auch die Reste der in jahrelanger Arbeit erstellten Stahlkonstruktionen deutscher Herkunft, die Millionen Dinar verschlungen haben, zu Denkmälern serbischer Kopflosigkeit und Angst geworden. Soweit als möglich beginnt sich das Leben Belgrads wieder zu normalisieren. Flüchtlinge mit Kinderwagen, Schubkarren und Ochsenengespannen, die nach Süden in die Arme deutscher Truppen geflohen waren, kommen bei Tag und Nacht in kleinen Trupps wieder zurück.

In endlosem Zug bewegt sich seit Tagen ein braungrauer Strom Gefangener, der kilometerweit ins Land hineingeht, hügel auf und hügel ab auf die entmüdeten Hauptstadt zu. Es mögen 10.000 oder 15.000 Männer sein, die da mit müdem Schritt herankommen. Was die deutschen Feldküchen am Weg für sie ausgeben, ist für viele das erste, was sie überhaupt an Essen erhalten, seit sie Uniform tragen; die meisten von ihnen mussten sich notgedrungen selbst verpflegen, da die Versorgung der serbischen Armee völlig versagt hatte. Diese geschlagenen Bataillone sind das grosse, von der deutschen Verwaltung herangeholte

Aufgebot für die Aufräumarbeiten in Belgrad. Sie sollten zwar nach dem Willen ihrer serbischen Befehlshaber in Wien einmarschieren; wir haben aber den Eindruck, diese vielen Tausend müder Herzen und Füße sind glücklich, dass ihnen ein weiterer Weg erspart geblieben ist.

DIE BRÜCKE VON VELES

Wir waren schon weit in Griechenland. Unsere Vorausabteilung verdrängte den Feind aus einem Tal an der albanischen Grenze. Die Aktion ging richtig voran, nur die grossen Sprengtrichter, die der Feind auf der Strasse zurückgelassen hatte, machten uns Arbeit. Eben waren wir wieder an ein solches Loch gekommen. Sicherungen waren vorgeschickt worden und alles übrige war damit beschäftigt, das Hindernis mit Steinen und Erde wieder auszufüllen, damit die Fahrzeuge und Geschütze vorgezogen werden konnten. Einige Mann von uns stiegen mit den Kameraden durch die Grube und gingen jenseits die Strasse weiter. Man sprach vom schlechten Wetter, von verschiedenen Kriegserlebnissen der letzten Tage und von der planmässigen Zerstörungsarbeit unserer flüchtenden Gegner. Bald kam das Gespräch auf Veles. Die Stadt mit ihrer grossen Eisenbahn- und Strassenbrücke über den Wardar bildete einen der Höhepunkte des Vormarscherlebnisses unserer Abteilung, und weil eben ein neuer Kamerad eingetroffen war, der damals im serbischen Mazedonien noch nicht zu uns gehörte, erzählte jetzt einer von uns noch einmal von der damaligen Nacht.

*

Es war schon spät abends, als unsere Abteilung am zweiten Tag des Vormarsches nach Serbien die letzten Strassenkurven vor Veles erreichte. Die Stadt lag schon im Dunkeln, aber wir erkannten sofort, dass die grosse Brücke noch unversehrt war. Jetzt galt es, vorsichtig zu sein, um den Feind nicht im letzten Augenblick zur Sprengung zu veranlassen. Der Kommandeur entschloss sich daher, vor Eröffnung des Angriffs auf die Stadt einen Parlamentär mit der Aufforderung zur Übergabe zu entsenden. Ein junger Leutnant erhielt den Befehl, mit dem Kraftrad in die Stadt zu fahren. Er kam zurück mit der Meldung, dass er schon auf der Brücke einen Stabsoffizier der in Veles liegenden jugoslawischen Division angetroffen habe. Es sei dann noch der Divisionsgeneral herbeigerufen worden und der habe nach einigem Überlegen den deutschen Kommandeur zu sprechen verlangt. Im übrigen sei die Brücke noch unbeschädigt und nur durch einen stehenden Güterzug für jeden Verkehr gesperrt. Unser Kommandeur begab sich sofort mit vier Offizieren zur Brücke. Dort erwarteten ihn in einem Waggon des Güterzuges zwei serbische Generale, ein Oberst und weitere Offiziere. Im Scheine einer Taschenlampe forderte unser Kommandeur die bedingungslose Übergabe der Stadt. Niemand dürfe die Stadt verlassen und keine Zerstörungen dürfen vorgenommen werden. Er betonte, dass schwere Geschütze in Stellung seien und ausserdem die deutsche Luftwaffe bereit sei, jeden Versuch des Widerstandes zu brechen. Als diese Worte gesprochen waren, herrschte eine kurze Spanne Zeit tiefe Stille in dem Waggon auf der Brücke. Unsere Offiziere standen ruhig und entschlossen um ihren Kommandeur, während der scharfe Lichtkegel der kleinen Lampe auf den Serben ruhte. Sie waren un-



Schlechtwetter begleitete uns einige Tage am Beginn des Balkanfeldzuges. Im strömenden Regen zogen wir hinter dem weichenden Gegner her.

einig und unentschlossen. Einer fragte, ob sie, wenn sie sich gefangen gäben, den Bulgaren ausgeliefert würden. Das wurde verneint. Ein anderer wollte wissen, ob es wahr sei, dass die Deutschen ihre Gefangenen erschossen. Schliesslich erbaten sie sich noch einmal Bedenkzeit. Nach einer kurzen Auseinandersetzung, die sie untereinander hatten, erklärte der General sich zur Übergabe bereit.

Nun war die nächste Sorge wieder die Brücke. Unser Kommandeur verlangte, dass sofort alle Sprengstellen zur Entfernung der Zünder unserem Pionieroffizier übergeben würden. Dazu war keiner der anwesenden Offiziere in der Lage. Es wurde ein anderer geholt und mit diesem und unserem Pionieroffizier ging dann ein serbischer General die Sprengstellen der Brücke ab. Dass er selbst mitkomme, wäre notwendig, so sagte er, weil dem Offizier nicht zu trauen sei. Es könnte sonst ein Unglück geschehen. Die Arbeit verlief jedoch ohne Zwischenfall. Die Brücke mit dem Güterzug und den Offizieren blieb heil und unser Pionieroberleutnant konnte nach einiger Zeit melden, dass sämtliche Zünder entfernt sind.

Die Stellung von Geiseln aus der Zivilbevölkerung musste unterbleiben, weil alle massgebenden Personen aus der Stadt entflohen waren. Auch die Sammlung der serbischen Soldaten in der Kaserne gelang nur teilweise, weil viele von ihnen im Dunkel der Nacht einfach davonliefen. An dem Ergebnis der Übergabeverhandlungen änderte dies aber nichts. Und während sich deutsche Offiziere noch in der Nacht bemühten, alle ausgestellten serbischen Posten, Flakstellungen und MG-Schützen einzuziehen, wurde die Lokomotive des Güterzuges von einem deutschen Soldaten unter Dampf gesetzt und die ganze Garnitur von der Brücke geschoben. Dann ging ein Geschütz so in Stellung, dass die Brücke endgiltig in unserer Hand war. Der Weitermarsch am nächsten Morgen war gesichert.

*

Der Kommandeur hatte ruhig zugehört, als das alles erzählt wurde. Gelegentlich verbesserte oder ergänzte er, wenn es notwendig war. Einmal sagte er einige Worte des Lobes für den Pionieroffizier. Ganz bei der Sache war er erst wieder, als ein Radfahrer von vorn über unsere griechische Talstrasse kam. Der Mann meldete, dass etwa 1000 m weiter wieder ein Sprengtrichter sei. Dahinter sässe nach Angaben eines Gefangenen der Feind. «Mit Maschinengewehrfeuer niederhalten, aber nicht angreifen, bevor wir kommen. Wir sind in zehn Minuten da!» Mit diesem knappen Befehl des Kommandeurs raste der Melder wieder zurück. Die Offiziere eilten zu ihren Männern und im beschleunigten Tempo rollen die Fahrzeuge über das eben ausgefüllte Hindernis hinweg dem nächsten Sprengtrichter entgegen.

14. April 1941... In Nordgriechenland entwickeln sich die Operationen planmässig.

VORAUSSABTEILUNG HINTER DEM FEIND

Als unsere Vorausabteilung in dem kleinen Städtchen Nordgriechenlands einmarschierte, bekam sie Artilleriefeuer aus der rechten Flanke. Der Gegner war nach Westen ausgewichen und sass nun auf den Passhöhen, nahe der albanischen Grenze. Seine Absicht war offenbar, den Rücken der griechischen Front in Albanien zu decken, der durch den deutschen Vormarsch immer mehr in Gefahr kam. Die Granaten, die die griechische Artillerie den Berg herabsandte, waren aber vergebliche Mühe. Die verbündeten Engländer und Griechen waren der Meinung, dass wir uns im schönsten Gebäude des Städtchens niedergelassen hätten. Sie beschossen das dortige neue Krankenhaus, während wir bereits in Richtung Westen eingeschwenkt waren und nun zum Angriff auf den Gegner antraten.

Zwei starke Spähtrupps wurden zur Erkundung der gegnerischen Stellen bergan geschickt. Sie stellten fest, dass die Strasse zum Pass an einigen Stellen durch Sprengungen zerstört und der Gegner auf der Höhe in Baracken und Stellungen liege. Das interessanteste Erkundungsergebnis war, dass der Feind sich zum Rückzug anschickte. Mazedonische Bauern bestätigten diese Beobachtung. Man hatte drüben Nachricht erhalten, dass eine andere Marschkolonne unserer Armee weiter nach Süden und dort über die Höhen vor-

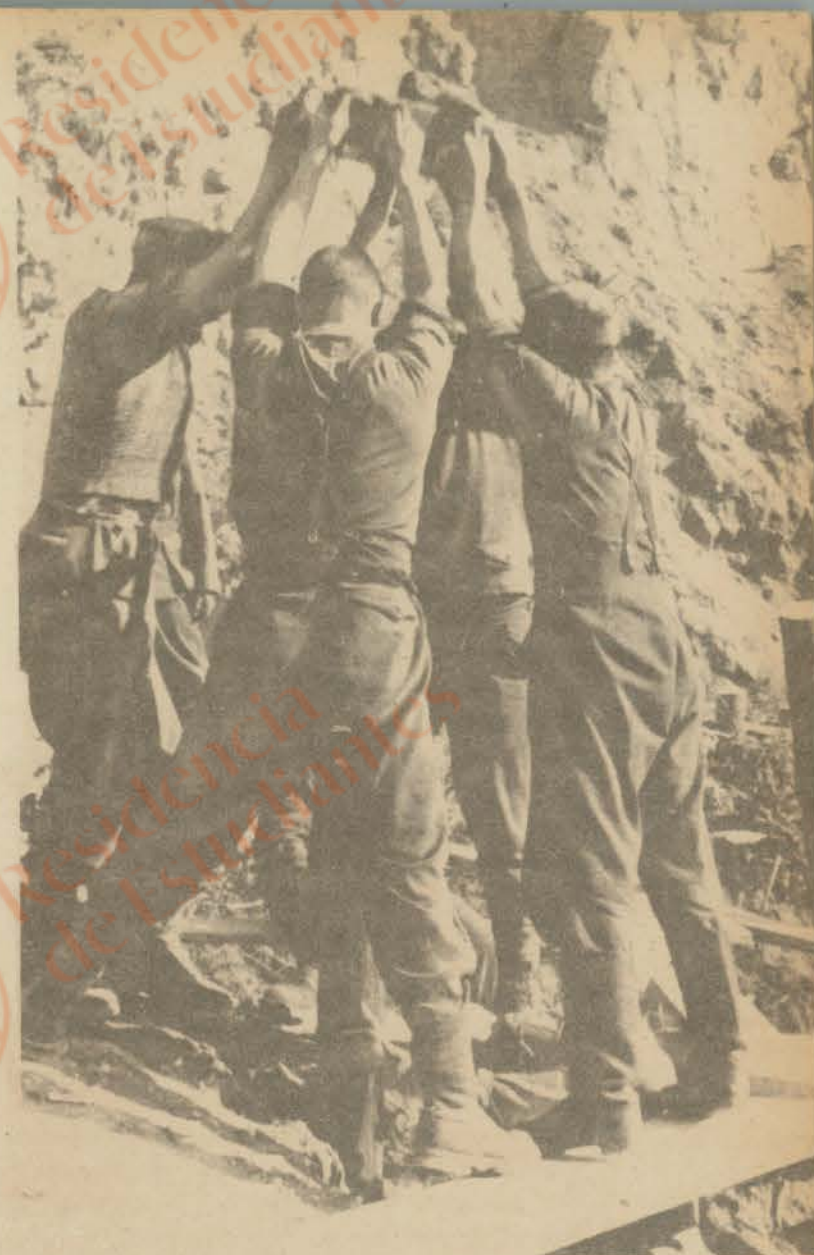
Während Pioniere an der Wiederherstellung des zerstörten Flussüberganges arbeiten, gehen Radfahrer durch das Wasser als Sicherung an das jenseitige Ufer.



gedrungen war, so dass den feindlichen Einheiten die Verbindung nach rückwärts verloren zu gehen drohte.

Tatsächlich fand unsere Vorausabteilung am nächsten Morgen beim Aufstieg in das Bergland die Stellungen leer. Kein Schuss hinderte den Vormarsch, und doch sollten dieser und der nächste Tag die mühevollsten der letzten Zeit werden. Der Gegner hatte den Abzug wohl vorbereitet und alle jene Aktionen durchgeführt, die für den Fall des Rückzuges schon lange geplant waren. Vor allem hatten die Griechen nach englischer Anleitung und englischem Plan die Strassen zerstört. Alle 2—3 Kilometer gähnte ein riesiges Sprengloch. Oft waren die Sprengungen so stark gewesen, dass die Felder in der Umgebung mit Steinen übersät und weit entfernte Bäume geknickt waren. Schon beim Aufstieg zum Pass zeigten sich die ersten derartigen Hindernisse. Wenn die englischen Strategen aber geglaubt hatten, den deutschen Vormarsch mit etlichen Löchern in der Strasse aufhalten zu können, so hatten sie sich gründlich geirrt. Unsere Soldaten sind manches gewohnt und haben vieles gelernt. Sie wissen sich auch bei solchen englischen Lebenswürdigkeiten zu helfen. «Sicherungen vor! Alle Mann absitzen zum Arbeitsdienst!» So etwa lautet das Kommando, das in solchen Fällen ertönt. Dann klettern einige durch den Trichter, beziehen drüben Stellung und alles andere greift zum Spaten und zur Spitzhacke. Steine gibt es ja genug in diesem Land. Da genügt eine Händekette zum Bachufer und schon wandert ein Brocken nach dem anderen bis zur Sprengstelle und dort hinein. Das sollte einmal so ein englischer Lord sehen, wie schnell ein mächtiger Sprengtrichter mit Steinen wieder ausgefüllt ist, wenn zum Beispiel junge Infanteristen aus Niederbayern ihren Ehrgeiz dareinsetzen, dem fliehenden Feind auf den Fersen zu bleiben. Da bleibt kaum eine Pause für eine Zigarette und erst nach Erreichung des Tageszieles Zeit für die Feldküche.

So war es auch an jenem Tag. Es regnete in Strömen und die Zeltbahnen, die sich die Männer als Wetterschutz umgeworfen hatten, triefen vor Nässe. Aber was macht das aus? Die Steine flogen im Bogen von Hand zu Hand, von der Strasse in das Loch. Die munteren Reden, die das Werk begleiteten, waren



Pioniere der Gebirgsjäger bei der Arbeit.

zwar keine Lobreden auf die englischen Kriegstaten in Griechenland, aber sie waren ebenso spritzig wie der nasse Lehm an diesem Tag. Auch als schon später Nachmittag und die Zahl der gestopften Löcher nicht mehr an den Fingern beider Hände abzuzählen war, gingen die Männer an den letzten und grössten Trichter vor dem Tagesziel mit demselben Tempo wie am frühen Morgen. Diesmal gelang es sogar durch eine zweite Sprengung, das Loch zur Hälfte wieder aufzufüllen.

Am nächsten Tag begann derselbe Arbeitsmarsch noch einmal. Es waren sogar ausser den Sprengtrichtern ein Steg und eine Holzbrücke wiederherzustellen. Der erstere stand bald, nachdem Axt und Säge unter den Bäumen am Strassenrand gründlich aufgeräumt hatten. Die Brücke hingegen gab Anlass zu einem kühnen Entschluss. Sie war nämlich durch die Sprengung auf der einen Seite vollkommen zerstört und auf der anderen arg zerrüttet. Ein Wiederaufbau oder eine schnelle Ausbesserung kam nicht in Frage. Es wurde daher befohlen, die zerstörte Brücke vollkommen in ihre Balken und Bretter zu zerlegen und aus dem Material eine Behelfsbrücke zu bauen. Diese Aufgabe, die den Männern neu war, wurde mit besonderem Eifer durchgeführt. Sie standen bis zum Bauch im Wasser, schleppten die Hölzer, schwingen die Hämmer, als wären sie alte Fachmänner aus einem Baubataillon, und doch waren es nur Schützen, Kanoniere, Pioniere, die zu einer Vorausabteilung zusammengeschweisst, überall da Hand anlegten, wo es ihre Aufgabe notwendig erscheinen liess. In nicht ganz zwei Stunden stand das kleine Bauwerk, so dass die ganze Kolonne mit allen Fahrzeugen und Waffen darüber rollen konnte. Die Sicherungen hatten inzwischen einige Griechen eingebracht, die unseren vordersten Schützen mit erhobenen Händen entgegengekommen waren.

Wenig später tauchte vor den ersten Männern unserer Vorausabteilung ein deutscher Leutnant auf. Er war die Spitze jener anderen Abteilung, die von Süden kommend, den Gegner abzufangen hatte, den wir vor uns herdrängten. Die Zusammenarbeit war von vollem Erfolg begleitet. Die feindlichen Einheiten, die vor uns zurückwichen, waren in die Arme der von der anderen Seite kommenden Kameraden geraten. Tausende Gefangene befanden sich bereits auf dem Marsch nach rückwärts.

15. April 1941... In Nordgriechenland warfen schnelle Truppen des Heeres und der Waffen-SS im Vorstoss nach Süden britische Infanterie und Panzerkräfte, nahmen in scharfem Nachdrängen Ptolemais und Kozani und erzwangen nördlich Servia den Übergang über den Aliakmon...

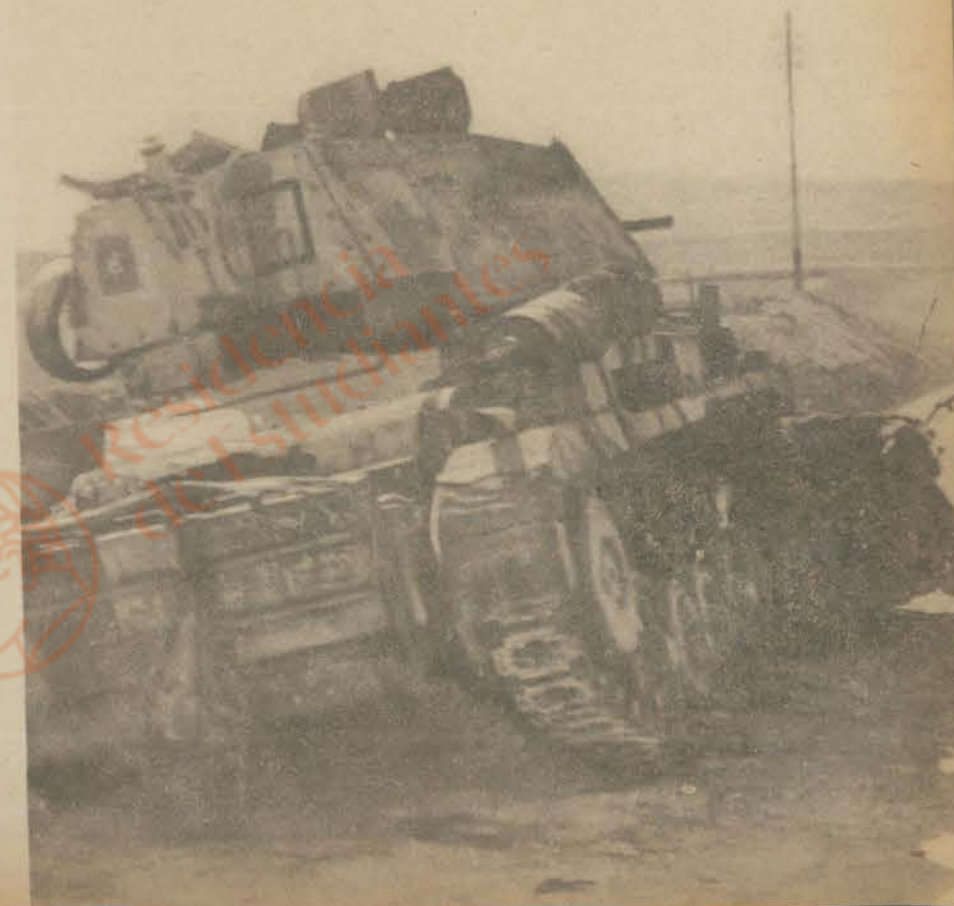
OSTERN DER PANZER

In die pelagonische Ebene teilen sich Griechenland und Jugoslawien. Am Karfreitag schon sind die ersten Teile der Leibstandarte SS Adolf Hitler über die Grenze vorgestossen und hatten erste Gefechtsberührung mit Engländern. Am Karsamstag schreiten die Kameraden der SS und die Schützen unserer Panzerdivision zum entscheidenden Angriff auf den Pass von Klidi, der die Ebene nach Süden abschliesst. In den Stollen der Naturbunker der Felsen halten sich Briten und Griechen auf, hier verläuft die erste grosse Verteidigungslinie quer zu unserer Marschrichtung nach Süden. Das feindliche Abwehrfeuer beherrscht aus überragender Stellung die Strasse. Hier hilft kein «Durchboxen» wie in Südserbien, hier muss reine Bahn geschaffen werden.

Frontal geht die SS den Gegner an. Frontal, das heisst sie bietet ihm die Stirn, sie steigt in dem nackten Gelände von der Bereitstellung bis zur Passhöhe fünfhundert Meter, sie wirft ihn in zähem Ringen von einem Felsloch zum anderen, sie beschäftigt die Hauptfront, aber sie bricht auch in sie ein, zur gleichen Stunde, als in unwegsamstem Gelände zu beiden Seiten der flankierenden Seen die Schützen durch Felsspalten und Geröll in die nur leicht gedeckten Flanken des Gegners des stossen.

Bis zum Abend zieht sich das erbitterte Ringen hin. Als die auf dem frisch gefallenen Schnee glitzernde Abendsonne das Kampffeld bescheint, da sind wir Herren des Geländes. Aber am Horizont, dort von wo uns andere Kameraden noch zu Hilfe kommen, flammt es auf, wo die Artillerie in den Kampf eingreift. Rote Lohe steigt zum Himmel, und das Wum-Wum der Sturmgeschütze

Hinter den deutschen Divisionen: Britischer Panzerwagen im Strassengraben.





Ganz vorne die ersten britischen Gefangenen. Es sind australische Landarbeiter, die noch nie in Europa waren und nichts von unseren Sorgen und Kämpfen wissen. Staunend sitzen sie jetzt am Rande der Strasse und sehen unsere vorwärtsdrängenden Kolonnen.

Ein Glück, dass wenigstens die Panzer im Laufe der Nacht nach vorn durchgestossen sind. Denn der Frühaufklärer wirft die Meldung ab: Feindliche Panzer im Anmarsch! Vom Brückenkopf der SS unten im Tal sieht man sie über die Höhe kriechen, 10, 12, 15 und mehr, und immer mehr. Wie Trauben hängen britische Infanteristen an ihnen. Auf halber Höhe machen die Panzer halt. Es dauert eine Weile, bis unsere Artillerie die Ziele aufgefasst hat, und für die Pak sind die Entfernungen zu gross. Aber als dann erst eine schwere Flakbatterie zu feuern beginnt und gleich danach eine Batterie schwerer Haubitzen, da gibt es kein Halten. Erst einer, dann mehrere, und schliesslich verschwinden sie alle hinter der deckenden Höhe.

«Verfolgung für unsere Panzer, die englischen Panzer sind anzugreifen und zu vernichten. Durchstossen auf Kozani!» befiehlt der Kommandierende General. Mühsam arbeiten sich unsere Panzer durch das von den Engländern verwüstete Gelände hindurch. Immer wieder Sumpf und viel Wasser, aber sie schaffen es. Bei Kato Ptolemais werden sie von den Engländern erwartet, aber das Panzerregiment schwenkt seitwärts ab, über einen schmalen Fussweg kommt es in die Flanke der britischen Panzerbrigade, Feuerkampf Panzer gegen Panzer und bis zum Abend bleiben 32 mittlere und schwere englische Panzer liegen. Nur noch Reste des Gegners entkommen in südlicher Richtung. Das war das erste und letzte Panzergefecht in diesem Feldzug.

lässt die halbblinde Fensterscheiben der griechischen Schule zittern auf deren dünnen, zugenagten Bodenbelag wir unser Nachtquartier aufschlagen. Mit lautem Gekreisch schliessen die Panzer um die scharfen Kurven des Dorfweges, der sie im Morgengrauen an die Marschstrasse hinführt. Die Kerze in der leeren Weinflasche zaubert gespenstische Schattenspiele auf die Gesichter der tiefatmenden Kradmelder, sie erhellen mühselig die Generalstabskarten und ihre meist sterblichen Beherrscher, die in dieser Nacht nur wenig Schlaf finden. So beginnt unser Ostern.

Ostersonntagmorgen. Die Strassenverhältnisse sind unmöglich geworden.

AM OLYMP

Die Spitze der Marschgruppe, ein verstärktes Kradschützenbataillon, marschiert über die Ebene, die sich am Abhang des Olymp, am Ägäischen Meer entlang zieht. Plötzlich pfeift es durch die märchenblaue Luft, hart an der Marschkolonne schlägt es ein—dann ist wieder Ruhe wie vorerst, unterbrochen nur vom Singsang der Motore. Aber mit diesem Schuss haben die Kämpfe am Olymp begonnen, die länger als 40 Stunden den verklärten Frieden dieser Landschaft verwandelt haben in den Feuerkreis maschineller Waffen und den lautlosen Kampf der Nacht Mann gegen Mann.

Die Truppe hat nach kurzen Vorgefechten den Raum von Saloniki am Ostermontag verlassen, ist in zügigem Vordringen südwärts gestossen, hat Flüsse überschritten, deren Brücken gesprengt waren und Kanäle, in deren Böschungen sich der Neuseeländer festgekrallt hat. Vordringend zwischen Meer und Felsmassiv hat sie schon gegen Mittag ein Dorf erreicht, das die Engländer eine halbe Stunde vorher fluchtartig geräumt hatten. Noch liegen in den Häusern die Quartierzettel der Engländer und durch die Strassen schlendert der eben befreite deutsche Direktor des Elektrizitätswerkes. Er erzählt, dass die gequälte Einwohnerschaft in der letzten Zeit vier Engländer nachts umgelegt hat, empört über die Ausschreitungen, Plünderungen und Gewalttaten. Jetzt steht diese Einwohnerschaft am Strassenrand und begrüsst uns mit Händeklatschen und Blumen... Am liebsten besehen sich diese Leute den Krieg, der auf ihrem Boden entbrannt ist, aus der Perspektive des Neutralen. Sie wehren sich nicht, sie eröffnen sofort das normale Leben, wenn unsere Spitze eben einen Ort durchfahren hat, sie versuchen auf ihre Art, dem Krieg auszuweichen, wie es eben möglich ist, oder sie zeigen ihre Sympathien auf ihre Art. Als unsere Aufklärung sich dem Aliakmon nähert, wird sie von griechischen Soldaten, die zu kämpfen aufgehört haben, unterrichtet, wo die Engländer sitzen und wo ihre Sprengvorrichtungen sind. An einem Strassenkreuz erzählen uns Zivilisten, die sich gerade aus dem Strassengraben erheben, wo der Feindwiderstand beginnen wird. Sie zeigen, lebhaft gestikulierend, auf das Schloss am Meer. Und um den Besitz dieses Schlosses entbrennt die Schlacht am Olymp.

Das Massiv dieses Gebirges, dessen Gipfel von Schnee gekrönt sind, nähert sich dem Meer hier bis auf wenige Meter. Es schiebt einen Riegel vor die Ebene, die sich hier herunterzieht, nur der Strand lässt Raum für eine eingleisige Bahnlinie, und diesen Riegel, diese bewaldeten Hänge krönt eine riesige Burg, deren Zinnen sich im Meer spiegeln und deren Türme heute abend im Feuer der Granatwerfer aufflammen, riesige Fackeln dieser antiken Welt. Hier kommt keiner durch, den die Truppe nicht durchlassen will, es sei denn, er beisst sich durch. Wir haben uns durchgebissen.

Auf und an der Burg hat Neuseeland sich festgekrallt mit allem, was es hat. Der Vorderhang des Berges und die anschliessenden zum Olymp hinaufführenden Höhen sind gespickt mit MG-Nestern. Hinter der Burg stehen Granatwerfer, und hinter dem nächsten Berg ist eine 10 cm-Batterie aufgefahren. Von ihr stammt jener erste Gruss, und sie hat uns 24 Stunden lang beharkt, vorne und hinten, rechts und links. Am 14. um 7 Uhr, da rissen ihre Salven einem

16. April 1941... In Griechenland haben schnelle Truppen die zurückgehenden britischen und griechischen Verbände durch scharfes Nachstossen am Olymp und den Bergen westlich davon zum Kampf gestellt.



Schwere Haubitzen greifen in die Schlacht am Olymp ein.

Fahrer einen Fuss weg, wenige Meter hinter unserer Deckung. Aber bis um 7 Uhr da haben wir es ihr heimgezahlt, und als die schnelle Dunkelheit samtblau vom Olymp fiel, da blieb sie die Antwort schuldig, und wir hatten Ruhe, als wir in die Schützenlöcher krochen, die wir uns gebuddelt hatten. Sie müssen eine ausgezeichnete Beobachtung gehabt haben, denn sie schossen auf jede Bewegung, kein Wunder, wo alle Vorteile des Geländes auf ihrer Seite waren. Bei uns war es zunächst verdammt sauer. Nach dem ersten Schuss deckten sie uns ein, dass man nicht den Kopf über die Mulde heben konnte. Unsere Artillerie kam dann schnell wie ein Wunder und machte uns Luft. In ihrem Feuerschutz gingen die Kradschützen vor und arbeiteten sich noch in der Nacht an den Tommy heran. Bei uns sah das Gelände so aus: Von der Stelle, wo der erste Schuss fiel, bis zum Feind hatten wir als einzigen Schutz drei kleine, schütten Waldstücke, vom Feind gut einzusehen, und für unseren Vormarsch schwierig, weil von breiten Torrenten durchflossen. Zwischen den Waldstücken jedesmal eine offene Pläne, die der Bursche abstreute, sowie er eine Bewegung sah. Klar, hätten wir nicht anders gemacht. Aber immerhin, das machte alles so schwer, und trotzdem hatten unsere schneidigen Kradschützen am Morgen den Höhenzug besetzt, der dem Kastell am nächsten liegt.

Die Melder flitzten mit ihren Krädern über die Pläne, wer zu Fuss hinüber musste und zurück, der hatte Zeit genug, das Gras abzustauben, wenn wieder und wieder einer rief: «Abschuss!» Solange wir im vordersten Waldstückchen lagen, gab es immer wieder Irrtümer, weil die Neulinge den Abschuss drüben mit dem Einschlag drüben, den unsere Artillerie verursachte, verwechselten. Aber schliess-



In dieser alten Burg am Fusse des Götterberges hatten sich Neuseeländer festgesetzt.

lich wurde alles ganz normal, jeder hörte erst hin, woher das Ding kam und welche Richtung, dann allerdings — unter Umständen — ging es sehr schnell in die Knie.

Das Feuergefecht dauert den ganzen Tag, und während dieses Tages gingen wir in die Bereitstellung für den Angriff. Der Engländer muss heraus aus dieser Riegelstellung, weder seine gezielten Salven noch seine Aufklärer, von denen unsere Jäger am Morgen einen heruntergeholt haben, können den fanatischen Willen von Führung und Mann brechen, hier, gerade hier durchzubrechen. So lange hat alles darauf gewartet, endlich den Tommy zu fassen, hier hat er sich gestellt und hier wird er gefasst. Diese Riegelstellung bedeutet den Weg nach Larissa. Für die Division, die hier kämpft, gibt es keine Hindernisse, es gibt nur ein Gesetz: Scharf zupacken und schnell schlagen!

Oben in den Bergen vor dem Kastell kämpfen die Kradschützen einen harten Kampf. Sie sind heute die ersten Bohrer an jenen Stellen, an denen die Führung später die Zange ansetzen wird, um die Schale aufzubrechen. Ihre Kräder stehen unten irgendwo am Hang, jetzt hängen die Kerle mit Maschinengewehren, mit Handgranaten, mit Maschinenpistolen in dem dichten Lorbeerestrüpp, das sich wie Fesseln um jeden Schritt legt. Sie haben sich über den Kamm herübergearbeitet auf die Vorderseite des Hanges und bekämpfen die feindlichen MG-Nester.

In dieser pfadlosen Stellung, die sich in unmittelbarer Reichweite der feindlichen Infanteriewaffen befindet, sitzen, hocken hinter Felsbrocken und Gestrüpp der Kommandeur der Kradschützen und der Kommandeur der Kampfgruppe, die



Griechische Gefangene helfen einer unserer Lastwagenkolonnen über eine Sprengstelle.

17. April 1941... In Griechenland sind die Truppen des deutschen Heeres weiter im Angriff nach Süden und nahmen das südlich des Aliakmon gelegene Servia...

DER PASS IST FREI!

Morgens um 6 Uhr stürzt mein Fahrer in das Zimmer des halb zerschossenen Landhauses hinter Kozani: «Der Pass ist frei!» Wir raus aus unsern Mänteln und Decken, nichts wie rein in die Stiefel—die kriegsmässige balkanische Katzenwäsche fällt heute ganz aus—und dann treten wir auf die Strasse.

Tatsächlich: mit dem Doppelglas kann man schon Bewegungen an dem überragenden Kegel erkennen, der in den letzten vier Tagen Brennpunkt von tausenden Soldatenaugen gewesen ist. Eine ganze Panzerdivision lag vor ihm, bis dicht an den zu seinen Füßen verströmenden Aliakmon. Sie lag da und wartete auf den Vormarsch, wartete auf den Fall dieses Kegels, der sich Stena Portas nennt und die Strasse nach Larissa und Athen beherrscht, hart oberhalb des kleinen Fleckens Servia, den wir seit zwei Tagen schon unser nennen.

Gestern abend brachte der Aufklärer die ersten Meldungen von dem Rückzug der Briten aus der beherrschenden Stellung, in die hinein sie am Ostermontag ein Bataillon lockten, jene Schützen, die den ersten Brückenkopf am Aliakmon bildeten. In der Nacht vorfühhlende Spähtrupps haben es bestätigt: im Schutze des nebligen Wetters sucht der Engländer das Weite, kurz bevor der aus der Seite angesetzte Stoss einer anderen Division seine Einschliessung zur Folge gehabt hätte.

Seit Ostermontag regnete es; ununterbrochen und so dicht, wie wir es noch nicht im Südosten erlebt hatten, vier lange Tage hindurch. Seit heute morgen ist es wieder klar und heiss geworden, und seit den frühen Morgenstunden ziehen über uns hinweg schon die Staffeln der deutschen Bomber in Richtung auf die englischen Rückzugsstrassen. Aber so sehr uns auch das Warten allmählich unter den Sohlen brennt, vorläufig bleibt es dabei. Der Aliakmon, normalerweise mit einem Personenwagen in dieser Jahreszeit befahrbar, ist durch die starken Regengüsse in einen reissenden Gebirgsfluss von über hundert Meter Breite verwandelt.

Am Nachmittag ist die erste Brücke fertiggestellt. Ganz vorne in der Marschgruppe liegen wieder die Pioniere, die unermüdlichen Arbeiter und Kämpfer. Kaum haben sie den letzten Hammerschlag an der Brücke getan, da suchen sie bereits nach den Minen, die heute morgen ein paar Kräder hochgehen liessen. Aus der an und für sich schon holprigen Strasse sind alle 500 Meter ganze Stücke herausgesprengt, aber unsere geländegängigen Fahrzeuge können es sich leisten, entweder nebenan oder durch die schnell geebneten Löcher mit viel Geholper durchzufahren.

Stetig zieht die Strasse bergan. Ein Bunker ist oberhalb eines Felsvorsprunges in den Karst gehauen, für das blosse Auge kaum erkennbar. Er scheint überhaupt keinen Eingang zu haben, lediglich eine Art Mannloch kann den paar Mann Besatzung Einlass gewährt haben, die durch eine schmale Scharte Schussfeld auf viele hundert Meter der Strasse hatten. Drei Mann genügen, um das schwere Maschinengewehr zu bedienen, das von hier aus die Marschstrasse beherrschte.

In dem Engpass, 60, 70 Meter eingeschnitten in den Fels und fast 200 Meter lang, bleibt der nach oben schweifende Blick am Stacheldrahtgewirr der

Felshänge haften. Oben erkennen wir die glänzende Verteidigungsstellung der Briten erst in ihrem ganzen Ausmass. Ein ganzes Grabensystem ist in den Fels getrieben, mit Laufgräben, Sappen, Maschinengewehr-Nestern und Unterständen. In Serpentinien geht es ganz steil hoch und ein neuzeitlicher Bunker aus schwerem Eisenbeton ist so geschickt in das Gelände eingefügt, dass wir ihn erst erkennen, als wir direkt vor ihm stehen.

Wir gehen an toten Australiern vorbei, die sich rund um den von Granaten und Sturzkampffliegerbomben aufgewühlten Bunker in den Erdboden gekrallt haben, in das Innere des Bunkers. Wir haben gewusst, dass die klare griechische Luft bei gutem Wetter eine ausgezeichnete Fernsicht ermöglicht. Aber nun sind wir doch noch überrascht. Auf über zwanzig Kilometer lässt sich jede einzelne Bewegung mit dem blossen Auge erkennen, jedes Aufblitzen der Sonne auf den Windschutzscheiben unserer weit jenseits des Aliakmon anrückenden Marschgruppe. Das erklärt uns etwa die Zielgenauigkeit der Briten, die in den vergangenen vier Tagen fast auf jedes Fahrzeug, manchmal auf einen einzelnen Melder, mit ihren Geschützen schossen. Dicht dabei finden wir noch eine Felsenhöhle, mit vielen Metern gewachsenen Bodens an allen Seiten und nur einem Durchblick, etwa von dem Umfang eines mittleren Mannes. Hier also legte sich, wie die noch vorhandene Telefonleitung zeigt, der englische Artilleriebeobachter auf die Lauer und gab seinen schweren Batterien die Ziele bekannt. Diese Batteriestellungen sind jetzt leer, auf ihrem Rückzug haben die Engländer die Geschütze mitgeführt, lediglich ein paar Munitionswagen, voll bis oben hin, stehen etwas rätselhaft an dem Kegel, den wir am Abend endlich passieren.

Langsam nur geht der Marsch weiter. Aber er fliesst. Dass es überhaupt weitergeht, verdanken wir dem Heldenmut unserer Schützen, die schon vor vier Tagen die erste Breche in die zweite britische Verteidigungsstellung vom Pindusgebirge über den Aliakmonfluss zum Olympmassiv schlugen. Der Engländer war zäh, und seine Stellung meisterhaft ausgesucht und ausgebaut. Vier Tage hielt er stand; nun sind wir doch die Sieger geblieben!



Kleines Erlebnis eines Kradmeldefahrers.

18. April 1941... In Nordgriechenland entwickeln sich die Kämpfe trotz schwierigster Gelände- und Witterungsverhältnisse sowie zahlreicher Strassenzerstörungen weiterhin erfolgreich...

20 KILOMETER VOR DER FRONT

Es ist noch früh am Morgen. Gerade ist die Sonne aus dem Dunst hervorgebrochen und tastet über eine Landschaft hin, die wild und schön sich zu Füßen des Olympmassivs lagert. In dem immer mehr aufhellenden Dunst bewegen sich dunkle Gestalten auf den Pinius zu, der breit und glucksend eine Trennungslinie zieht zwischen dem zurückflutenden Engländer, der im Tempital harten Widerstand leistet, und den vorwärtsdrängenden deutschen Panzern.

Die Männer dort am Pinius sind Gebirgsjäger; nur eine Kompanie, die den Auftrag hat, sich aus dem grösseren Gebirgsjägerverband herauszuschälen und das flüchtende Wild, das die Jäger jagen, an der einzigen Strasse, die das weite Tal auf Richtung Larissa durchquert, im Rücken oder in der Flanke zu fassen. Der Kompanieführer weiss, dass der Auftrag schwer ist. Er ist ganz auf sich selbst gestellt, er ist ein Mann im Unbekannten, 20 Kilometer vor der vordersten Linie, mit einer Hand voll deutscher Soldaten, die entschlossen sind, dem Engländer eine Barriere zu ziehen, an der er sich den Kopf einrennt.

Vorläufig ist es noch nicht so weit. Drei Meter breit schäumt der Fluss zu Füßen der Männer im Niemandsland und nur ein morscher Kahn, in dem trübe das Brackwasser gluckert, bietet sich als Verbindung von Ufer zu Ufer an. So geht's also nicht. Gebirgsjäger aber sind schnell in Entschlüssen: raus aus den Sachen und rein ins morgenkalte Wasser. Ein muskulöser Körper nach dem anderen gleitet in die Strömung. Währenddessen bringt der Kahn Waffen, Gerät und Sachen der Männer ans andere Ufer. Blaurot sind die Gestalten, die wie bald aus den Knochen herausmarschiert sein.

Inzwischen rückt die Sonne höher. Die Kompanie zieht mit ruhiger Sicherheit ihren Weg. Gegen Mittag knallts. Es sind aber nur ein paar Tommies auf Lkw. Das lohnt sich nicht. Also weiter. Gegen Abend schon stossen die Gebirgsjäger auf einen Bahndamm, der die Strasse nach Larissa kreuzt. Mit einem Blick hat der Kompanieführer erkannt, dass nur hier die Sperre geschaffen werden kann, die der Befehl von ihm fordert. Der Bahndamm wird igelförmig besetzt. Nach allen Seiten zeigen die Stacheln der Kompanie, um den Feind, woher auch immer er kommt, auffangen zu können. Die Dunkelheit fällt ein. Da ertönt fern Motorengeräusch, zwei Lichter kriechen die Strasse entlang. Das ist der Tommy! Als er dicht heran ist, rast ihm der deutsche Eisenhagel entgegen. Die Überraschung ist so gross, dass der Feind an Gegenwehr kaum denken kann. Zwei Lkw werden geschnappt und mit in die Strassensperre verarbeitet. Es ist gerade höchste Zeit, denn nun haben die Briten Lunte gerochen und schicken einen kleinen Panzerwagen vor, der stur auf die Sperre zurattert. Das ist die Stunde der Panzerbüchse. Nach einigen Schüssen gibt es einen Knall und der Panzerwagen kippt von der Strasse herunter. Aber die Tommies lassen nicht locker. Sie preschen mit Lkw vor wie die Gangster, liegen auf dem Bauch und jagen Gurt um Gurt aus den MG. Furchtbar hält das deutsche Feuer unter ihnen Ernte. Bald ist die Strasse mit zerspellten und verbogenen Fahrzeugen bedeckt. Der Feind versucht eine andere Tour: er holt seine Männer von den Fahrzeugen

und greift den Bahndamm rechts und links der Strasse mit starken Kräften an. Ein Monstrum von Panzer taumelt auf den Damm zu und will ihn angehen, will ihn einfach überfahren. Auch das gelingt nicht. Zwar zischen die Granaten der Schnellfeuerkanone unangenehm flach über die Köpfe der Gebirgsjäger hinweg und hinten auf den Gleisen steht ein Munitionszug, der jeden Augenblick in die Luft fliegen kann, wenn ihn eine Granate trifft, aber das Soldatenglück ist mit den Tapferen. Der zweite Panzer wird erledigt und auch noch ein dritter dazu. Der Igel ist unangreifbar, seine Stacheln fangen alles auf, was an Feuer und Blut gegen ihn anrennt.

Auf der Strasse türmen sich die Feindfahrzeuge. 200 sind es ungefähr, die eine Kompanie in einer Nacht zu einem Trümmerhaufen zusammenschoss. Was nicht an der Sperre abgefangen wird, versucht links und rechts der Strasse im Gelände zu verschwinden. Auch das gelingt nicht, denn der Sumpf hält mit eisernen Klammern fest, was einmal in seinen Fängen ist. 60 Gefangene sind in der Gewalt der Gebirgsjäger, 400 werden es am nächsten Tag. Die Verluste des Feindes sind gross, auch hier sind es Neuseeländer.

Als die Nacht vorüber ist, marschiert eine Kompanie Gebirgsjäger, müde und abgehetzt, aber mit einem Gefühl des Stolzes auf den erfüllten Befehl, weiter auf der Strasse nach Larissa.



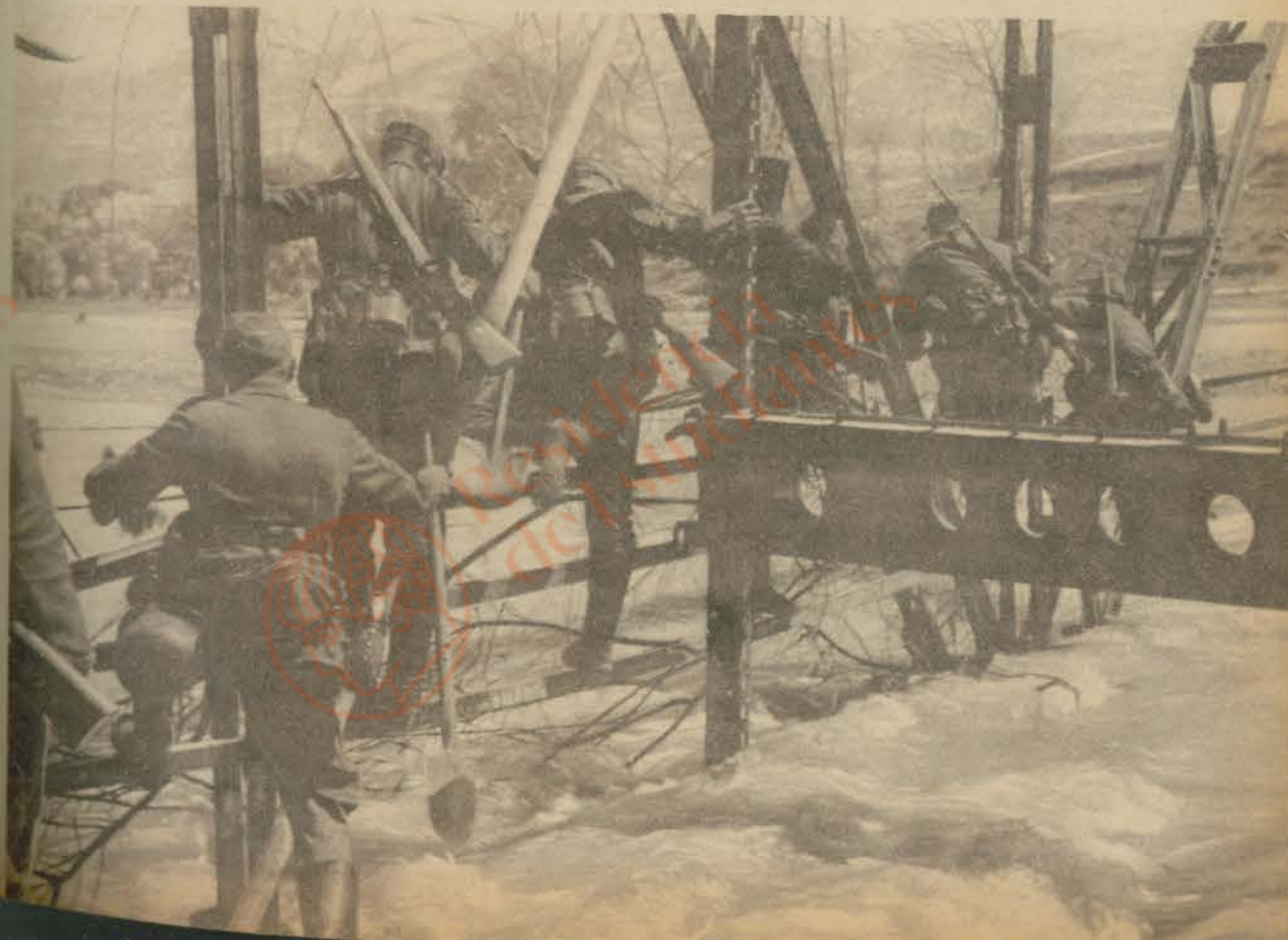
19. April 1941... Im Vorstoss beiderseits des Olym wurden die Nachhuten der britischen Hauptkräfte geworfen, die südlichen Ausgänge des Gebirges im scharfen Nachdrängen erkämpft und in der thessalischen Ebene der wichtige Strassenknotenpunkt Larissa genommen. Gebirgsjäger hissten auf dem Gipfel des Olym die Reichskriegsflagge...

IM STURMSCHRITT AUF LARISSA

Nach zwei kampfreichen Marschtagen, an denen ungeheure Geländeschwierigkeiten überwunden und ein zäher Gegner geworfen werden musste, sind am 19. April frühmorgens Gebirgsjäger, Panzer- und Schützenverbände, die von Katerini über Platamona und durch die Tempischlucht vorgestossen waren, im geräumten und völlig zerstörten Larissa eingerückt. Die wenigen Bewohner, die zurückgeblieben waren, kamen aus ihren Kellern mit grauen Gesichtern, in die der überstandene Schrecken seine Spuren eingegraben hat, froh darüber, dass mit dem Einmarsch der Deutschen das Ende ihrer Leidenszeit gekommen ist.

Von Platamona aus waren die motorisierten Kolonnen auf dem Bahndamm vorgestossen, da die Strassen nicht mehr befahrbar waren. Am Eingang der Tempischlucht war damit Schluss. Über den reissenden, etwa hundert Meter breiten

Der Aliakmon erwies sich als reissender Fluss.





Und wenn es nicht anders geht, dann helfen auch die Panzer aus Fährn durch die Furt.

Fluss führte eine einzige Fähre, die mit Mühe einen mittleren Transportwagen trägt. Das Übersetzen eines Fahrzeuges nahm mit Ein- und Ausladen etwa zehn Minuten in Anspruch. Das erklärt die unliebsame Verzögerung, die der Fluss für uns bedeutete.

Wir müssen die Schlucht überwinden, um nach Larissa zu kommen. Schnell überwinden, wenn wir dort die ersten sein wollen, denn die andere Kampfgruppe, die auf der von Norden kommenden Hauptstrasse vorgeht, hat bereits die grössten Geländeschwierigkeiten hinter sich gebracht. Also dürfen wir keine Zeit verlieren.

In normalen Zeiten ist die Durchquerung der Tempischlucht ein unvergessliches Erlebnis. Die eingangs geneigten und bewaldeten Hänge treten immer enger zusammen, der Baumwuchs verliert sich und nur noch kahle senkrechte Felswände steigen bis fast tausend Meter empor. Querschuchten gewähren Einblick in die Welt seltsamer Formungen des Olympmassivs nördlich und der Ossagruppe südlich von uns. Kastellartige Kegel, Felsnadeln und Tafelberge werden sichtbar. In der Mitte der etwa 6 Kilometer langen Tempischlucht füllt der Fluss die Sohle völlig. Die Eisenbahnlinie links von ihm ist in den Felsen eingesprengt und führt durch mehrere Tunnel, die von Australiern, mit denen wir hier zu tun haben, unpassierbar gemacht worden sind. Am anderen Ufer folgt der Weg dem Auf und Ab der Gesteinsverschiebungen.

Diese Schlucht bietet ideale Verteidigungsmöglichkeiten und der Feind nutzt sie aus. Mit seiner Artillerie versucht er, unseren Flussübergang zu verhindern. Es währt ein paar Stunden, dann haben Gebirgsjäger und Schützen die Höfen gesäubert. Aber auch wir hatten Verluste dabei. In der kleinen Kapelle, deren

ewiges Licht erloschen ist, dort unter einem überhängenden Felsendach nahe am Tunnelmund, sind Kameraden von den Jägern den Soldatentod gestorben.

Die Panzer brauchen einen anderen Weg. Denn die leichte Fähre ist ihrer Last nicht gewachsen. Eine Furt muss erkundet werden. Drei Kilometer oberhalb der Fähre ist für sie eine Durchfahrt gerade noch möglich. Also vorwärts auf den Gleisen bis zum ersten Tunnel! Dann die steile Böschung hinab und zweihundert Meter Wasserfahrt. Die stählernen Kolosse schieben eine mächtige Bugwelle vor sich her. Wasser dringt ins Innere, Wasser schäumt über die Plattform weg und erreicht fast den Turm. Aber wir schaffen es. Ein Panzer nach dem anderen gewinnt das linke Ufer. Und drüben stossen wir auf die vorgehenden Jäger und Schützen. Sie tragen schwer an ihren MG und deren Zubehör. Doppelt schwer bei dieser Hitze. Denn nach dem Regen der letzten Tage brennt nun die Sonne unbarmherzig auf uns nieder. Die Panzer laden in selbstverständlicher Kameradschaft auf, was sie nur können. 10 bis 15 Marschierer sitzen dichtgedrängt auf der Plattform eines jeden Kampfwagens. Da geht vor uns ein schwächlicher, schlanker Jäger. Er schleppt zwei Munitionskästen und ist am Ende seiner Kraft. Mühsam, Schritt für Schritt, zwingt er sich weiter. Er will vorwärts und presst das Letzte aus sich heraus. Wir halten, nehmen ihm seine Kästen ab und fordern ihn auf, aufzusteigen. Das kann er nicht mehr aus eigener Kraft. Der tapfere Junge hatte seine Munition bis zum Umfallen geschleppt.

Im Ort Tempi erhalten wir Pakfeuer. Es kann uns nicht lange aufhalten. Gruppen gefangener Australier werden zurückgebracht. Den verwundeten Gegnern leisten unsere Sanitäter erste Hilfe. Nun fahren unsere Panzer zum Angriff. Die Luken werden geschlossen. Drinnen ist kein Platz mehr für mich. Ich muss umsteigen. Auf dem Beikrad eines Meldefahrers komme ich weiter nach vorn bis zum Bataillonsgefechtsstand der Schützen. Dann muss der Meldefahrer mit Befehlen zurück. Der Chef einer Schützenkompanie nimmt mich auf seinem Krad mit. Es sind noch 20 Kilometer bis Larissa. Vorwärts und weiter. Nur dieser eine Gedanke beseelt Truppe und Führung. Der Feind ist im Laufen! Wir wollen ihn heute noch bis nach Larissa treiben! Hinter dem Olymp sinkt die Sonne. In einer halben Stunde ist Nacht. Diese halbe Stunde wollen wir nutzen!

Die Schlucht haben wir verlassen. Ein weites offenes Tal hat uns aufgenommen. Da, auf der Höhe vor uns sitzt noch der Feind. Mit dem Glas ist er zu erkennen. Jetzt funkelt er dazwischen. Sein Artilleriefeuer liegt gut gezielt auf unserer Strasse. Panzer schwärmen aus. Wir müssen weg von der Fahrbahn! Runter vom Krad, mit der Nase in den Dreck! Dicht vor, neben und hinter uns liegen die Einschläge. Das Krad, das auf der Strasse stehen geblieben ist, geht zum Teufel! Pfeifend schwirren die Geschosse durch die Luft. Wir können das Ende ihrer Bahn mit dem blossen Auge verfolgen. Unsere Panzer und die Pak antworten. MG schießen mit gleichmässigem Takt. Ein Höllenlärm herrscht ringsum. «Wir liegen zu dicht an der Strasse», meint der Oberleutnant neben mir, der die Artillerieerfahrung des Weltkrieges hat. Also Sprung auf, marsch, marsch, weiter ins Gelände hinein, wo Hecken und Gräben bessere Deckung bieten. Eine halbe Minute, nachdem wir unseren bisherigen Liegeplatz verlassen haben, detoniert dort eine Granate. «Kenne mich doch aus», brummt der Oberleutnant, als wir eng an die Erde gepresst inmitten von Brennesseln liegen.

Eine halbe Stunde währt der Feuerüberfall. Die letzte halbe Stunde bei Tageslicht! Verdammte Schweinerei! Jetzt müssen wir versuchen, in der Dunkelheit weiter zu kommen. Das bedeutet Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Mög-

licherweise laufen wir noch in das Feuer der eigenen Leute, denn in der Nacht ist der Kamerad vom Feind schwer zu unterscheiden.

Die Panzer fahren durch die nächtliche Finsternis. Schützen suchen Dörfer und Berge nach dem Gegner ab. Wenn wenigstens der Mond scheinen wollte! Seitlich und knapp vor uns steigen weisse Leuchtraketen auf. Dort befinden sich Spitze und Aussenflügel von uns. Leuchtpurgeschosse sausen nach den vermuteten Stellungen der Briten. Die haben nunmehr alles, was sie zurücklassen müssen, in Brand gesteckt. Lebensmittellager, Lastkraftwagen, Munition und Geschütze brennen! Zahllose Feuer flackern vor uns in der Nacht auf.

Wir marschieren weiter. In der Mitte die Panzer, links und rechts ihres Weges als Deckung Fusstruppen. Sie vollbringen in dieser Nacht eine Bravourleistung, marschieren bis ins Morgengrauen hinein. Um Mitternacht verhalten die Fahrzeuge zu einer kurzen Rast, die Mensch und Maschine dringend nötig haben. Wir stehen keine 15 Kilometer mehr von Larissa entfernt.

Morgens 4 Uhr rollen wir wieder, durch sumpfiges Gelände, das infolge Zerstörung der Entwässerungsanlage stellenweise unter Wasser steht. Den Ossa haben wir hinter uns gelassen. Als blutigrot über ihm die Sonne aufgeht, sehen wir Larissa vor uns liegen. An der Strasse stehen verlassen die 10,5 cm Geschütze, aus denen wir gestern abend Feuer erhielten. In den Gräben liegen weit über ein Dutzend kleiner Tanks. Auf den Feldern sind rund hundert Lastwagen mit britischen Ausrüstungsgegenständen, mit Material, Proviant aller Art.

Und dann sind wir in Larissa, das schwer gelitten hat. Kaum ein Haus ist heil geblieben. Die Strassen sind aufgewühlt, die Geschäfte geplündert. Eine völlig verödete, tote Stadt. Das Klappern der zahllosen Störche, die auf Giebeln und Bäumen nisten, ist das einzige Geräusch, das uns empfängt. Zelte und nochmals Zelte sind auf Plätzen und in Gärten errichtet. In ihnen sind unübersehbare Beutemengen. Gewaltige Verpflegungslager liegen am Bahnhof und in der Stadt verstreut. In allen heil gebliebenen Häusern, in jedem verfügbaren Raum ist Notquartier für Militär gemacht. Das gibt Anhaltspunkte für die Stärke der feindlichen Verbände, die nach Larissa geworfen worden waren, um vor dieser Stadt den Vormarsch der Deutschen abzustoppen. Nun haben sie alles zurücklassen müssen. «South» oder «Athens» steht auf schnell angebrachten Schildern an den nach Süden führenden Strassen. Das heisst: Rette sich, wer kann! Es gibt für uns hier kein Verweilen mehr! Die Deutschen sind uns auf den Fersen!

REICHSKRIEGSFLAGGE AUF DEM OLYMP

Ein herrlicher Aprilvormittag. Heiss brennt die Sonne Grieschenlands auf uns herab. Wir fahren in Richtung auf das Ägäische Meer zu. Rechts von uns liegt das majestätische Massiv des Olymp. Hell glänzen seine schneebedeckten Gipfel in der Sonne. Hier sassen der Sage nach die Götter Homers, von hier schleuderte der Göttervater Zeus seine blitzenden Donnerkeile.

In einem schattigen Eichenhain müssen wir anhalten, weil in der Enge vor uns ein Wagen von einem Motorrad, das steckengeblieben ist, aufgehalten wird. Im Wagen erkenne ich einen alten Bekannten aus Innsbruck.

«Gut, dass ich Sie treffe!» ruft er mir zu. «Ich habe Auftrag vom General, mit einem Spähtrupp festzustellen, ob das nach Osten liegende Tal des Olymp

vom Feind besetzt ist und, wenn möglich, die Reichskriegsflagge auf dem Olymp zu hissen. Ich hab's schon ein paar alte Kameraden aus der Kampfzeit zusammengeholt. Wollen Sie mitkommen?» Selbstverständlich sage ich mit Freuden zu. Als erste deutsche Soldaten den Olymp zu besteigen und dort die Reichskriegsflagge zu hissen, das ist schon eine pfundige Sache.

In kurzer Zeit sind die Vorbereitungen getroffen. Sieben Gebirgsjäger, alles gute, geübte Bergsteiger, stehen bereit, den Olymp, der sich hier unmittelbar aus dem Ägäischen Meer bis zu 2918 Meter erhebt, zu bezwingen.

Um 18.30 Uhr beginnen wir in Litohoron mit dem Aufstieg. Weit sind wir unserer Gebirgsdivision vorausgefahren, unten im Tal haben wir die vorfahrenden Panzer überholt. Nun bietet sich unseren Augen ein herrliches und farbenprächtiges Bild. Unter uns liegt Litohoron, davor das mit grünen Büschen bewachsene Tal und dahinter in tiefer Blässe das Ägäische Meer. Vor uns schimmern die weissen Spitzen des schneebedeckten Olymp. Während wir langsam den Berg hinansteigen, entwickelt sich zu unseren Füßen ein heftiges Gefecht. Deutlich sehen wir das Aufblitzen des Mündungsfeuers und die grauen Wolken der Einschläge, hören das Knattern der MG und das Rollen der Artillerie.

Um 22.00 Uhr wird ein kurzes Biwak eingelegt, um das Mondlicht abzuwarten. Gegen 3.00 Uhr geht es weiter, zunächst durch den gewaltigen Talkessel, den das Olympmassiv hier bildet. Der Himmel ist von dichten Wolken bedeckt, nur selten vermag der Mond sich durch das Gewölk Bahn zu brechen. Vom Feind ist nichts zu sehen. Kurz nach 7.00 Uhr nach einer kleinen Rast an der Schneegrenze beginnt der letzte Aufstieg. Langsam fängt es an zu regnen, bald geht der Regen in Schnee über. Aus dem Tal steigt Nebel auf. Immer noch hören wir aus den Tälern um den Olymp herum das Grollen der Artillerie.

Zwischen Felsen hindurch geht der Aufstieg über riesige Schneefelder. Inzwischen hat sich das Wetter in ein Unwetter verwandelt. Mit ungeheurer Stärke pfeift ein eisiger Schneesturm über den Grat, auf dem wir aufsteigen. Wie Nadeln peitschen uns die Eisflocken ins Gesicht. Mühselig wird Meter um Meter erkämpft. Endlich ist das Ziel erreicht.

Um 11.00 Uhr vormittags steigt am 16. April die Reichskriegsflagge am Olymp auf. Ein kurzes, militärisches Kommando. Wir grüssen die Flagge, wir grüssen den Führer und unsere deutsche Heimat. Ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer hallt über den Gipfel. Und dann beginnt der Abstieg. Im peitschenden Schneesturm geht es über Felsen und fast senkrechte Schneefelder in stundenlangem, schwierigem Abstieg ins Tal zurück. Am Spätnachmittag kommen wir zu einem im Tal gelegenen Kloster zum heiligen Dionysos. Hier wird Rast gemacht, um unsere völlig durchnässten Sachen an dem lodernden Feuer eines Kamins zu trocknen.

Unser Auftrag ist erfüllt. Ein Spähtrupp der Gebirgsjäger hat als erster unsere stolze Reichskriegsflagge auf dem Olymp gehisst.



Während am Fusse des Olymp noch mit den Engländern gekämpft wurde, erstieg ein Spähtrupp den Berg und hisste bei Sturm und Nebel die Reichskriegsflagge.

und Kadaver zu beseitigen sowie notwendige, sanitäre Vorkehrungen gegen den Ausbruch von Seuchen zu treffen. Unter der umsichtigen, deutschen Leitung löst sich allmählich das starre Antlitz der Stadt und bekommt neue Farbe. Die Bürger von Larissa wissen, dass ihnen von den deutschen Militärbehörden im Rahmen des Möglichen mit Rat und Tat geholfen wird und sie kommen mit allen ihren Anliegen und Bitten vertrauensvoll zu unseren Dienststellen. «Wir haben die Briten kennen gelernt und jetzt die Deutschen», äusserte einer der Heimgekehrten. «Die anderen sind als Freunde gekommen und haben uns in unsrer Not allein gelassen. Ihr wurdet uns als Feinde geschildert und helft uns, wo es nur geht. So schmerzlich der Krieg für uns gewesen ist, wir sind heute froh darüber, von unseren sogenannten Freunden befreit zu sein!»

AUF FISCHKUTTERN NACH SAMOTHRAKI

Am 19.4.1941, 5.30 Uhr, läuft aus einem kleinen, thrasischen Hafen eine Flottille von Motorkuttern aus. Auf einem angehängten Prahm werden noch Schlauchboote und Pioniersturmboote mitgeführt. Es sind einige hundert Mann deutscher Truppen an Bord: eine Abteilung sächsischer und sudetendeutscher Infanterie mit MG und Granatwerfern, ein Zug Pioniere, ein Zug Nachrichtenleute und einige Spezialtruppen. Die nordöstlichste Insel des Ägäischen Meeres, Samothraki, soll besetzt werden. Flugzeuge haben die Abwesenheit englischer Streitkräfte festgestellt. Kleinere Abteilungen griechischer Polizei und Marine sind zwar vorhanden. Man rechnet aber nicht mit ihrem Widerstand.

Die Luft ist diesig und das Meer glatt wie ein Spiegel. Der Sichelmond im bleichen Morgenlicht schaut erstaunt auf die geheimnisvoll südostwärts ziehenden Schiffe, an deren Mast stolz die Flagge des Reiches flattert. Allmählich bricht sich die Sonne durch die Wolken Bahn. Am Horizont ist die bis zu 1600 Meter aufsteigende, gebirgige Insel in blassblauen Umrissen bereits sichtbar. Das abenteuerliche Unternehmen macht den Männern Laune. Viele von ihnen führen noch nie zur See, ja, manche sehen das Meer überhaupt zum ersten Mal. Sie sitzen und liegen an Deck, schwätzen, rauchen und singen zu den Klängen eines Schifferklaviers. Es wird auch gezeichnet, gemalt und viel fotografiert. Nach den Strapazen der Gebirge, die sie marschierend überschritten haben, tut ihnen die Ruhe und die Wärme der immer höher steigenden, südlichen Sonne wohl.

Die Insel hat sich mittlerweile in Wolken gehüllt und ist verschwunden. Nur hin und wieder taucht ein Zacken des Gebirges aus den brauenden Wolken heraus. Beim Näherkommen geraten wir in dichte, ziehende Nebel, welche die Sicht auf wenige Meter beschränken. Der Flottillenchef lässt die Fahrt abstoppen und die weit gestaffelt fahrenden Boote aufholen. Auf einmal ist der Nebel wie weggeblasen und im strahlenden Glanz der Mittagssonne liegt Samothraki vor uns. Um die höchsten Bergspitzen ballt sich ein leuchtend weisses Kukuljus-Gewölk. Schon können wir Einzelheiten auf der Insel erkennen: Häuser auf der flach ins Meer vorspringenden Landzunge, am äussersten Ende einen Leuchtturm und auf der Reede eine Anzahl Fischerfahrzeuge und Küstensegler.

Die Bewohner des Hafenortes haben jetzt unser Kommen bemerkt. In hellen Haufen fliehen sie über die grünen Hänge ins Innere der Insel. Ein Zweimaster



Landung im Morgengrauen an der Küste einer Insel im Ägäischen Meer.

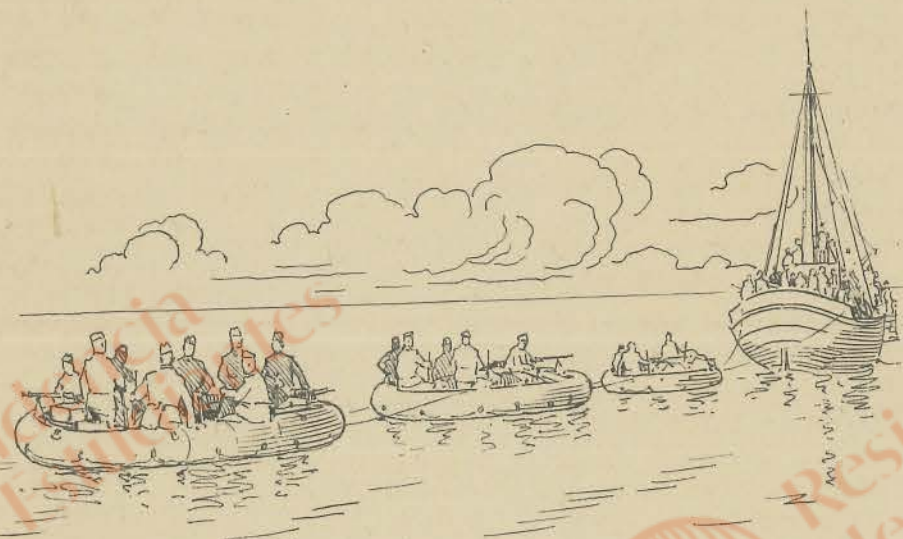
und ein kleines Fahrzeug versuchen, eilig nach Süden zu entkommen. «Verdammt nochmal, die Dinger könnten wir so gut gebrauchen», knurrt ärgerlich der Hauptmann, aber dann geht ein Schmunzeln über sein Gesicht. Ein Fieseler-Storch braust über uns hinweg, steuert auf den Hafen zu und zwingt durch drohendes Kreisen die flüchtenden Fahrzeuge zur Umkehr. Auf jedem unserer Schiffe ist vorn oder mittschiffs ein SMG aufgebaut und feuerbereit gemacht worden. Alles ist klar zum Landen. Der Einheitsführer lässt gerade den Funkapparat durchgeben: «Kompanie bei Landemanövern, keine Feindeinwirkung», als plötzlich ein Schuss fällt und noch einer. Päng, haut es in die Bordwand. Und jetzt geht ein richtiges Geknatter von Gewehrfeuer los. Im Nu liegt alles auf dem Bauch an Deck: Stahlhelm auf, Gewehre geladen und entschert! Unsere MG bellen ihr wütendes Taktaktak in den hellen Mittag. Der Feind ist schwer auszumachen, während wir ein leichtes Ziel bieten.

Das Führerschiff hat gewendet und übernimmt den Feuerschutz der inzwischen herangekommenen Flottillenboote, die zur Landung direkt auf Strand auflaufen. Die Männer springen heraus, zum Teil noch ins Wasser, schwärmen aus und kämmen das unübersichtliche Gelände durch. Jetzt wirft das Führerschiff Anker und bootet seine Besatzung mit Schlauchbooten aus. Jedes Haus wird durchsucht, die Bewohner im Ort zusammengetrieben und unter Bewachung gestellt. Der Widerstand ist gebrochen. Wir finden Gewehre und Jagdflinten, aber die Heckenschützen selbst sind geflohen. Es wird sofort zur Verfolgung ins Innere aufgebrochen. Im Zuge der Strasse nach der fünf Kilometer von der Küste entfernt liegenden Hauptstadt werden eine Reihe von Gefangenen gemacht. Der

Weg ist steil, steinig und in der Mittagshitze äusserst beschwerlich. Einige Kameraden müssen wegen Hitzschlag zurückbleiben.

Es ist gegen 15 Uhr. Die Männer sind hungrig und durstig, denn sie haben seit heute früh nichts gegessen. Da, an einer Wegbiegung, leuchtet uns die Hauptstadt entgegen: zwischen tabakfarbenen, kahlen Felswänden, von spitzen, zackigen Graten überragt, eine kleine, weisse Stadt mit vielen Gängen und Treppen. Dazwischen vereinzelte Feigen- und Öl-bäume. Ein richtiges Felsennest! Ein Trupp von Bürgern mit den Popen und dem Bürgermeister an der Spitze kommt, eine grosse, weisse Fahne schwenkend, auf uns zu und übergibt die Stadt. Die Kompanie sammelt sich und marschiert geschlossen in die Stadt ein. Aus den Fenstern flattern weisse Fahnen. Am Strassenrand, auf den flachen Dächern der Häuser und auf den Felsen steht die gesamte Einwohnerschaft festlich versammelt und begrüsst uns wie heimkehrende Sieger mit griechischen Heilrufen und gemessenen Klatschsalven. Die Leute wirken wie die von einem Regisseur aufgestellten und einstudierten Chöre einer griechischen Tragödie. Währenddessen läuten die Glocken. Auf einem kleinen Platz im Stadttinnern macht die Kompanie halt und stellt die Gewehre zusammen. Dann werden der Bevölkerung durch Vermittlung eines Dolmetschers die Wünsche der Truppe bekanntgegeben.

Der Abend ist herabgesunken. Die Männer haben endlich ihr schwer verdientes Mittagessen gefasst und sich müde in die Quartiere zurückgezogen. Morgen steht wieder ein heisser Tag mit beschwerlichen Märschen bevor.



21. April 1941... In Griechenland stiessen die deutschen Truppen in der Verfolgung des geschlagenen Feindes über Larissa hinaus weit nach Süden vor...

VORMARSCH DURCH THESSALIEN

Diesen einen Tag unseres Vormarsches in Griechenland werde ich nie vergessen. Unsere Pioniere hatten am Vorabend eine von den Engländern gesprengte Brücke durch eine neue ersetzt und wir waren noch in das kleine Städtchen am Rande Thessaliens eingerückt. Dort hatten wir uns nach Tagen des Marsches in Staub und Regen bei freundlichen, alten Leuten wieder einmal gründlich waschen und rasieren können. Die Nacht hindurch schliefen wir köstlich in richtigen Betten. Und am Morgen ging es dann beim ersten Sonnenschein über Felder und Wiesen immer gerade dort entlang, wo die Berge Westgriechenlands sich in die Ebene senken. Auch hier zeichneten die Spuren des Rückzuges unserer Gegner den Weg. Tote Pferde, ausgebrannte Autos, umgestürzte, schwere Lastwagen lagen rechts und links von der Strasse. Dazwischen gähnten die Trichter deutscher Bomben, die mit unheimlicher Genauigkeit mitten in den Rückzugskolonnen gesessen haben müssen. Erdreich und Steine türmen sich an diesen Stellen und übersäen weithin die Felder.

Es sind aber nicht nur die Spuren des Krieges, die uns auf dem Vormarsch begegnen. Bedeutend öfter kommen wir auch heute wieder an Brücken und Strassenengen, wo planmässige Vernichtungsarbeit am Werke war. Es ist kaum auszudenken, welche Werte hier von den englischen Sprengkommandos zerstört worden sind. Griechenland gehört durchaus nicht zu den reichen Staaten, und es hat weder viele gute Strassen noch viele gute Bahnen und Brücken. Die wenigen, die es besass, sind aber jetzt auf fremden Befehl noch unbrauchbar gemacht worden. In jedem Dorf, in das wir kommen, wird uns sofort die Schreckensnachricht überbracht: Die Engländer haben unsere Brücken gesprengt! Unsere Frage nach den Briten wird aber überall lächelnd mit einer entsprechenden Handbewegung nach Süden beantwortet. Wir liessen uns auch nirgends lange aufhalten. In einem Dorf stand die Bevölkerung schon, als unsere ersten Kradschützen und Spähwagen ankamen, mit einer selbstangefertigten Fahne aus rotem Stoff mit einem schwarzen Hakenkreuz darauf an der Strasse. Der älteste Mann wollte eine Begrüssungsansprache halten, aber wir winkten ab und bedeuteten ihm, er solle das denen sagen, die hinter uns kommen. Da steckten sie uns schnell ganze Hände voll gefärbter Ostereier in den Wagen. Nach vielem Händeschütteln und Danken geht es weiter.

In einem anderen Dorf hing schon eine deutsche Flagge neben einer griechischen. Die nächste Gemeinde hatte ein kleines Hakenkreuzfähnchen über dem Dorfgasthaus gehisst. Einige Männer luden uns mit Gebärden zum Eintreten ein. Man wollte uns bewirten. Wir lehnten ab und fuhren weiter. Unser Wagen roch nicht mehr nach Benzin, sondern nach Rosen und Jasmin. Kinder steckten uns ganze Sträusse davon in die Wagenfenster. Die rührendste Begegnung hatten wir mit einem Hirten, den wir schon von ferne quer über die Wiesen zur Strasse rennen sahen. Er winkte mit einem Paket in der Hand. Wir hielten an und fragten, was los sei. Da grüsste er stramm mit der Hand an der Mütze, reichte uns das Paket aus Zeitungspapier, griff in die Tasche und holte für jeden von uns ein Osterei hervor. Als wir auf der Weiterfahrt das griechi-



Verstopfte Rückzugstrassen des Gegners werden schnell freigemacht, um unseren Kolonnen den Vormarsch zu erleichtern.

sche Zeitungsblatt öffnete, fanden wir darin vier grosse Stücke frischen Lammbraten. Er hatte uns seine Ostermahlzeit geschenkt. Mit einer alten Frau führten wir auch ein kurzes Gespräch beim Wassertanken an ihrem Hofbrunnen. Durch einen Dolmetsch erfuhren wir, dass sie drei Söhne beim griechischen Militär hat. Einer ist schon zurückgekommen. Die Deutschen hatten ihn gefangen genommen und nachhause geschickt. Unsere Soldaten hatten ihm gesagt, sie wollten nichts von den Griechen. Die weisshaarige Mutter freut sich nun schon, bis die anderen beiden kommen.

Das wird auch nicht mehr lange dauern. Neben unserer Vormarschstrasse ziehen ganze Scharen griechischer Soldaten ohne Waffen. Manche machen einen vollkommen erschöpften Eindruck. Sie laufen schon tagelang, um ihr Heimdorf zu erreichen. Ganze Gruppen liegen im Strassengraben und schlafen. Andere wieder sind frisch und grüssen in guter Haltung. Niemand bewacht sie. Jeder weiss, dass es sich hier nicht um Gefangene, sondern um Heimkehrer handelt, die sich aus der englischen Front gelöst haben. Unter diesen Heimkehrern trifft man immer noch Serben, die ihr Land auf der Flucht verlassen haben

und jetzt im Herzen von Griechenland noch zur Einsicht gekommen sind, dass es nützlicher ist, zuhause den Acker zu bestellen, als hier den englischen Rückzug zu decken.

So fuhren wir mehr als hundert Kilometer durch Thessalien, ohne einen Gegner zu treffen. Sollten die Engländer nach den ersten Niederlagen in Griechenland schon bis Athen geflohen sein? Wir steigerten das Tempo unserer Wagen. Die Pioniere leisteten ihr Äusserstes bei der Überwindung der Furten, der Schlammstellen auf den Feldwegen und der Sprengtrichter auf den Strassen. Sie hatten die Hauptarbeit bei diesem schnellen Vorstoss. Aber das macht auch Laune, wenn es so vorwärts geht. Schliesslich konnte man beim Verschnaufen noch einen Blick über die schöne Frühlingslandschaft tun, was doppelt wohl tat nach dem mühevollen Marsch durch die von der Natur wenig begünstigten Gegenden Mazedoniens. Selbst die englischen Flieger, die gestern noch unsere Marschkolonnen mit einigen Angriffen und etlichen Bomben bedacht hatten, blieben heute aus. Es schien ein Feiertag zu werden in jeder Hinsicht.

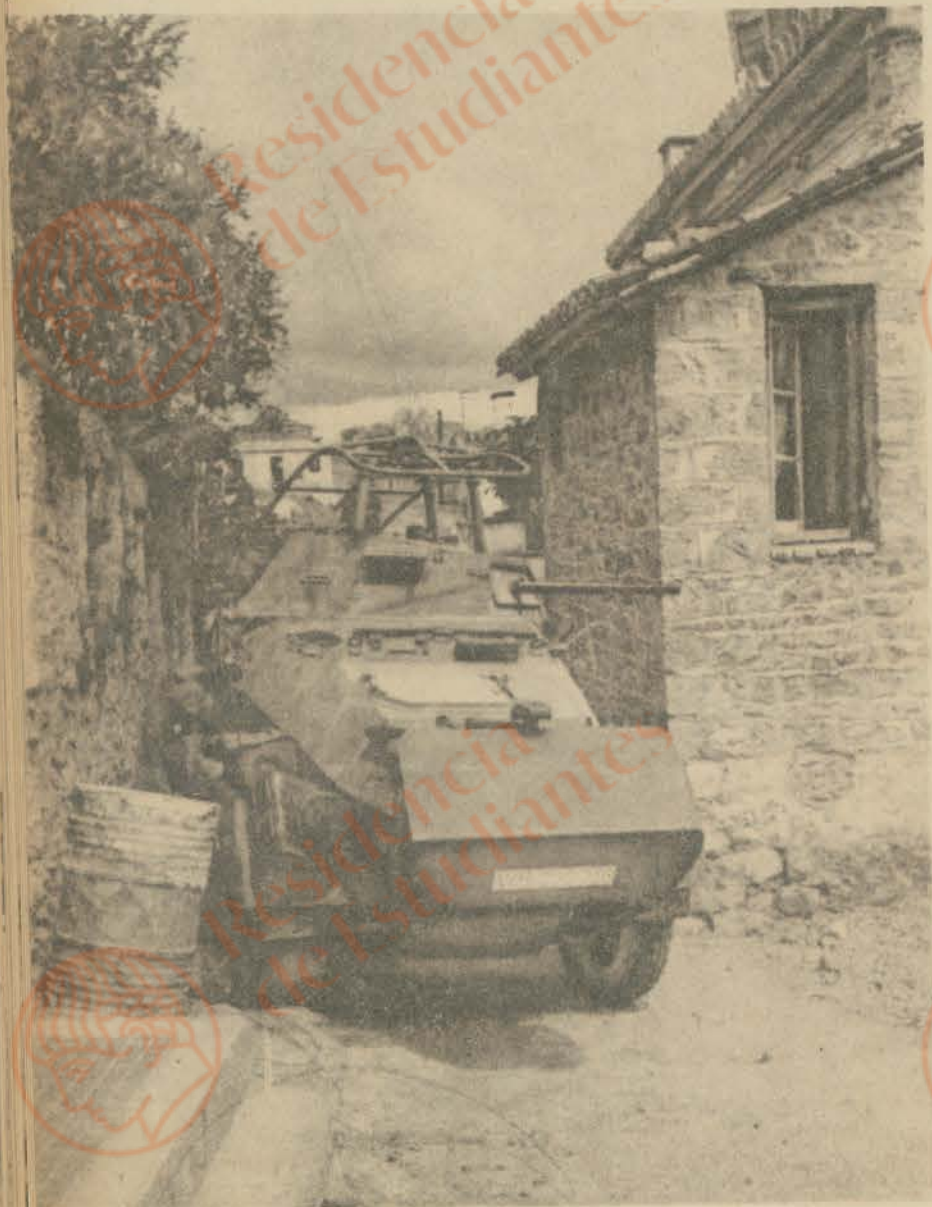
Am Abend jedoch holten wir noch Briten ein. Als unser vorderster Spähtrupp zu einer Stelle kam, an der die Hauptstrasse nach Athen zwischen bewal-

Pioniere einer Vorausabteilung ebnen ihrer Division den Weg.



deten Hügeln eine kleine Anhöhe erklimmt, knallten plötzlich Schüsse los, die ersten Kradfahrer stürzten. Sofort wurden MG in Stellung gebracht und das Feuer erwidert. Da sah man auch schon die Engländer zwischen den Bäumen zurücklaufen. Sie sprangen auf bereitgehaltene Lastkraftwagen und sausten davon. Hinter ihnen gab es einige gewaltige Detonationen. Sieben breite Sprengtrichter klafften auf der Strasse. Einer der beiden englischen Tanks, die, seitwärts im Gebüsch stehend, die Aktion gedeckt hatten, wurde von unserer Pak ausser Gefecht gesetzt. Eine leichte Rauchfahne stieg aus seinem Inneren in den dämmernden Abendhimmel. Pioniere wurden nach vorne gezogen, um den Schaden an den Sprengstellen auszubessern. Wir beerdigten drei brave Kameraden, die an der Spitze der deutschen Armee in Griechenland den Heldentod durch ein englisches Sprengkommando gefunden hatten. Während wir noch stille beieinander standen, ertönten plötzlich neue Explosionen und allerlei Leuchtsignale zischten durch die Luft. Am Feuerschein, der aus dem Buschwerk kam, erkannten wir,

dass der britische Tank in Brand geraten war. Grosse Stichflammen schossen aus ihm empor und Munition explodierte in seinem Innern. Noch lange stand das brennende Ungetüm in Flammen.



Panzerspähwagen einer Vorausabteilung dringen in Lamia ein.

22. April 1941... Über Larissa trotz zahlreicher Strassenzerstörungen weit nach Süden vorgestossene deutsche Truppen nahmen die Stadt Lamia...

DER SPRUNG NACH LAMIA

Die Spitze der Division marschiert auf Wegen und Pfaden, die nie vorher eine Kolonne von ähnlichem Ausmass passiert hat, wie sie allein die Vorausabteilung darstellt. Und dahinter marschiert, in über 200 Kilometer Länge auseinandergezogen, noch der Rest der Division. Die Beschaffenheit dieses wilden und kraftfahrfeindlichen Geländes ist derart, dass wir uns immer wieder an den Kopf fassen, staunend und bewundernd den Motor nachsehen oder auf die Bunareifen starren, diese Wunder an Zuverlässigkeit.

Vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht sind wir geklettert und wieder heruntergerutscht. Auch in die Nacht hinein schiebt sich noch die Kolonne. Die letzten zehn Stunden haben wir knapp ein halbes Dutzend Zivilisten getroffen, so öde ist diese Karstgegend und so geschaffen für einen Verteidiger, der das Land kennt. Aber kein Mensch denkt hier ernstlich mehr an Verteidigung. Die Angriffe unserer Luftwaffe haben den Verteidigern dieser Pindus-Stellung das Herz genommen. Nun kommen sie aus allen Dörfern und Weilern, von den Hirtenhütten und aus ihren von Bomben zerschlagenen Felsenstellungen hergelaufen. Aber es kümmert sich keiner von uns um sie. Wir paar Mann haben andere Sorgen, als diesen kreuz und quer auf Trampelpfaden durchs Gelände ziehenden waffenlosen Gegnern Verhaltensvorschriften zu machen. Aber auch ohne Waffengegenwehr ist der Marsch gerade schwierig genug. Mal gilt es einen Weg zu bahnen oder in den Wald zu schlagen, mal eine Brücke zu bauen oder einen Sprengtrichter zu ebnen. Die übrige Zeit summt der Wagen im ersten oder, wenn's hoch kommt, im zweiten Gang. Den anormal hohen Ton hört man kaum noch. Man gewöhnt sich auf die Dauer eben an alles.

Mitten in der Nacht kommt wieder der Befehl zum Aufbruch, kaum dass man sich die Decke über die Ohren gezogen und hinter die Windschutzscheibe gekauert hat. Nun geht es noch langsamer als vorher. Kaum ist der brenzlige Geruch von schmorendem Bremsbelag und rutschenden Kupplungsscheiben im Wagen noch zu trennen. Im Morgengrauen erkennen wir hin und wieder die Umrisse uralter Lastwagen oder im Stich gelassener umgekippter Kampfwagen, deren Raupen in den Himmel starren.

Längst haben wir aus Zeitgründen nun auch den in den Karten grösseren Masstabes kaum erwähnten Weg verlassen und uns einem im Ausbau befindlichen Pfad anvertraut, der nirgendwo in den Karten erscheint. Am Nachmittag gewinnen wir so die Ebene von Kalabakka, sehen die Eisenbahn von der Seite her in das Becken von Trikkala eindringen, und am Horizont endlich wieder ein Ziel nach dem zermürenden Auf- und Abklettern der letzten Tage. In windender Fahrt geht es bergab, vorbei an der mit weissen Fahnen, mühselig gemalten Hakenkreuzschildern oder bunten Kopftüchern winkenden Bevölkerung. Wieder quälen wir uns in die Nacht hinein durch Trikkala und Karditsa und endlich, endlich gewinnen wir bei Pharsalos wieder die Hauptstrasse.

Nur wenig Widerstand gibt es an der Gebirgsschwelle vor dem Phourka-Pass. Unsere Bomber haben hier ganze Arbeit geleistet und nur ein paar versprengte Australier werden abseits der grossen Strasse angetroffen.

Gegen Abend steht die Aufklärungsabteilung am hohen und steilen Phourka-Pass. Die Fühlung mit einer kleinen Nachhut der Engländer wird wiederher-



Gefangene Briten beerdigen
im Beisein eines deutschen
Feldgeistlichen ihre gefal-
lenen Kameraden.

gestellt. Noch vor der Dunkelheit ist sie geworfen, aber die gründliche Zerstörung der Passtrasse lässt sich nicht vermeiden.

Was tun? Der Führer der Vorausabteilung überlegt nicht lange. Er lässt seine Kradschützen und die Männer der Aufklärungswagen absitzen, stellt eine kleine, aber kampfstärke Gruppe zusammen und gewinnt noch während der Nacht zu Fuss mit den vordersten Teilen Lamia.

Morgens um 5 Uhr ist Lamia in deutscher Hand. Die paar Zivilisten, die noch in seinen halb zerstörten Strassen verblieben sind, begrüßen die Deutschen als Befreier von englischer Bedrückung. In letzter Minute haben beherrschte Männer die Zündschnüre an den überstarken Ladungen abgeschnitten, die die Engländer angelegt hatten, um innerhalb der Stadt sinnlose Sprengungen vorzunehmen.

Wo steckt aber die nächste englische Nachhut? Wir fragen uns nicht lange vergeblich. Kaum nähern sich ein paar vorfühlende Kradfahrer auf der senkrecht zu den Thermopylen führenden Strasse dem Spercheios, da werden sie von einem wahren Hagel von Granaten empfangen. Aha, da sind sie!

So begann Thermopylä 1941.

AM HERAKLEIAPASS

Die Luft flimmert über dem nackten Fels, der von dunkelroten Adern durchzogen, von innen heraus zu glühen scheint. Noch hat die Sonne nicht den höchsten Stand erreicht und doch brennt sie gnadenlos wie im Hochsommer auf uns herab und schüttet ihr grelles, weisses Licht in die schattigsten Winkel der tief eingewaschenen, thessalischen Täler.

Die Spitze unserer Panzerdivision hat Halt gemacht. Träge liegen wir unter den Fahrzeugen. Eine Stunde, zwei Stunden. Vielleicht sind sie vorne auf den Feind gestossen. Vielleicht hat er wieder eine Brücke gesprengt. Wir wissen es nicht; wir fragen auch nicht danach, denn mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes wird der Befehl uns erreichen, die Spitze unseres Kampfverbandes zu übernehmen, sobald die Zeit gekommen ist.

Neben uns, auf dem weissen, staubigen Strassenband ziehen mit ruhigem, langausgehendem Schritt die Männer einer Gebirgsjägerdivision und ihre braven Mulis. Die Kameraden, die im Norden Griechenlands die Metaxaslinie stürmten und das Strumatal durchbrachen, sind jetzt wieder in den zerklüfteten Bergen die Kampfgefährten unserer grauen Panzerkolosse geworden. So gegensätzlich und unvereinbar miteinander im ersten Augenblick ihre Kampfaktik und ihre Aufgaben scheinen mögen, die zurückliegenden Tage haben bewiesen, dass sie eine unüberwindliche, kämpferische Einheit bilden.

Wenn von der Spitze durch ihre Reihen der Ruf nach hinten fliegt: «Gebirgsjäger nach vorne», dann lächeln sie unter ihren starren Masken von Schweiß, Schmutz und Staub.

Sie haben in schweren Gefechten bei Tag und Nacht, immer marschierend, mit wenig Schlaf, Beispiellostes geleistet.

Da, vor uns, im breiten Rücken des Berges, liegen jetzt sechs, sieben Serpentinenebene. Die Panzer arbeiten sich hoch, drehen an den Spitzkehren, dass die Steinbrocken knirschend zerstioben, stehen sekundenlang still, wie um zu verschmaufen bis die mächtigen Ketten der blank geschliffenen Raupenbänder sich wieder gleichmässig in die Strasse einwühlen. Es sieht aus, als habe eine Riesenfaust zwei mächtige Perlenschnüre durch das Gebirge gelegt. Die eine wird gebildet von der weissen Strassendecke und unseren Panzern, die andere schmiegt sich als feines Band, ins Unendliche verlaufend, mit den winzigen Gestalten der Jäger und dem Glanz ihrer Waffen an den rechten Strassenrand. Wohl zum ersten Mal in der modernen Kriegsgeschichte erzwingen Gebirgsjäger und Panzer gemeinsam die Entscheidung. In den frühen Morgenstunden brechen sie miteinander auf und um Mitternacht gehen sie gemeinsam zur Ruhe. Gespenstig ziehen in den dunklen Nächten die Gestalten der Männer im gedämpften Lichtkegel der Fahrzeuge vorüber.

Unter uns in den Tälern steht jetzt das Korn schon mehr als doppelt so hoch wie vor einem Jahr im Mai, als im Westen der Feldzug begann. Manchmal hat sich einer der eingestaubten Kradmelder, in deren Gesichtern die Auker gesteckt.

Es erstaunt uns selbst, dass unter dieser Kruste griechischer Erde, die sich wie Reif auf uns alle gelegt hat, unter diesem fiebernden Willen, den Engländer

23. April 1941... Über Lamia weiter nach Süden vorstossende Verbände stellten an der historischen Enge der Thermopylen englische Nachhut zum Kampf...

der zu fassen, noch ein lebendiges Herz Platz hat zu schlagen, ein Herz voll Hunger nach Liebe und Schönheit.

Man kann wohl sagen, dass es Andacht gewesen ist, die wir in uns fühlten, wenn wir durch unzerstörte Dörfer kamen, die Gärten sahen mit ihrem Überfluss an Erbsen, Salat, Spinat, jungen Kürbissen und grünen Feigen. Die Menschen selbst waren ein einziges Nichtbegreifenkönnen, weil der Krieg sie ja nur gestreift als Drohung, die mancher nicht einmal begriff. Gerade die Gegensätze zwischen erbittertem, modernem Bewegungskrieg um enge Strassen und Gebirgspässe und den häufigen Oasen tiefsten Friedens waren für uns ergreifend, weil wir noch stärker wie in Belgien, Holland und Flandern die Beobachtung machen konnten, dass die Bevölkerung diesem englischen Krieg mit völliger Fassungslosigkeit gegenübersteht.

Weinend, wie gefangene und übergelaufene Griechen uns erzählten, sahen die Bauern die britischen Truppen in die Dörfer einziehen. Flüchtlinge hatten ihnen berichtet, dass überall dort, wo sich der Wucht des deutschen Vormarsches eine Barriere entgegenstellt, ein verheerendes Gericht über die Verteidiger hereinbricht. Mit finsternen Gesichtern mussten die griechischen Bauern zusehen, wie die ungebetenen Gäste ihren Einzug hielten, die als Gastgeschenk nur Not und Verderben brachten.

Vor sieben Stunden flohen die letzten Trümmer der britischen Griechenland-Armee über die Gebirgskämme. Jäh ist die Rollbahn von deutschen Fliegerbomben aufgerissen. Die motorisierten Kolonnen sind durcheinander gestürzt, Wagen umgefallen und verbrannt, Ausrüstungsgegenstände, Uniformfetzen und Fahrzeugteile von furchterlichen Kräften hochgewirbelt und zerschlagen. Alle paar hundert Meter steht am Strassenrand oder auf den kargen Feldstreifen eine Zugmaschine oder einer der kleinen Panzer, auf die die Engländer so stolz gewesen waren. Gewaltige Sprengungen, Tankfallen in machtvoller Planung über die Pässe gelegt, so dass es scheinbar kein Durchkommen mehr gibt, sind in all ihren Einzelheiten Sinnbilder britischer Kampfaktik. Das Wollen dieser Expeditionstruppe war gross, es fehlte aber überall die Bereitschaft zum letzten Opfer, die eben nur das Wissen um den tiefen Sinn dieses Kampfes gibt. Es fehlte die letzte Härte; es fehlte die wilde selbstlose Leidenschaft zum Sieg um einer grossen Aufgabe willen.

Von jetzt ab spürten wir: der Tommy drängt nur noch auf die Schiffe! Die Angst, die Häfen Attikas und den rettenden Peloponnes nicht mehr zu erreichen, zwingt die Nachhut zu rasender Abwehr. Das taktische Zeichen der australischen Einheiten, von nun an das Schlusslicht der britischen Truppen auf griechischem Boden, ein hüpfendes Känguruh, hat eine neue Sinngebung erhalten. Es sagt uns mehr, als die kleinen Gruppen britischer Gefangener, die über die Passstrasse nach hinten ziehen, auszusagen vermögen. Wir kennen dieses Zeichen aus den heissen Tagen der Kämpfe um Dünkirchen. Vielleicht befinden sich unter dem neu aufgestellten 4. Bataillon noch australische Veteranen aus der Flandernschlacht. Vielleicht auch kennt man drüben noch die «Roten Teufel», die bei Monchy über die Schelde stiessen und den Briten ihren Brückenkopf ent-rissen.

Wir werfen einen Blick auf die Karte und wissen, dass sich der Feind hinter Lamia bei den Thermopylen aufs neue stellen muss. Er muss, denn dort liegt der letzte Riegel vor der Hauptstadt Griechenlands. Die Häfen Attikas werden am Herakleiapass oder an den Thermopylen verteidigt.

Tagelang begleitete uns bis spät in die Nacht hinein die Schneekuppe des doppelgipfligen Olymp; gestern lag uns zur Rechten das sagenhafte Pindusge-

birge und heute abend blicken wir hinab auf den leuchtend blauen Golf von Lamia mit den Bergen der Insel Euböa und dem schmalen Streifen fruchtbaren Landes, auf dem vor 2421 Jahren die Spartaner gegen die Perser unterlagen.

In der Nacht vom 23. auf 24. April sprengten die Briten die moderne Thermopylenstrasse über den Herakleiapass. Als die Panzer am Morgen zum Stoss auf die Höhenstrasse ansetzten, war das Nest leer. Riesige Sprengungen hatten ganze Strassenteile zum Absturz gebracht, so dass uns nur noch der Weg durch die Thermopylen blieb, wenn aus einer Panzerdivision nicht eine sich im Marschtempo der Infanterie vorwärtsschiebende, motorisierte Einheit werden sollte. Seit Tagen hatten wir uns Kilometer um Kilometer durch die griechischen Berge empor- und dann wieder talab gebaut, nun endlich standen wir am Pass von Herakleia an einer Wegegabel, die uns zwei Möglichkeiten offen liess.

Hinter der eisernen Spitze unseres Panzerkeils fieberte eine ganze Armee auf ihren Kampfeinsatz, der jetzt nach dem Willen der Führung die Thermopylen treffen musste.



24. April 1941... Die gesamte von der italienischen Wehrmacht im Norden, von deutschen Truppen im Osten eingeschlossene und von den rückwärtigen Verbindungen abgeschnittene griechische Epirus- und Mazedonienarmee hat kapituliert.

Im Kampf mit britischen Nachhut gelang es, in die vom Gelände besonders begünstigte Thermopylenstellung einzudringen...

KAPITULATION

«An Führers Geburtstag, gegen sechzehn Uhr, stiessen zwei griechische Offiziere mit weisser Flagge auf unsere vorderste Linie», so schildern Männer der Waffen-SS den Beginn der Kapitulation der Epirus- und Mazedonienarmee. Langsamem Schrittes gehen wir dabei über einen Feldflugplatz. Wohin ich auch sehe, überall stehen nur verbrannte griechische und englische Maschinen, überall die tiefen Trichter deutscher und italienischer Bombentreffer.

Sie kämen als Bevollmächtigte des Kommandierenden der Epirus- und Mazedonienarmee. Der eine war ein Oberst und Generalstabschef der beiden Armeen und der andere war sein Dolmetscher, ein Oberleutnant.

«Wir tragen der deutschen Wehrmacht die bedingungslose Kapitulation an», erklärte der Generalstabschef.

Zur gleichen Zeit erscheinen vor der italienischen Kampflinie ebenfalls griechische Parlamentäre und bitten die Italiener um Waffenstillstand.

Die deutsche und die italienische Führung setzen sich miteinander in Verbindung und als Treffpunkt für die ersten mündlichen Besprechungen zwischen General Jodl vom Führerhauptquartier als dem Vertreter des Führers, und General Ferrero, dem Chef des Generalstabs der italienischen Truppen in Albanien, als dem Vertreter des Duce, wird Larissa festgelegt.

*

Am 22. April, kurz nach zehn Uhr, landen auf dem Flugplatz in Larissa die Maschinen des Generals Jodl und des Generals Ferrero. Sofort, noch auf dem Flugplatz selbst, beginnen die Besprechungen. Sie dauern knapp eine Stunde und enden damit, dass die Griechen für den anderen Tag aufgefordert werden, sich zur Unterzeichnung des Kapitulationsvertrages nach Saloniki zu begeben.

Wenige Stunden später landet eine deutsche Junkers auf dem Flugplatz bei Jannina, 80 Kilometer ostwärts von Korfu. Ihr entsteigen General Jodl und einige deutsche Offiziere. Griechische Soldaten grüssen. An riesigen Betriebsstofflagern und an einem Pionierpark geht's vorbei in die staunende Stadt hinein.

Der Kommandierende der Epirus- und Mazedonienarmee begrüsst General der Artillerie Jodl. Der Grieche ist gross, breitschultrig und stämmig. Wie sein Generalstabschef, so trägt auch er einen kurzgestutzten Schnurrbart, aber der General überragt den Oberst fast um Haupteslänge. Während die Verhandlungen laufen, drängt sich das Volk vor dem Hauptquartier der griechischen Armee, einem modernen Hotel mit prächtigem Blick auf den Jannina-See, hinter dem sich riesige Schneeberge türmen. Von Minute zu Minute strömen immer mehr Menschen hinzu, aber Soldaten überwiegen. In Gruppen finden sie sich zusammen und schauen herauf. Kriegsmüde Blicke. Doch mit frischem, stolzem Schritt geht ein Efzone im bekannten Faltenrock mit umgürteter Pistole auf das Hotel zu. Golden glänzen die zweireihigen Knöpfe auf seiner Brust. Als



Die Unterzeichnung der Kapitulation der griechischen Epirus- und Mazedonienarmee im Stabsquartier des Generalfeldmarschalls List. Sitzend der zweite von links: General Jodl aus dem Führerhauptquartier. Mit dem Rücken zum Beschauer der Vertreter der italienischen Wehrmacht General Ferrero. Sitzend ganz rechts, nur der Kopf sichtbar, General Tsolakoglu, der Oberkommandierende der griechischen Armee.

Efzone gehört er zu den Auslese-Truppen der Griechen. Nicht eher sollen sie weichen, als bis sie kampfunfähig geschlagen sind.

Eine schöne Griechin blickt scheu zum Balkon des Hotels. Silberne Ohrringe schimmern aus schwarzen Haaren und auf brauner Haut. Jetzt lächelt sie! Eigentlich spielt allen, die da unten versammelt sind, irgendwie ein glückliches Lächeln um den Mund, denn heute oder morgen wird ja der Krieg für sie zu Ende sein. Und schämen würden sie sich auch nicht brauchen, denn sie haben sich als kleines Volk lange und sehr tapfer geschlagen.

«Wissen Sie», sagt ein griechischer Oberstleutnant zu mir, ich wusste schon vor acht Tagen, dass wir gegen die deutsche Wehrmacht nichts ausrichten können. Auch unser General ahnte es schon damals».

Und mit ernsten Augen, die mich gar nicht mehr anschauen, schildert er: «Der General und ich waren bei Kiwodo Zeuge eines Sturzkampfflieger-Angriffes auf versammelte englische Panzer. Jene halbe Stunde war die furchtbarste Zeit meines ganzen Lebens. Wie Teppiche lagen wir in einem Strassengraben, keine 200 Meter abseits der einschlagenden Bomben. Dieses Heulen und Krachen! Dies Getöse! Wäre auch nur eine Bombe zu früh gelöst worden, denn sie kamen alle über uns, dann wären wir verloren gewesen. Aber jeder Wurf war allerfeinste Massarbeit. Ich betone: allerfeinste! Nie hätten wir so etwas für möglich gehalten!»

«Aber sie mussten doch durch die Beispiele Polen und Frankreich im Bilde gewesen sein?»

Er lächelt nur und sagt:

«Polen und Frankreich, gewiss! Gehört haben wir es schon, aber nie geglaubt!»

Inzwischen übermittelt General Jodl dem General Tzolakoglu die Bedingungen für die Kapitulation. General Tzolakoglu bittet sich Bedenkzeit aus. Die deutschen Offiziere verabschieden sich.

Auf der Strasse und auf dem Platz vor dem Hotel drängt sich das Volk. Wenn sich auch jedermann des Ernstes der Stunde bewusst ist, so weiss doch alles, dass in kurzer Zeit kein griechisches Blut mehr für England fliessen muss. Grau ist der Himmel noch im Süden, aber frisch und belebend ist die abendliche Luft und gütig leuchtet die Sonne auf die Schneeberge drüben überm See.

*

23. April, acht Uhr. Es ist ein glücklicher Zufall, dass ich jetzt mit einem Sonderkurier des Kommandierenden der italienischen Truppen in Albanien hoch über griechischen Bergen unterwegs nach Saloniki bin. Schon zu früher Stunde hatte ich mich auf dem Flugplatz von Larissa eingefunden, um irgendeine Maschine nach Saloniki zu erwischen. Ich hatte gerade ein Gnadenfrühstück bei den Fliegern—Tee und Dauerbrot—beendet, als auch schon ein Feldwebel zum Himmel zeigte und rief:

«Ein Italiener!»

Und richtig war es so ein dicker Brummeler mit Likatorenbündeln. Der landet und ich «Buon giorno! Io parlo italiano!» sagen war eins. So wurde ich gleich als Dolmetscher für Saloniki eingeschirrt. Der Sonderkurier hat der italienischen Abordnung einen dringenden Brief des Kommandierenden der italienischen Wehrmacht in Albanien zu überbringen. Und also fliegen wir jetzt. Wie ein himmelblaues Tischtuch mit leichten Schattenrillen liegt schon das Meer unter uns und mir scheint, unser Flugzeug hänge als Lampenschmuck darüber. So unbeweglich scheint der Flug über der See. Ich sitze in der Mitte des Rumpfes auf Zeltbahnen zwischen zwei aufgeklappten Fenstern, an denen Maschinengewehre festgemacht sind. Wind und Motorengetöse brausen herein. Fast reisst es mir die Blätter von den Knien.

*

Zwei Stunden später im Führungsstab der Armee. Hohe deutsche und italienische Offiziere stehen am rosenumrankten Geländer der Marmorterasse des Hauses, in dem der Krieg beider Völker auf dem zweiten, gemeinsamen Schlachtfeld beendet werden soll.

Ein Fussweg führt von hier unter Feigenbäumen, Kastanien und Pinien hinüber zum Hause des Generalfeldmarschall List, dem Führer der Armee. Schmetterlinge gibt es hier, so gross wie ein offenes Buch. Herrlich der Blick zum Meer. Ballige Wolken werfen blaue Schatten und weit drüben über der Bucht von Saloniki trägt als gewaltiger Riese der Götterberg Olymp den sonnigen Himmel. In Wolken verhüllt ist sein Haupt.

Aus dem offenen Fenster rechts hinter mir—ich schreibe stehend auf einer Geländersäule—höre ich die Stimmen der italienischen Delegierten.

In der vergangenen Nacht wurde hier der gleichlautende Kapitulationsvertrag in deutsch, italienisch und griechisch festgelegt. Jetzt warten die Abordnungen nur noch auf die Ankunft der Griechen.

12.35 Uhr wird vom Flugplatz Saloniki gemeldet, dass die griechischen Offiziere gelandet seien.

13.05 Uhr fährt Generalfeldmarschall List vor. In raschen Schritten begibt er sich ins Haus. Kurz darauf hält ein Wagen. Die griechische Abordnung! Es ist der Kommandierende der Epirus- und Mazedonien-Armee und sein Generalstabsschef. Der dritte Offizier, ein Oberleutnant, ist der Dolmetscher.

Feldmarschall List hat die Herren bereits im grossen Hause des Führungsstabes begrüsst. Nachdem er sie hierher begleitet hat, kehrt er wieder zurück zu seiner Arbeit.

Die griechischen Offiziere werden gebeten, einen Augenblick zu warten. Deutsche Offiziere unterhalten sich mit ihnen. Dann tritt ein Major ein und sagt: «Exzellenz! Herr General Jodl lässt bitten!»

Es ist genau 13.16 Uhr.

In einem grossen Gesellschaftsraum mit offener Türe zum Meer haben sich die deutsche und die italienische Abordnung aufgestellt. Die Griechen betreten den Raum. Begrüssung. Dann spricht General Jodl als der Beauftragte des OKW im Namen der deutschen und auch in dem der italienischen Wehrmacht:

«Nachdem die griechische Armee um Kapitulation gebeten hat, haben die bevollmächtigten Vertreter der deutschen und italienischen Wehrmachtsteile die Kapitulationsbedingungen endgültig festgelegt. Ich darf Ihnen die Bedingungen hier übergeben und Sie bitten, mir nach Ihrer Prüfung Kenntnis davon zu geben, ob Sie bereit sind, den Vertrag zu unterzeichnen.»

Die griechischen Offiziere ziehen sich in einen Nebenraum zurück. Unter einem holzgeschnitzten Leuchter mit grossen, weissen Kerzen nehmen sie an einem Tische Platz.

Die deutschen und italienischen Offiziere warten teils im grossen Gesellschaftsraum, teils draussen im Garten.

Jetzt ist genau eine Stunde verflossen, seitdem sich die Griechen zur Prüfung der Bedingungen ins Nebenzimmer begaben, eine Stunde in der für Griechenland entscheidende Dinge abgewogen worden sind. Seit etwas mehr als einem Jahrhundert steht der griechische Staat und noch kein einziges Mal ist es ihm gelungen, sich vom englischen Einfluss ganz frei zu machen. So wurde Griechenland immer wieder in Kriegsnot und Elend gestürzt. In Gedanken rufe ich den drei Offizieren zu: Aber jetzt ist es vorbei mit Englands Herrschaft über Euch! Endgültig vorbei!

14.44 Uhr erklärten die Griechen, dass sie zur Unterzeichnung bereit seien. Federn rascheln. Dann spricht General Jodl und alle Offiziere erheben sich von den Sitzen:

«Die Verhandlungsschriften sind unterzeichnet. Ich möchte in dieser Stunde aller gefallenen Söhne des deutschen, italienischen und griechischen Volkes gedenken. Alle haben sie sich tapfer geschlagen!»

Und eine kurze Zeit lang hört man nichts als das Ticken der grossen Standuhr in der Ecke am Fenster...

Es ist 14.45 Uhr.

Die griechische Abordnung verabschiedet sich mit Händedruck von den deutschen und italienischen Offizieren. Der Krieg in Griechenland mit den Griechen ist beendet.

Wie sagte ich? Mit den Griechen? Er hat ihnen nie gegolten. Wir kannten und kennen nur einen Feind und dem gilt jetzt unsere ganze geballte Kraft. Wehe England!



Volle Deckung im Strassengraben! Britischer Feuerüberfall auf die Thermopylenstrasse.

DER BRÜCKENSCHLAG

Nach den Kämpfen am Phourkapass und der Besetzung Lamias stehen wir jetzt an der Brücke über den Spercheios vor der Einfahrt in die Thermopylen. Die Brücke ist gründlich gesprengt, der dahinter aufsteigende Berg mit den Schleifen und Spitzkehren der neuen Thermopylenstrasse vom Feind besetzt. Jede Bewegung ist hier eingesehen, die Strasse und das Gelände ringsum schwer von den Geschossen der britischen Batterien zerhackt.

Trotzdem steht vorn mitten auf dem Brückenkopf der Kommandierende General und erteilt gerade seine Befehle über Ort und Art des Baues der Kriegsbrücke, damit unser Vormarsch möglichst bald wieder weitergeht. Wenig später turnen nackte Männer mit Drahttarnnetzen über das stehengebliebene Brückengloch und schirmen am anderen Ufer die Anfahrtstrasse gegen Feindsicht ab. An die vom General bestimmte Baustelle biegen von der Strasse Pionierlastwagen ein. Ein Hain von Schwarzpappeln schützt die Stelle gegen Feindsicht und bald ist an ihr ein emsiges Messen, Hämmern und Zimmern im Gange. Weit links

davon geht eine Batterie, verstärkt durch ein schweres Flakgeschütz, in Stellung, ebenso weit rechts setzen Kradschützen in Schlauchbooten über den Fluss. Die Batterie steht völlig ungedeckt und ungetarnt auf freiem Felde und beginnt von diesem Präsentierbrett aus, die feindlichen Batterien auf dem Weg durch ein herausfordernd offenes Feuer zu reizen. Die Kradschützen fahren so unbekümmert querfeldein, als geschähe dies alles im tiefsten Frieden. Wir stauen zunächst, begreifen dann aber: Der Feind soll von der Brückenbaustelle abgelenkt, seine Aufmerksamkeit und Feuerkraft anderweitig gebunden werden. Das Entscheidende hier ist, dass der Brückenbau so rasch als möglich vorwärts schreitet und dass die Pioniere ungestört und ruhig arbeiten können.

Wird der Brite auf diesen Trick hereinfallen? Fast will es uns als doch etwas zu dick aufgetragen erscheinen. Aber nein, wir Deutsche neigen immer noch dazu, die Intelligenz des Gegenwartsbritten zu überschätzen. Prompt fällt er herein und wir begrüßen in der vorerwähnten Batteriestellung beinahe freudig seine ersten Brocken. Unsere Freude lässt erst nach, als er nach den ersten Einzelschüssen Lage auf Lage in unsere Stellung hineinfetzt und wir ununterbrochen «Hinlegen» üben müssen. Es passiert aber weiter nichts, als dass die Zugmaschine eines Flakgeschützes durch Volltreffer ausfällt.

Schlimmer aber sieht es drüben bei den Kradschützen aus. Mit unerhörtem Schneid sind sie bis hart an die Passauffahrt herangefahren und dort aus den überhöhenden Felsenstellungen der Briten mit einem rasenden MG-Feuer empfangen worden. Dazu hat sich mindestens die Hälfte der feindlichen Batterien auf sie geworfen: Ein Wolkenbruch von Eisen und Gesteinstrümmern schlägt auf sie herab. Tote und Verwundete werden gemeldet und doch darf ihr Angriff nicht nachlassen, bis die Brücke fertig ist. Im Gegenteil: neue Verstärkungen werden nachgeworfen. Endlich gelingt auch den eigenen schweren Batterien hinter uns, ihnen und uns ein wenig Luft zu machen.

Am Abend ist es dann soweit. In fieberhafter Eile legen die Pioniere die letzten Bohlen auf und hämmern und nageln sie an den Trägern fest. Im Schutze der einbrechenden Dunkelheit zieht eine gewaltige Kolonne von Gebirgsjägern heran. So leise als möglich erfolgt ihr Übergang und die Panzerbereitstellung hinter ihnen, während die Kradschützen vorn die Briten zu neuem Lärm verleiten. Rechtsausholend steigen die Gebirgsjäger in die Felsen ein. Eine Nacht voll übermenschlicher Anstrengungen steht vor ihnen. Aber morgen früh werden sie den Gegner von der Flanke und, wenn er nicht flink genug ist, auch vom Rücken fassen und die Panzer werden ihn von vorne angreifen. Die Kradschützen haben nicht umsonst geblutet und auch unsere körperlichen Anstrengungen in der Batteriestellung haben sich gelohnt. Die Brücke steht und bis morgen abend werden die Thermopylen unser sein!

25. April 1941... In Griechenland wurde der Thermopylenpass durch umfassenden Angriff genommen, der Feind damit aus einer besonders starken und seit langem ausgebauten Verteidigungsstellung geworfen. An diesem Erfolg haben wieder Gebirgstruppen hervorragenden Anteil...

UMGEHUNG AUF SAUMPFADEN

Geschützdonner wummert vor Lamia, der Stadt am Eingang zu den Thermopylen. Lamia ist wie ein grosses Sammelbecken, wie ein Schwamm, der alles aufsaugt, was im Strom des Vormarsches vor dem Damm der Thermopylen stoppen muss: Endlose Kolonnen der Gebirgstruppen, Panzer, die die Häuser erzittern lassen unter der Wucht ihres Eigengewichtes, Schützenbataillone mit dem Charakteristikum der donnernden Kräder, Nachrichtentruppen, Stäbe, Verpflegungs- und Tankwagen, alles verzweigt und verästelt sich auf Plätzen und in den Häusern, die von den Einwohnern fluchtartig verlassen sind. Wir kriechen in alle Winkel, denn wir sind hungrig und haben Sehnsucht nach knusprigen und frischen Eiern. Die Beute ist gering. Aber wir kennen das schon von den Strassen unseres Vormarsches. Lass das Koppel nur ruhig ein Loch enger schnallen, wenn wir nur noch kämpfen und marschieren können! Und das können die Gebirgsjäger, wirklich, das können sie!

Wir haben noch eine zweite Sehnsucht: wir möchten wieder mal so richtig pennen, dass die Wände wackeln und die Wanzen flüchten. Es glaubt nur keiner an die Erfüllung dieser Sehnsucht, immer noch bellen die Geschütze und es liegt etwas in der Luft, das zwar nicht mit den Händen zu greifen ist, aber das doch unsichtbar aufs Bewusstsein hämmert. Es ist der Spürsinn der Soldaten, der Kampf und Spannung förmlich riecht.

Wahrhaftig, da ist er schon, der Divisionsmelder! Befehl von der Division: «Zwei Bataillone sofort fertigmachen zum Abmarsch mit dem Auftrag, die Thermopylen westlich zu umgehen und die englischen Stellungen in den Thermopylen flankierend anzugreifen». Aus der Traum vom weichen Stroh! Nun müssen die müden Füße wieder marschieren und den Staub der Strassen Griechenlands weiterschleppen, immer weiter! Aber merkwürdig: mit dem neuen Kampfauftrag sind die Strapazen fast vergessen, es lockt schon wieder das Unbekannte, es locken Gefahr und Erlebnis.

In langer Kolonne ziehen wir in die Nacht hinein. In welcher Nacht! Der griechische Frühling erschöpft sich in wenigen Tagen. Diese Nacht aber, das scheint der Gipfel dieses Frühlings zu sein. Die Luft ist vom Duft blühender Blumen gesättigt. Man spürt, wie die Erde atmet, diese griechische Erde, über deren kahlen Hängen sonst die erbarmungslose Sonne brennt und deren Geschenk an uns Glut und Staub zu sein scheinen. Dieser «ver sacre», diese in seliger Entfaltung atmende Frühlingsstimmung schlägt ins Blut. Im Pulsschlag spüren wir den deutschen Frühling und die Gedanken beginnen zu wandern über die Berge in die Heimat, für die wir kämpfen...

Die Sinne, die in Gedanken dämmern, werden plötzlich hellwach: für Sekunden wird die Landschaft in sprühende Helligkeit getaucht. Auf halbem Wege schon auf dem Berg sehen wir es aufblitzen, dort drüben in den englischen Batteriestellungen. Grollend bricht sich der Geschützdonner an den Berghängen und dann kracht es auch schon vor uns. Wir sehen in das zwiespältige Antlitz des Krieges: hier friedliche Landschaft, gerade zutiefst durchlebt, und dort das



Reiterzug auf der Pionierbrücke vor den Thermopylen.

brutale Gesicht. Fremd sind uns beide nicht, nur waren wir dem einen so nah, um nicht etwas von der Verwandlung überrascht zu sein.

Das Wundern gibt sich schnell. Mitten im schönsten Artillerieduell sind wir drin. Über unsere Köpfe rauschen die Granaten unserer Geschütze, drüben in der Bergstellung streut das feindliche Mündungsfeuer Tageshelle über die Berghänge. Oft kommen die Einschläge bedrohlich nah, aber wir merken bald, dass der Gegner nicht systematisch schießt, sondern dass er nur planlos die Gegend abtastet. Indes steigen wir immer höher. Bald sind wir so hoch, dass das Mündungsfeuer der feindlichen Geschütze unter uns aufleuchtet, und bald liegt es sogar seitlich von uns, soweit sind wir nach Westen abgebogen. Ein merkwürdiges Gefühl ist das, sich mit dem Gegner auf gleicher Höhe zu wissen. Ob sie uns wohl ahnen, die Tommies?

Eine Stunde, vielleicht auch zwei, schlafen wir auf der kalten, feuchten Erde, nur eingewickelt wie eine Mumie in die Zeltbahn. Als der Morgen graut, geht der Marsch weiter. Auf Saumtierpfaden schlängeln wir uns immer näher an das Tal der Thermopylen. Wir sind dabei, dem alten Kapitel des Thermopylenkampfes ein neues hinzuzufügen. Nach 2000 Jahren...

Der Tag wird heiss, die Sonne brennt. Wie fern ist jetzt die wundersame Stimmung der griechischen Frühlingsnacht. Schritt für Schritt schlängelt sich die Kolonne in langer Reihe über fels- und dornbewehrte Berge. Je stärker die Sonne brennt, desto stärker wird auch die Belastungsprobe für Mensch und Tier. Eins der Mulis schreit plötzlich auf, wild röhrend, wie Hirsche. Der Tierführer muss beiseite springen, denn das Tier dreht sich wie eine wildgewordene Hummel

um sich selbst. Kollaps, da ist nicht mehr zu helfen. Nun müssen die braven Tierkameraden auch noch diese Last tragen. Was diese Mulis alles aushalten, es ist bewundernswert!

Der Weg wendet sich zu Tal. Unten liegt es vor uns, mit der grossen Eisenbahnbrücke, die der Engländer hochgehen liess. Als hätte eine Riesenhand mutwillig einige Streichhölzer geknickt, so sieht es von oben aus. Der Schienenweg verschwindet hinter der gesprengten Brücke in langen Tunnels. Davor ist Bewegung zu sehen, der Tommy ist noch da. Jawohl, er ist noch da! Als wir ihm auf den Pelz rücken, beginnen die MG zu knattern; die Hölle ist los. Das Echo spielt eine wichtige Rolle in diesem Feuerfurioso. Im engen Talkessel fängt sich der Schall und wird wieder zurückgeworfen, er bekommt immer neue Nahrung von den Feuerstössen, die durch das Tal peitschen. Nun weiss der Engländer, dass wir da sind. Wir sollen es bald zu spüren bekommen, denn als wir kämpfend das Tal erreicht haben, setzt das feindliche Artilleriefeuer ein. Sechs Stunden kracht, rauscht, pfeift und splittert es. Die Einschläge wirbeln das Dornengestrüpp hoch in die Luft und dort, wo die Granate felsigen Grund trifft, fetzt eine Ladung Steinsplitter mit dem Sprengstück durch die Büsche. «Kruzitürken, Kruzitürken», wie ein kleines Staunen klingt das erst bei den Gebirgsjägern, aber als das Stunden anhält, ist bald ein «Himmelherrgottsakra» aus dem zäheren Fluch geworden. Es ist aber auch verdammt ungemütlich, keine Deckung im Gestrüpp und an Eingraben ist bei dem steinharten Felsboden nicht zu denken. «Da muasst halt abwarten», damals haben wir sie richtig lieb gewonnen, die stämmige Lebensphilosophie, die diesen Männern aus den Bergen der Ostmark gleicht wie ein Ei dem anderen.

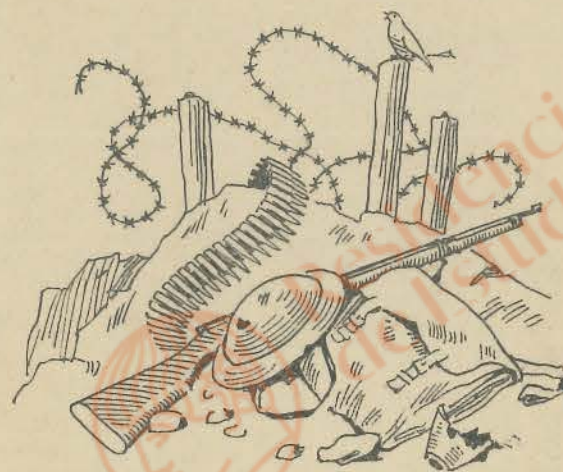
Sechs Stunden hat der Feind getrommelt. Auch unsere Gebirgsgeschütze schweigen nicht. Als der Abend hereinbricht, wissen wir es: Auch an dieser Stelle ist der Durchbruch durch die Thermopylen gelungen. Weiter, weiter nach Athen!

NACHTS IN DEN THERMOPYLEN

Der Sterne tausendfacher Glanz liegt über mir.
Die Erde atmet Frühlingsblütendüfte.
Pinien, Zypressen und der Agave Zackenzier
recken sich breit und spitzig in die Lüfte.

In diese Wonne blühender Natur
fährt plötzlich feurig grelles Blitzen
für wenige Sekunden nur.
Dann aber grollt von den Geschützen
der Donner. Er klettert an den Berg,
er fängt sich, weicht und muss dann fliehn.
So, flüchtend vor dem eig'nen Werk,
muss er von Berg zu Berge ziehn.
Das Grollen schläft bald ein.
Ihm folgt ein krachend böses Sprühen
mit Schleuderkraft von Stahl und Stein.
Die Ladungen der Meteore zischen und verglühn.

Wieder ist Stille. Der Silbersterne Hauf
muss Glauben und Gedanken tragen.
Die Zaubernacht schlägt ihre Augen auf.
Hörst du die Nachtigallen schlagen?



26. April 1941 ... In Griechenland setzten Gebirgs- und Panzertruppen in enger Kampfgemeinschaft die Verfolgung des geschlagenen Feindes fort. Nach Überwindung der Thermopylenstellung wurden britische Truppen ostwärts des historischen Engpasses bei Molos geschlagen. Schnelle Truppen durchschritten in Verfolgung des Feindes die Stadt Theben.

Nachdem bereits Mitte April die Inseln Thassos und Samothraki durch Handstreich besetzt worden waren, landeten Truppen des deutschen Heeres in Zusammenarbeit mit der Kriegsmarine auf der Insel Lemnos und besetzten nach Überwältigung feindlichen Widerstandes alle militärischen Punkte der Insel...

PANZERGEFECHT IM ENGPASS

Die neue Passtrasse über die Thermopylen ist durch Sprengungen der wichtigsten Brücken und Kehren unpassierbar geworden. Nur Gebirgsjäger können mit ihren Mulis diesen Weg einschlagen. Die Spitze unserer Panzerdivision muss auf der alten, historischen Passtrasse über das Dorf Thermopylä am Meer entlang den Kampf vorwärtstragen.

Es ist ein früher Nachmittag, als wir bei der Vorausabteilung und der Panzerspitze eintreffen. Schon beim Anmarsch hält, wie bereits seit Tagen, die starke englische Artillerie unsere Strasse und die von den Pionieren erbaute Kriegsbrücke ständig unter Feuer. Nach schwierigsten Umfahrten über Geröll, Furchen und Gräben treffen wir beim vordersten Befehlspanzer ein. Eng an die Berge gerückt stehen die leichten und schweren Panzer zum Angriff bereit.

Eine Panzerkompanie geht auf der Strasse vor, um die befestigten Stellungen, die etwa 5 km vor uns liegen, anzugreifen. Jetzt müssen sie Feindberührung haben, denn ein wütendes Artillerie-, Pak- und MG-Feuer setzt ein, über uns orgeln die schweren Brocken der Engländer nach hinten, seitlich und vor uns schlagen die Granaten in nächster Entfernung ein, graue Staubwolken aufwirbelnd. Kurze Feuerscheine lassen die genauen Einschläge feststellen. Man schaut rechts und links, um die Einschläge besser beobachten zu können, weil durch die rechts gelegenen Schluchten der pfeifende Ton der Geschossbahnen als Widerhall verstärkt erscheint, aber das Feuer bleibt links liegen.

Am Befehlspanzer steht der Kommandeur mit den Offizieren seines Stabes. Der Funker reicht aus der offenen Luke die Meldungen des Kompaniechefs der angreifenden Panzerkompanie heraus. Ein Blick darauf und schon gibt der Befehlspanzer neue Befehle an die im stärksten Feuer liegenden Männer. Der Kampf tobt jetzt schon zwei Stunden und es ist kein Durchkommen. Bald müssen die Panzerschützen mit ihrer Munition verschossen sein und der Engländer feuert, was ihm an Waffen überhaupt zur Verfügung steht. Der Kommandeur wendet sich an einen seiner Offiziere. Munition! Munition — schnell umladen auf zwei Panzer und nach vorn fahren. Die Luken verschiedener Panzer fliegen auf. Flinke Hände werfen den beiden Panzern die Granaten zu, die im Innern verschwinden und bald den schwerbedrängten Kameraden die erbetene Hilfe zum Durchhalten bringen werden. Aber die Munition muss auch hin. Sperrfeuer liegt auf dem ganzen Gelände, so dass es allergrösster Umsicht bedarf, um durchzukommen.

Eben kommen zwei Sanitätspanzer mit den ersten Verwundeten bei uns an. Ein Arzt läuft ihnen entgegen, springt auf den ersten Panzer und geleitet ihn



Panzer in der Thermopylenenge.

zum Verbandsplatz. Das schwere Schiessen der Engländer will nicht nachlassen, unsere Kanonen greifen mit ein und bringen den Panzern Entlastung.

Es ist dunkel geworden. Radfahrerschwadronen und Gebirgsjäger schieben sich in einer Feuerpause langsam nach vorn. Dann beginnt noch einmal unsere Artillerie, leichte und schwere Batterien, die Stellungen der Engländer mit einem wahren Granathagel zu belegen. Der Angriff kommt ins Rollen, die schwerbefeichtigten Stellungen werden genommen. Diesem letzten Nachtangriff hielten die Engländer nicht mehr stand. In wilder Eile zogen sie ab, denn sämtliches Kriegsgeschütz, Kanonen, Pak, Fahrzeuge, sowie ihr gesamtes persönliches Gepäck blieben als Beute liegen.

Das Morgengrauen zeigte erst die Grösse des Erfolges. In ausgezeichneten Stellungen befand sich der Feind, einmal an die Berge gelehnt und von der anderen Flanke gedeckt durch das Meer und seine sumpfigen Ufer. Er hatte sich eine modern gestaffelte Verteidigungslinie mit starker Pak und zahlreichen Batterien geschaffen. An einer einzigen Stelle standen 21 zurückgelassene englische Geschütze. Die Sandsackverschanzungen und Feldstellungen waren verlassen, nur die stehengebliebenen MG und verstreute Ausrüstungsstücke zeugten davon, dass hier vor ein paar Stunden noch der Engländer sass.

UNTERNEHMEN LEMNOS

Unser Wagen rollt über eine gut asphaltierte Strasse. Vor einiger Zeit haben die Engländer mit ihrem Kapital in Griechenland strategisch wichtige Strassen ausgebaut. Zwischen Xanthi und Komotini liegt der Meereinschnitt Porto-Lagos.

Dort ragen in dem kleinen Hafen die Masten einer «kühnen Flotte» in den blauen Himmel. Die alten Fischer sind eifrig bei der Sache. Noch wissen sie nicht, welche grosse Aufgabe vor ihnen liegt. Aber sie haben Vertrauen zu uns und wir zu ihren alten und neuen Schiffen. Das gleichmässige Tuk-tuk-tuk und der Rohölgestank sind uns von den letzten Inselfahrten noch bekannt. Boot hinter Boot setzt ans Ufer. Es sind 13 stolze Schiffe, die zu einer geheimnisvollen Fahrt starten.

Thassos und Samothraki waren die ersten Inseletappen, — Lemnos ist der dritte kühne Sprung aufs Ägäische Meer!...

Über die schmalen Stege gehen die Infanteristen an Bord. Es ist nicht immer leicht mit den schweren Waffen und allem Gerät.

Auf dem Kommandoboot ist die Kriegsflagge gesetzt. Ein Kapitän vom alten, echten Seemannsschlag und norddeutschen Dialekt steht auf der Brücke. Er hat die seemännischen Fäden in der Hand und quittiert das Unternehmen Lemnos mit einem sicheren Lächeln... «Wat sin müt, müt sin...!» Und so ist es auch. Wir wissen, dass alles klappen muss, auch wenn der Entschluss gewagt und das Unternehmen kühn ist!

Vor uns liegt der weite, tiefblaue Wasserspiegel des Ägäischen Meeres. Eine lange, immer gleiche Dünung zieht sich zum Lande hin und hebt die Nasen



Auch auf den grösseren Inseln im Ägäischen Meer mussten Widerstandsnester niedergelassen werden. Infanterie im Vorgehen gegen eine Ortschaft.

der Schiffe in die Höhe. Auf dem Klüwerbaum eines Motorseglers sitzt ein Infanterist und zeigt, dass auch die Landratten seefest sind.

Im blauen Schleier bleibt steuerbords die Insel Thassos liegen. Heute fahren wir vorbei. Schon vor einiger Zeit sind wir dort gelandet. Die vorgelagerte Insel Samothraki ist der Kurs. Steil steigen ihre Felsen in die Höhe und mit der zunehmenden Zeit — wir fahren schon gute vier Stunden — nimmt auch die Höhe der Felsen zu. An Bord wird die freie Zeit ausgenutzt. Jeder streckt seine Beine lang über die Schiffsplanken und lässt sich von der Sonne bräunen. Auf dem Ruderhaus sitzt der Beobachter am Scherenfernrohr und am Bug ragt der Lauf eines Maschinengewehres aufs Meer. Am Ruder sitzt der alte Fischer und kaut Oliven und trockenes Brot, so wie es seine Gewohnheit ist. So vergehen fünf Stunden, bis die Ankerketten ins klare Wasser rasseln und unsere stolze Flotte in Samothraki Zwischenlandung macht.

Nur einige Häuser stehen hier an der Küste. Ein Händler verkauft Feigen und salzigen Fisch an die Soldaten. Das Gasthaus «Zu den drei Oliven» hat nur heissen Tee. Man sitzt dort auf wackeligen Stühlen und stillt den Durst der Illusionen. Wie gerne denkt man dann an einen richtigen Dorfkrug «Zu den drei Linden» daheim!...

Der Kommandeur des Unternehmens, hat alle Vorbereitungen getroffen. Der letzte Regimentsbefehl für die Inbesitznahme der Insel Lemnos wird ausgegeben. «Das Rgt. wird sich am 25.4.41 durch überraschende Landung in den Besitz der Insel Lemnos setzen... usw.»

Ein dunkles Rot des Himmels mit dem zarten, orientalischen Violett zaubert die schönsten Farben und vermischt sie mit dem tiefen Blau oder hellen Grün



Im Kampf um die Besetzung einer Insel gehen Granatwerfer in Stellung.

des Meeres. Von Bord her hören wir Musik und Gesang. Schlauchboote, Sturmboote und Kähne pendeln vom Ufer zu den Schiffen und bringen den Rest der Soldaten an Bord.

Es ist 22.30 Uhr. Die Anker werden gelichtet. Es wird noch manövriert bis in der dunklen, mondlosen Nacht alle Schiffe in befohlener Kiellinie fahren. Alle Lichter sind gelöscht. An der Spitze fährt das Schiff des Kommandeurs.

Fünf Stunden dauert die Fahrt. Dann kommen mit der ersten östlichen Dämmerung die beiden Landungen der Mudrosbucht links und rechts in Sicht. An Bord klappern die Stahlhelme. «Fertigmachen...!» Es ist ein eifriges Hin und Her. Die Schlauch- und Sturmboote werden zu Wasser gelassen und die Bordwaffen in Stellung gebracht. Der grosse Augenblick ist nun gekommen...

Unbemerkt sind die Schiffe in der Dunkelheit in die Bucht eingelaufen. Das Morgenrot steht jetzt feurig am Himmel. Dunkel stechen die Berge der Insel und als Silhouetten die Schiffe vom klaren Wasserspiegel ab. In Sturmbooten schießen wir mit den ersten Spähtrupps an Land. Die letzten Schritte werden durchs Wasser zu Fuss gemacht. Die Maschinengewehre feuern ihre Garben, Pak-Geschütze treffen verdächtige Ziele haargenau. Im Schutze dieses Feuers der schweren Infanteriewaffen nähert sich Boot hinter Boot dem Ufer. Der Widerstand in der Ufernähe ist bald gebrochen. Die Windmühlhöhe von Baros ist von der Spitze in Kürze erreicht. Die befohlenen Richtungen nach Kastron und Mudros werden eingeschlagen. Überall wird der Widerstand gebrochen. Die ersten Gefangenen sind gemacht. Die Infanterie kämmt nun planmässig Strassen, Dörfer, Täler und Höhen durch. In der Luft haben Flugzeuge den Schutz übernommen und jagen über die Insel im Tiefflug hinweg.

Brennende Sonne von oben. Kein Windzug regt sich, weil die hohen, felsigen Berge den Blick zum Meer versperren.

Aus den Gehöften kommen Männer, Frauen, Kinder. Oft sind sie in die Berge geflohen oder haben sich in Getreidefeldern versteckt. Mit erhobenen

Händen kommen sie weinend und jammernd heraus. Wie erstaunt sind sie wenn die deutschen Soldaten ihnen die Hand zum Gruss reichen. Was man diesen Menschen erzählt haben muss, ahnt man aus ihren Gesichtern. Aus Angsttränen aber werden Dankestränen. Fest hält eine Mutter ihr Kind im Arm und steht weinend vor ihrer Tür. Ein Soldat streckt seinen Arm zum Kind, die Mutter schreit laut auf, als wollte er es ihr wegnehmen. Wie schnell aber ändert sich ihr Gesicht, als sie sieht, dass dieser sächsische Infanterist nur die kleinen roten Bäckchen des Kindes streichelt. Mutter und Kind lachen wieder. Das sind Bilder an der Strasse.

Wir sind mit der Spitze einer Landungsgruppe voraus. Es wird Widerstand gemeldet. Granatwerfer und Maschinengewehre werden in Stellung gebracht und planmässig werden Höhen und Felsen unter Feuer genommen. Dort oben auf den Bergen sieht man die Einschläge, haargenaue Treffer.

Die Inselhauptstadt ist erreicht. Widerstandslos ergibt sich die Stadt und die Priester, der Bürgermeister und andere Männer der Stadt kommen der Spitze entgegen. Die Menschen an der Strasse strecken ihre Arme in die Höhe und staunen mit fragenden Gesichtern. In der Stadt, mitten auf dem Marktplatz, werden wir aber mit Beifall begrüsst...! Eben noch wurde geschossen! Immer wieder erleben wir in Griechenland die gleichen Gegensätze, ... Beifall und Granaten!

So, wie diese Gegensätze, teilt sich auch die Meinung der Menschen. Nur wenige—immer sind sie aber schon geflohen, wenn wir da sind—hetzen zum Krieg, das Volk aber klatscht Beifall, wenn deutsche Soldaten in die Städte einmarschieren.

Die Insel Lemnos kann ein besonderes Lied singen. Noch vor wenigen Wochen waren etwa 2000 Engländer mit Tanks und anderen schweren Waffen hier gelandet. Auch hier zogen sie den «siegreichen Rückzug» vor, als die Deutschen kamen, trieben aber die Griechen zum Widerstand an.

Vorsichtig säubert Infanterie Haus um Haus in einem Hafenstädtchen auf Lemnos.



27. April 1941... Die in Griechenland kämpfenden Truppen des deutschen Heeres erreichten in der Verfolgung des Feindes über die Linie Theben-Kalkis heute um 9 Uhr 25 Athen.

In kühnem Angriff aus der Luft nahmen Fallschirmtruppen bereits am 26. April morgens den Isthmus von Korinth sowie die Stadt selbst...

SCHLUSSAKT IN ATTIKA

In der Nacht zum 25. 4. wurde Molos genommen und damit die Schlacht um den Engpass der Thermopylen siegreich beendet. Aufgabe der Vorausabteilung einer Panzerdivision ist es, dem fliehenden Gegner mit äusserster Kraftanstrengung zu folgen, ein neues Festsetzen zu verhindern und auf dem schnellsten Wege Athen zu erreichen. Die direkte Strasse misst 180 Kilometer. Die neue, kürzere Strecke wurde jedoch derart gründlich von den Engländern zerstört, dass die Abteilung zunächst der Küstenstrasse gegenüber der Insel Euböa folgt. Die Spuren einer völlig überstürzten Flucht begleiten uns bis weit ins Hinterland der Thermopylen. Gut getarnte Batterien stehen, meist unversehrt, am Wege. Zerschossene oder nicht fahrbereite britische Panzerwagen liegen im Strassengraben. Ganze Fahrzeugparks, Munitionslager und Geräte-depots füllen die kärglichen Olivenhaine. Wir haben keine Zeit, ihnen unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Erstes Ziel ist Atalante, die kleine Stadt über dem Meer, in der uns zum ersten Mal der stolze, schneebedeckte Gipfel des Parnass entgegenleuchtet.

Panzerspähwagen und Kradschützen halten die Spitze, Pak, motorisierte Infanterie und Pioniere folgen, nach jeweiliger Lage nach vorn gezogen. Tote Engländer liegen noch in ihren zerschossenen Stellungen. Was den Weg sperrt, fliegt die Böschung hinunter. Minensperren sind bald beseitigt. Warnungsschilder mahnen die Nachfolgenden zur Vorsicht. Die 2000 Jahre alte Leitung der heissen Quellen füllt den schmalen Landstreifen zwischen Meer und Gebirge mit starkem Schwefelgeruch. Zwischen den Einheiten der Vorausabteilung sind eingestreut die Fahrzeuge der Propagandakompanie. Alle Berichtersparten sind vertreten: Wort, Bild, Film und Funk! Alle wollen dabei sein beim letzten, atemberaubenden Schlussakt des griechischen Festlandfeldzuges. Der Vorsprung vor dem Gros der Division vergrössert sich trotz aller Aufenthalte zeitweilig beträchtlich. Von Atalante aus veranlassen die Zerstörungen auch an dieser Strasse nach Athen zu kühnen Umgehungen mitten durch das öde, attische Bergland.

Blitzschnelle Wegerkundung und rasches Nachstossen folgen einander. In weiten Schlangenlinien zieht die schnelle Heerschar durch die karstige Hochebene und durch tief eingeschnittene Täler, den Hindernissen der Natur ausweichend. Hier vermutete der Gegner keine Verfolgung, hier fehlen daher alle Versuche, uns aufzuhalten. Auf 20-30 Kilometer Strecke kein Dorf und kaum eine Hütte. Wo wir eine Ortschaft in diesem abgelegenen Gebirgsland berühren, sind die Menschen zunächst fassungslos über unseren Heerzug, dann winken sie uns begeistert zu, nachdem sie die neue Lage erfasst haben. Dem blitzartigen Vorstoss zur Hauptstrasse eilen voraus am strahlend blauen Sommerhimmel die Geschwader der Luftwaffe. Sie haben in den letzten Tagen schon einen Grossteil der englischen Transportflotte in den Gewässern um Griechenland vernichtet, sie setzen jetzt ihr Zerstörungswerk an den Rückzugsstrassen und den Einschiffungs-



Auf der Hauptstrasse von Theben nach Athen hatten die Engländer noch in der Nacht vom 26. zum 27. April Widerstand geleistet. Am frühen Morgen fand jedoch die Spitze unserer vorrückenden Division nur mehr riesige Sprengtrichter auf der Strasse. Zu Fuss und mit leichten Fahrzeugen wurde die Verfolgung des im Schutze der Dunkelheit abgezogenen Feindes über diese Hindernisse hinweg aufgenommen.

hären fort. Unsere Wege werden schmaler und steiniger. Plötzlich geht es durch roten Sand und rote Staubwolken, die uns das Aussehen von ungarischen Paprikamüllern verleihen. Vor Theben erreichen wir die Hauptstrasse nach Athen. In der Stadt begrüsst der Bürgermeister die Spitzenkompanie. Lebensmittel, Rauchwaren und Getränke werden von den Einwohnern verteilt. Vor der Stadt setzt zum ersten Mal seit den Kämpfen um die Thermopylen wieder englisches Artilleriefeuer ein, ein letzter Versuch, Zeit zu gewinnen, ehe wir Athen erreichen. Das Feuer liegt vornehmlich auf der Hauptstrasse. Der Kommandeur der Panzerdivision ist vorne bei der Vorausabteilung, um den weiteren Einsatz anzuordnen. Sie soll nach einer neuen Umgehung ostwärts zur Küste hin, vor Tatoi wieder die Hauptstrasse erreichen und überraschend in Athen eindringen.

Am Strassenrand bespricht der Kommandeur mit seinen Offizieren die Lage. Einheimische, die sich zur Auskunft und als Führer anbieten, wissen nichts Zuverlässiges über den Zustand der Wege und Brücken und die letzten Verzweiflungsmassnahmen der Engländer. So muss jede Strecke erkundet werden. Wir stossen auf Bereitschaftsstellungen, die vollgepackt sind mit Kriegsmaterial aller Art. Sie sind verlassen. Die schweren Niederlagen gaben wohl keine Möglichkeit mehr, sich rund um Athen nochmals festzusetzen. Dagegen erweisen sich die Brückensprengungen als äusserst gründlich, die letzte Weisheit der Verlierer, die Sieger wenigstens noch eine kurze Zeit aufzuhalten. Ein Flugplatz ist übersät mit englischen Flugzeugwracks. Alle Maschinen wurden der Reihe nach in Brand geschossen. Ihre Gerippe decken das weite Feld, ein überzeugendes Bild

englischer Unterlegenheit. Die herrlichen Weissblechkanister mit Benzin sind zwar zum grössten Teil angestochen, aber was nicht auslief, reicht durchaus zum Nachtanken. Keks aus USA, gleichfalls in riesigen Büchsen verpackt, gibt es obendrein. «Hudson Dunegin» ist aufgedruckt. Sie schmecken auffallend nach Mazzas, dem jüdischen Fastengebäck. Wenn auch von der «Garantie» für Griechenland nichts übrig blieb, so waren wenigstens doch diese Lieferungen bestimmt ein gutes Geschäft. «Gut essen ist's halbe Leben», meint der Kradfahrer vor mir, der zusätzlich einen liegengeliebenen Käse anschleppt und verteilt, gross wie ein Wagenrad, und «Rizina», den geharzten griechischen Landwein, an den man sich erst gewöhnen muss.

Noch eine kurze Nacht, und wieder am Meer, der Wind spielt mit den Blättern der Palmenallee am Strand, es leuchten die Sterne am mondlosen, tiefblauen Himmel. Die Nachricht trifft ein, dass eine andere Division am gleichen Tage bereits die gegenüberliegende Insel Euböa besetzt hat. Sicherungen werden igelartig ausgestellt. Es ist nicht ratsam, in der Dunkelheit sich weiterzutasten. Wer Glück hat, erwischt eine Hand voll Schlaf im Sitzen oder auf der Erde liegend. Vor der ersten Morgendämmernug, 4.30, geht es weiter. Wir sind noch etwa 30 Kilometer vor Athen. Wie ein vom Bogen abgeschossener Pfeil schnellt die

Kradschützen turnen mit ihren Rädern über die Felsbrocken neben einer Sprengstelle, um jenseits des Hindernisses wieder die Strasse nach Athen zu gewinnen.



Knapp vor Athen wurden unsere Truppen von griechischen Unterhändlern erwartet, die die Übergabe der Stadt anboten. Die Briten waren im Morgengrauen abgezogen.

Vorausabteilung unserem grossen Ziel entgegen.

Bald gibt es einen Stop. Kehrt in einer schmalen Waldschneise, da eine Brücke, über die die Eisenbahn führt, gesprengt ist. Zurück und hinunter auf den Bahnkörper. Nun geht es eine Weile auf dem Schotter der Schienen weiter. Steine prasseln gegen die Motorwanne. Wir streicheln im Geist Motor und Wagen, dass sie diese letzte Anspannung aushalten mögen. Unter der Sprengstelle, über einen Trümmerhaufen hinweg und wieder herunter von den Gleisen. Eine stark verminnte Furt wird glücklich genommen. Wer den Hang nicht im ersten Schwung hochkommt, wird geschoben, aus Löchern gehoben und wieder in Fahrt gebracht. Es ist eine äusserste Zerreissprobe für unsere guten, deutschen Fahrzeuge. Mit dem letzten Hauch von Mann und Motor erreichen wir über Sturzäcker und blankgewaschene Felsen, durch Schluchten und leere Bachtäler bei Tatoi die direkte Einfallstrasse nach Athen. Auch der General Regen, der uns auf dieser wilden Geländefahrt hätte aufhalten können, ist dem Tommy nicht zu Hilfe gekommen.

Am frühen Morgen hält die Vorausabteilung an der Stadtgrenze von Athen, wenig später erscheinen Stadtkommandant und Oberbürgermeister, um dem Kommandeur Athen bedingungslos zu übergeben. Die griechische Hauptstadt hat kapituliert.



ATHEN OHNE ENGLÄNDER

Am 27. April, um 8.30 früh, erreicht die Spitze der Vorausabteilung einer deutschen Panzerdivision die Innenstadt von Athen. Vom Giebel des Gebäudes der deutschen Gesandtschaft weht die Reichskriegsflagge und weist uns den Weg. Ein Schrei des Jubels und der Freude empfängt uns, als wir als erste vorbeifahren und einen Augenblick verweilen. Blumen werden in den Wagen geworfen und Erfrischungen gereicht. Dolmetscher werden zur Verfügung gestellt und jede Hilfe angeboten. In unmittelbarer Nähe liegt das Deutsche Haus, der Sitz der Auslandsorganisation der NSDAP. Hier war ein Grossteil der über 600 in Athen lebenden Reichsdeutschen während dieses Feldzuges interniert. Auf Betreiben der Engländer sollten die Reichsdeutschen nach Ägypten verbracht werden. Einige wurden von einem englischen Offizier bereits auf den Dampfer «Elsy» gebracht. Als sie ankamen, hatte sich die militärische Lage bereits so zu Ungunsten der Briten entwickelt, dass der betreffende Offizier sich selbst mit flüchtenden Landsleuten einschiffte und den zurückbleibenden Deutschen seinen Wagen mit den Worten zur Verfügung stellte: «It breaks my heart». Das Herz wird ihm zwar über diesen Verlust nicht gerade gebrochen sein, aber die Erben des Wagens berichten uns im Deutschen Haus mit grosser Heiterkeit diesen kennzeichnenden Zwischenfall. Dort hat man eine Speiseanstalt für deutsche Soldaten eingerichtet, Fässer mit Bier werden angestochen aus einer Athener Brauerei, die einst von zwei Münchnern gegründet wurde, ja man hat in den Bädern des Hauses sogar Rasierzeuge bereitgestellt, damit die Landsler mit dem dicken Staub und Schmutz auch ihren Bart loswerden, denn im Augenblick scheinen noch alle Geschäfte geschlossen zu haben.

Trotz einer Aufforderung der griechischen Behörden an die Zivilbevölkerung, sich von den Strassen fern zu halten, füllen sich bald die Bürgersteige mit Menschen, die uns freundlich willkommen heissen und ihr erstes «Heil Hitler» rufen. Auch von griechischer Seite gibt es Blumen und Zigaretten. In den schönen Anlagen blühen bereits Rosen und Jasmin und die ganze Stadt liegt zur Stunde des Einmarsches im strahlenden Sonnenschein.

Jede Einheit bekam ihre Aufgabe zugeteilt. Bald sind alle für uns wichtigen Gebäude besetzt. Auch von der Akropolis weht schon um 10.30 stolz die Hakenkreuzfahne. Wir eilen weiter zum Hafen Piräus. Die griechischen Polizisten, die zunächst überrascht und verstört dem deutschen Einmarsch zuschauen, grüssen sehr bald selbst militärisch. Das Aufgebot an Polizei ist gross; die Verkehrspolizei gibt sich alle Mühe, uns zu unterstützen. Ein Polizist steigt auf und zeigt uns den Weg.

Die etwa 15 Kilometer lange Strasse zum Piräus führt aus dem prunkvollen Stadttinnern durch sehr ärmliche Viertel, die an die Flüchtlings-Elendsviertel von Saloniki erinnern, zum Hafen. Die Wirkung der Sturzkampffliegerangriffe war gewaltig. Riesige Bombenkrater folgen den Kaimauern. Auch Lagerhäuser sind schwer getroffen, zahlreiche Schiffe versenkt. Inwieweit der Engländer vor seiner Flucht eigenmächtig Zerstörungen vorzunehmen vermochte, was z. B. in der Stadt Saloniki die Griechen in mehreren Fällen zu verhindern wussten, lässt sich im Augenblick nicht feststellen. Das Hafengebiet erscheint fast menschenleer. Vor einer Kaserne steht ein griechischer Soldat mit aufgepflanztem Seitengewehr und mit englischem Stahlhelm Posten, als wenn nichts geschehen wäre. Auch eine griechische Marinewache verharret zunächst wie gänzlich unbeteiligt.

Auf dem Platz vor dem Hafen werden in Eile zwei grosse Reichskriegsflaggen auf der Erde ausgebreitet, damit die Flugzeuge der deutschen Luftwaffe er-



Kradfahrer der Gebirgsjäger hatten sich als erste durch die Strassen und Gassen Athens bis zur Akropolis durchgefunden. In heller Begeisterung hissten sie eine Hakenkreuzflagge und konnten sich nicht satt sehen an dem Blick auf das im frühen Sonnenschein blinkende Häusermeer.

kennen, dass der Piräus inzwischen in unserer Hand ist. Plötzlich kommen einige ärmlich gekleidete Hafenarbeiter auf uns zugelaufen. Sie verstehen kein Wort deutsch, aber sie schütteln unsere Hände und bieten uns Wein an. Wir wissen nicht, ob sie etwa nur die Freude antrieb, dass die Luftangriffe deutscher Sturzkampfflieger jetzt aufhören, die am frühen Morgen dem Hafen noch den letzten Besuch abstatteten.

Auf dem Rückweg kommen wir an der englischen Gesandtschaft vorbei, einem prunkvollen Bau im neugriechischen Stil. Er wurde von Venizelos erbaut und später vom englischen Staat angekauft. Vor dem Portal steht Herr Jakob Peranovich, der uns in fließendem Deutsch anspricht.

Er ist Kroat, war in der österreichischen Armee Feldwebel und später «Ökonom» in der österreichischen Gesandtschaft in Konstantinopel. 7 Jahre hat er zuletzt hier als Hausverwalter gelebt. Ja, der englische Gesandte in Athen, Minister Sir Michael Paleret, sei schon am 22. April, also vor 5 Tagen, getürmt, als an den Thermopylen noch erbittert gekämpft wurde, mit ihm die ganze Gesandtschaft. Paleret war Irländer und kam erst vor zwei Jahren nach Athen, von Wien, wo seine Tätigkeit mit dem Anschluss Österreichs an das Reich überflüssig wurde. Ob er selbst bald ins freie Kroatien in seine Heimat zurückkehren könne, meinte Herr Peranovich, seine Frau sei schon längst dort, auch ihm habe wohl der deutsche Sieg die Heimat wiedergegeben.

BEI DEN FALLSCHIRMJÄGERN VON KORINTH

Wir stehen bei der Spitze der deutschen Truppen auf der Strasse Theben-Athen vor einem der vielen Sprengtrichter, die uns der Tommy als Hindernisse in den Weg legte. Hier heisst es geduldig warten, bis die Pioniere die Fahrt freigeben. Sie schrägen die Trichterwände ab und füllen auf. Wohl an die fünfzig Mann sind an jedem Trichter eingesetzt. Schon seit Mitternacht arbeiten sie und jetzt ist es sieben Uhr früh.

Eine Zeit lang sehe ich mir das mit an, dann sage ich meinem Bildberichter und dem Fahrer, dass ich zu Fuss losginge. Wenn wir uns nicht mehr treffen sollten, sei die grosse Wiedersehensfeier im deutschen archäologischen Institut in Athen. Dort war ich sieben Jahre zuvor als fahrender Scholar zehn Tage gut aufgehoben gewesen. Bis Athen sind es noch rund hundert Kilometer.

Beim nächsten Trichter, der dreissig Meter breit und fünf tief ist, beraten zwei Generäle mit einem Pionieroffizier, wie das Hindernis am schnellsten ausgeschaltet werden kann. Aus ihrem Gespräch entnehme ich, dass über Korinth Fallschirmjäger abgesprungen sind. Zu ihnen muss ich sofort.

Schon nach wenigen Minuten finde ich ein englisches Motorrad. Mit Schwung führt es mich die Passtrasse hinab dem Meere zu. Gefährliche Stellen sind mit englischen Verkehrsschildern – weisse Schrift auf schwarzen Tafeln – gekennzeichnet. So höflich hätte ich mir die Tommies gar nicht vorgestellt. Ihre Trichter

Als Vorboten unserer schweren Waffen trafen am Morgen des 27. April am Fusse der Akropolis Panzerspähwagen ein, die sich in abenteuerlicher Fahrt durch Sprenglöcher, über Bahnkörper und querfeldein bis zur Hauptstadt Griechenlands durchgeschlagen hatten. Hoch oben grüsst sie der Tempel der Siegesgöttin.

sind meinem Krad kein Hindernis. Wenn es durch Dörfer geht, winken mir die wenigen Bewohner, die sich sehen lassen, schon von weitem mit weissen Tüchern, die sie an Stecken gebunden haben.

Dann liegt in der Ferne das tiefblaue Meer als schmaler Streifen zwischen grauem Gebirge und der Insel Salamis vor mir. In Mandra eine Wegkreuzung: geradeaus geht es über Eleusis nach Athen, scharf rechts ab nach Korinth. Nochmals überlege ich kurz, denn Griechenlands Hauptstadt lockt und Korinth kann gefährlich werden. Einige Zivilisten kommen auf mich zu und zeigen in Richtung Athen. «Nein, nein» schüttelte ich den Kopf, «Korinth!»



Ich kenne jetzt den Weg wieder, denn vor sieben Jahren fuhr ich ihn schon einmal. Griechische Soldaten begegnen mir in aufgelösten Haufen. Für sie ist der Krieg aus. Viele stecken nur in Socken mit Wickelgamaschen oder sie gehen barfuss. Jeder trägt einen wilden Stoppelbart und in der rechten Hand einen Bergstock. So kehrt die geschlagene Armee Griechenlands nach Hause. Elend und kriegsmüde kommen die Männer daher. Die meisten erkennen mich erst auf nächste Entfernung als «German», denn ich fahre ja eine Maschine mit englischem Anstrich und englischem Kennzeichen, und dann bin ich ohne Gewehr und ohne Helm, also einem flüchtenden Tommy zum Verwechseln ähnlich.

In einer Kleinstadt – Megara lese ich am Ortseingang – muss ich tanken. Ein Polizist führt mich zur Polizeikaserne, sticht einen englischen Kanister an und füllt den Behälter auf. Ein Zivilist schüttelt mir die Hand, lässt sie kaum

mehr los und radebrecht immerzu folgende Begrüßungsworte:

«Gutes Appetit, mein Herr! Gutes, gutes Appetit!».

Ob noch Engländer in der Gegend stecken, frage ich ihn.

«Ja, in den Bergen seitwärts der Korinther Strasse».

«Viele?».

Er weiss es nicht.

«Artillerie?».

«Nix, nix!» lacht er und zeigt zum Himmel: «Stukas!».

Die Griechen wollen mich um alles in der Welt zu einem Mokka da behalten. Schliesslich wissen sie, was sie dem ersten «German» schuldig sind. Aber die Maschine zieht mich zum Hof hinaus, an Verwundeten und-Müden vorbei, die im Schatten der Kaserne liegen, zurück auf die Korinther Strasse.

Die gehört ganz allein mir. Nur einmal begegnen mir zwei Lastwagen, die zum Bersten mit griechischen Soldaten besetzt sind. Schon von weitem schwenken sie weisse Tücher. Mit einer Handbewegung bin ich vorbei. Sie aber jubeln mir nach. Diese komischen «Germans», ob die überhaupt keine Gefangenen machen?

Die Fahrt ist paradiesisch schön. Immer zwischen steilen, grauen Bergen zur Rechten und dem Meere auf der anderen Seite. Und ganz drüben die Insel Salamis. Aber so bezaubernd die Landschaft auch ist, so habe ich doch nicht allzuviel für sie übrig. Mehrmals, wenn ich uniformierte Gestalten quer über die Strasse huschen sehe, halte ich an und lege mich zur Beobachtung mit dem Fernglas in den Strassengraben. Die Pistole baumelt an einer Schnur am Halse. Nicht schön, aber praktisch.

Eine gefährliche Stelle vergesse ich nicht: der Weg schraubt sich in engen Kurven, die zu langsamer Fahrt zwingen, vom Meere hoch und schleust sich plötzlich für rund 150 Meter zwischen haushohen, senkrechten Felswänden hindurch. Wenn sie dich hier nicht schnappen, sage ich mir und verhalte kurz, dann stimmt mit dem Tommy etwas nicht mehr. Und langsam lasse ich die Maschine wieder anziehen — jetzt — jetzt denke ich und warte alle Sekunden, dass vorne Tommies auf die Strasse springen. Eine bessere Falle kann es nicht geben. Aber es geschieht nichts, gar nichts.

Die Strasse führt an toten Pferden vorüber. Schwarz ist das Blut, das aus ihren Leibern quillt. Die Tiere sind noch alle an ihren Fahrzeuge angeschirrt. Englische Lastwagen stehen verlassen da. Viele liegen zwischen Strasse und Meer auf dem Hang und strecken die Räder in die Luft.

Dann wieder braust meine Maschine zwischen tischebenen Olivenhainen, Fichtenwäldern und Getreidefeldern dahin. Überall sind zwischen ihnen zahllose verlassene Fahrzeuge der englischen Streitmacht versteckt. Die Schutzscheiben sind eingeschlagen, die Kraftstoffbehälter mit Seitengewehren eingestossen und die massigen Profilreifen zerschossen. Der »siegreiche« Rückzug.

Nach insgesamt rund hundert Kilometer Fahrt liegt die Landenge von Korinth vor mir. Es ist genau 11.15 Uhr. Vor zwei Bombentrichtern, die nicht nur die Strasse, sondern auch die dicht dabei verlaufende Eisenbahn zerstört haben, zum Strand hinunter und nach fünfzig Metern wieder hoch und das Meiste ist geschafft. An die Tommies glaube ich nicht mehr — oder sollten sie ihre alte Taktik anwenden? Die ersten Gegner in die eigene Linie eindringen lassen und die andern mit Feuer zu empfangen? Das wird sich gleich zeigen.

Kilometerbreit liegt die Landenge vor mir, eine sanft geschwungene Ebene aus Äckern, Wiesen und Ödland zwischen vielhundert Meter hohen Bergen, die

sie wie Mauern begrenzen. Die Landenge von Korinth, die gleich einer Brücke den Peloponnes mit dem griechischen Festland verbindet und die seit 1893 für die Schifffahrt durchstochen ist. Ob die Brücke über den Kanal in unseren Händen ist? Eisenbahn und Strasse führen auf ihr als der einzigen Verbindung zwischen Nord- und Südgrichenland über ihn hinweg.

Und dann sehe ich plötzlich Fallschirmjäger vor mir aus einer Deckung aufstehen. Es ist genau 11.45 Uhr.

«Meensch!» höre ich einen rufen, «der erste Feldgraue!».

Dann bin ich von lachenden Gesichtern umringt und jeder drückt mir die Hand, Fotoapparate werden gezückt und ich muss stillhalten. Eine herzliche Freude spricht aus aller Augen, ist doch dieser Augenblick der Beweis dafür, dass zwischen Korinth und man kann es zu dieser Stunde wohl sagen — zwischen Athen kein Feind mehr steht. Und dann die vielen Fragen!

«Hat dich kein Tommy beballert?»

«Wann kommen die andern? Und was sagt der Rundfunk über Korinth?»

«Zu was für einem Verein gehörst denn du?»

Ich vergesse die Gesichter nicht, als ich ihnen sage:

«Mein Verein? Die PK!»

Für eine ganz kurze Zeit schweigen alle, dann fährt einer fort, einer mit einem jungen, kurz gestutzten Bärtchen:

«Soso, von der PK. Auf der Brücke ging auch ein Kriegsbericht mit in die Luft. Er filmte gerade den Ausbau der Ladungen. Frühere Aufnahmen konnten gerettet werden.»

So ist das im Kriege — und bei der PK nicht anders wie bei allen Soldaten an der Front. Später will ich mehr über den PK Mann erfahren.

Die Brücke ist also dahin. Schade für das Ding. Es mag an die hundert Meter lang gewesen sein. Ganz deutlich erinnere ich mich noch daran, wie die Brücke in einem einzigen Zug, wie ein Balken, die wohl 70 — 80 Meter tiefe Kanalschlucht überspannte. Und jetzt ist sie hin. Verdammte Tommies.

*

Auf der Weiterfahrt, denn der Brückenkopf liegt noch einige Kilometer voraus, begegnen mir englische Gefangene. Schief oder auch ins Genick gezogen, hängt ihnen der flache Helm auf dem Kopfe. Hinter ihnen marschiert ein Fallschirmjäger mit der Maschinenpistole. Noch immer werden Gefangen gemacht.

«Verspielt», rufe ich den Tommies zu.

Sie lachen durch die Nase und einer gibt zurück:

«No, Sir, wir haben einen Winston Churchill!»

«Und wir einen Adolf Hitler!» Damit lasse ich die Weltbeherrscher stehen und fahre weiter. Die Strasse schafft sich in Kurven hoch und führt in gleicher Richtung wie der Kanal zur Brücke weiter. Plötzlich auf freier Strecke am Wege rechts wieder Jäger bei ihren Waffen.

«Ein Feldgrauer!» höre ich im Vorbeisausen. Ich kann mich nicht überall aufhalten, denn ich will jetzt vor zur Brücke. Kurz vor ihr ist in einem Gehöft der Gefechtsstand einer Kompanie. Wieder eine herzliche Begrüßung. Die Männer bringen mir gleich Zitronenwasser als Willkommenstrunk. Dann werde ich zu einem Oberleutnant gerufen. Ruhige, klare Augen. Er war der Führer des Unternehmens auf der Nordseite. Wie ich später von seinen Leuten erfahre, war er überall zuvorderst dabei. Auch beim Sturm auf den Bluthügel, wie der fichtenbewachsene kleine Berg im Nordosten seit gestern genannt wird. Dort hatten sich

die Engländer mit den Truppen ihrer Hilfsvölker eingegraben gehabt. Viele sassen auch, kaum sichtbar, auf Bäumen. Und wie sie gut schossen!»

Keine zwanzig Schritte von uns glänzt in einem Felde die Sonne auf deutschen Helmen über hölzernen Kreuzen. Vor einer Stunde wurden wieder zwei Kameraden gefunden. Kopfschüsse! Noch decken sie Fallschirme und eben meldet ein Gefreiter dem Kompanieführer, dass die Gräber ausgehoben seien.

In einer Linie treten die Jäger an, mit Front zu den einfachen Kreuzen.

«Stillgestanden!» schneidet eine Stimme die Luft. Dann legt der Offizier die Hand an den Helm. Und vier Mann tragen den ersten der beiden Kameraden zur letzten Ruhe. Dann den andern, einen Gefreiten mit stillen, lächelnden Zügen unter geschlossenen Lidern.

Wir haben keine Blumen, denn die Erde ist trocken und hart. Aber unsere ganze Liebe soll sie immer begleiten, unsere nie verwelkende Dankbarkeit für ihren Opfertod.

*

Wir stehen auf dem nördlichen Brückenkopf. Drüben der andere. Dazwischen ist nichts, nur Vögel mit hellbraunem Gefieder segeln hin und her. Tief unten, fast senkrecht abstürzend, liegen im blauen Kanal die Trümmer der Brücke. Unter ihnen die Pioniere, die bei ihr gelandet waren, von beiden Seiten unter Führung ihres Oberleutnants auf sie zueilten, unterwegs Feindnester durch Handgranatenwurf unschädlich machten und die dann im feindlichen Feuer die Zündleitungen herausrissen und die Ladungen ausbauten. Auf der Brückendecke aber stand der Filmberichter und drehte für die Wochenschau. Dann schoss eine Feuerlohe hoch, und die Brücke stürzte in die Tiefe...

Wenige Stunden später war die Landenge mit Korinth fest in deutscher Hand.



28. April 1941... Die Bewegungen der Truppen des deutschen Heeres zur Säuberung des westlichen Gebietes Mittelgriechenlands und des Peloponnes verlaufen planmässig...

ATTIKA FEINDFREI!

Wo waren die fliehenden Trümmer der britischen Einheiten geblieben? Der Hafen von Piräus war leer. Eine Flucht von hier aus nach Cypern oder Ägypten war zu gefährlich, weil sie jederzeit unter der Kontrolle der deutschen Luftwaffe stand.

Auch in Phaleron hatte sich nach Aussagen der Griechen seit Tagen nichts gerührt. Der Weg nach Süden über Korinth war gesperrt. Es blieben also nur noch die kleinen Häfen an der Nordküste von Attika, von Kap Sunion bis Rafina, die einstmals der Erzverschiffung auf flachen Küstenfahrern dienten.

Ratend und suchend beugten wir uns über die Karte, als uns der junge, immer lachende Aufklärungsfieger unserer Division eine Aufnahme mit dem Ergebnis seines letzten Erkundungsfluges unter die Nase hielt.

«Hier, meine Herren, hier sitzt der Tommy».

Tatsächlich, man sah ganz deutlich die Wagenkolonnen, wie sie von der Strasse grätenförmig ausstrahlten, um in die Olivenhaine zu kommen, sah die Deckung suchenden Gestalten der Engländer und eine Unmasse schlecht getarnter Fahrzeuge.

«Porto Rafti heisst das Nest; ein tolles Durcheinander, aber starke Abwehr!»

Wir hatten knapp zwei Stunden Fahrt, bis wir auf den dünnen Schützen-schleier der Vorausabteilung unserer Panzerdivision stiessen, der sich in schneidigem Vorgehen mit den Briten herumschlug. Mit so schwachen Kräften war aber an einen Angriff grösseren Stils nicht zu denken. Schliesslich hatten sich die Reste der gesamten zweiten neuseeländischen Division mit schweren Geschützen, Pak, Flak und Maschinengewehren um den kleinen Hafen aufgebaut und zeigten ihre Stacheln.

Unter dem Einsatz von Artillerie brachten sich in der Nacht in wilder Überstürzung die Neuseeländer in kleinen Dampfzügen und Seglern in Sicherheit. Sie hofften auf den Schutz der Kykladen und vergassen die Reichweite unserer Luftwaffe, der «fliegenden Artillerie», wie sie im Norden Griechenlands gesprächsweise einmal ein gefangener Engländer nannte. Und diese «fliegende Artillerie» wusste am frühen Morgen die kleinen Kähne der Engländer zu treffen.

Wie aber sah es in Porto Rafti aus! Es war wie die verkleinerte Wiedergabe des «Sarges der britischen Expeditionsarmee in Flandern», die Krone eines Rückzuges, nur überstrahlt von der ewigen Sonne des attischen Himmels, eingeraht vom blütenweissen Gischt des azurblauen Meeres.

Aber für die Naturschönheiten hatten die Tommies keinen Sinn mehr gehabt. Die Zeit hatte ihnen nicht einmal gereicht, ihre Wagenparks ordnungsgemäss zu zerstören. Wir haben im Laufe der Feldzüge ein geübtes Auge für britische Rückzüge bekommen und sehen sofort, dass das Gespenst einer Gefangennahme durch die Deutschen dem fliehenden Gegner im Nacken sass. Koffer, Tennisschläger, Jagdgewehre, Rugbyhölzer, Hunde und Verpflegung sind auf den Fahrzeugen geblieben oder liegen in wilder Unordnung durcheinander geworfen unter den Ölbäumen. Sogar die Erinnerungsstücke vom Besuch der Pharaonengräber in Luxor, die die Neuseeländer auf ihrem «Trip» nach Europa



Das Bild unserer griechischen Vormarschstrassen: Viel Sonne und Staub über motorisierten Truppenteilen mit ihren Fahrzeugen und den Gebirgsjägern mit ihren Mulis.

mitgenommen hatten, liegen fremd und verlassen zwischen zerrissenen Moskitonetzen und Stahlhelmen herum.

Wir machen den Versuch, die Beute annähernd zu zählen: 17 Geschütze, 13 Flak, 6 Panzerspähwagen. Aber die Anzahl der Fahrzeuge ist nicht so schnell feststellbar. Wir kommen auf 158. Da zeigt uns ein gefangener Neuseeländer abseits des Hafens in einem kleinen Taleinschnitt noch einmal eine ganze Gruppe, dahinter noch einmal eine. Dazwischen steht wieder Flakartillerie modernster Bauart mit Munition und Messgerät. Die Beute ist beträchtlich.

Da und dort flackert noch einmal leichter Widerstand auf, aber aus allen Ecken und Winkeln holen die Kradschützen die kleinen Gruppen zurückgebliebener Tommies heraus.

Einer von ihnen hat einen interessanten Fund gemacht. In der Kartentasche eines englischen Offiziers fanden wir mit dem Datum vom 13. April, also genau einer Woche nach dem Beginn des Krieges auf griechischem Boden, genaue Anweisungen und Befehle für einen demnächst bevorstehenden Rückzug. Freilich,

das Wort «Rückzug» wird sorgfältig gemieden, aber jedermann wusste, was los war. Fragebogen mussten genau ausgefüllt werden über die Zahl der «augenblicklich noch» vorhandenen Fahrzeuge und die Stärke der einzelnen Einheiten. Es wurden genaue Angaben gemacht, wieviel Schiffsraum für Infanterie, Artillerie und Pioniere benötigt wird und wieviel Verladeoffiziere demnach von den einzelnen Truppenteilen zu stellen sind.

Während das britische Oberkommando also bereits in aller Heimlichkeit den Rückzug der Engländer vorbereitete, wurden die Griechen noch aufgefordert, tapfer für ihre britische Majestät und die «Freiheit aller Hellenen» zu streiten.

Dieses Papier ist ein Dokument, wie es britischer nicht mehr gedacht werden kann. Wir kennen es aus jedem Land, dem Churchill bisher seine Hilfe versprach. Dass wir es gerade im letzten britischen Schlupfwinkel auf attischem Boden fanden, gibt der Strasse der Niederlage vom Berg der Götter bis zum Strand von Porto Rafti erst ihren markanten und symbolischen Abschluss.

Die Gefangenen des kleinen attischen Fischernestes sind die letzten Briten auf nordgriechischem Boden.

So fanden wir den Hafen von Piräus bei unserem Einmarsch vor. Sturzkampffliegerbomben hatten hier eine englische Versorgungsbasis zerstört.



DER LORBEERSTRAUCH

Ein Hügelkamm von zartem Schwung,
ein Tempel auf dem Felsenknie...
Der Hauptmann lachte knabenjung
und ritt vor seiner Batterie,
ritt unter dunklen Pinien her,
als er die Küste sah,
und grüßte mit dem ewigen Meer
das alte Attika.

Sein Kamerad ritt ihm zur Seit',
der noch ein Strecklein jünger war,
ganz ohne Harm und Daseinsleid,
und flachsen glomm sein Sachsenhaar,
den vor geringer Frist das Joch
der Schule noch umspann.
Der Hauptmann fragte: «Weisst du noch?»
Und hielt den Rappen an.

Er wies auf einen Lorbeerstrauch
zur Seite nah am Wegesrand,
als schon des Abends erster Hauch
zu seiner Schläfe kühlend fand.
«Weisst noch, wie oft mit List und Wut
und Lieben ohne Mass
der alten Griechen Sagengut
uns unser «Minos» las?

«Wie Zeus, in vielerlei Gestalt,
die Weiber nahm auf seiner Bahn,
als Regen und als Feuer bald,
als Schlange, Stier und schwarzer Schwan:
das hat uns Minos nicht erzählt
in unserer Schülerzeit,
doch hat er weidlich uns gequält
mit Daphnes Sprödigkeit.

«Die bangte sehr vor solcher Lust,
bot Zeus die holde Lippe nicht
und nicht den Hals und nicht die Brust.
Doch leistet Gott, der Herr, Verzicht?
Er spricht ein Wort. In rotem Rauch,
der ihre Stirn umquillt,
wird sie zu einem Lorbeerstrauch,
des Unerreichten Bild.

«Ja, weisst du noch»... ein Mündungslicht,
olympisch Blitz und Knall und Hall,
ein Lauern in dem Angesicht,
Erkenntnis: Feuerüberfall!
Befehl des Hauptmanns, scharf wie nie,
das lag ihm so im Blut,
und schon schoss seine Batterie,
bei Minos, sie schoss gut!

Doch der ihm an der Seite ritt
und nun am Scherenfernrohr stand,
den nahm der Herr des Hades mit
hinab ins graue Schattenland.
Der Hauptmann, da der Gegner wich,
war schon herzugeeeilt
und als der junge Freund verblich,
in Abschiedsweh verweilt.

Bis er aus jenem Lorbeerstrauch
die reichsten, schönsten Zweige bricht
und ihm, der fiel, nach Griechenbrauch
die kühl gewordne Stirn umflieht.
«Schau, Minos, hab' ich's gut gemacht?
des Ruhmes nun erreichtes Bild?»
Und blau hob sich die Sternennacht
im attischen Gefild.



KALAMATA-DAS BRITISCHE FINALE

Es war eine verheulene Situation. Im Sturmschritt war es durch den Peloponnes gegangen, immer hinter dem fliehenden Briten her, der keine ernsthaften Versuche mehr machte, sich zum Kampf zu stellen. Überall auf dem Weg nach Süden ergaben sich der blitzschnell vorstossenden Kampfgruppe einer Panzerdivision schwächere Gruppen zurückgebliebener Tommies, die keine grosse Lust mehr zeigten, den aussichtslosen Kampf fortzusetzen.

Auch in Kalamata sah es zuerst so aus, als wollten sich die Engländer ergeben. Sie warfen die Waffen weg und hoben zu Hunderten die Hände.

Aber es sollte im Laufe dieses Spätnachmittages noch anders kommen. Wie gesagt, es war eine verheulene Situation, die sich da entwickelte. Die ganze Sache hatte so begonnen: Eine Kompanie erreichte an der Spitze der Kampfgruppe gegen 17.30 Uhr hinter ihren drei Panzerwagen den Hafen von Kalamata. In der Stadt selber war es ruhig gewesen, so dass der Kompaniechef den Befehl geben konnte, durchzustossen ans Meer. Noch rührte sich nichts. Da begann am Hafen Gewehrfeuer aufzuflackern. Zuerst vereinzelt, so dass sich niemand darum kümmerte, dann aber schwoll es plötzlich zum Orkan. Da war kein Zweifel, das galt dieser einen Kompanie, die auf der blanken Quaistrasse lag.

Einer der Panzerspähwagen ist schon ausgefallen und muss mit den anderen in Deckung fahren, da die Briten ihre Pak heranbringen und nun die lange Uferstrasse mit ihrem Feuer bestreichen.

Die Tommies waren nur überrascht gewesen. Entsetzen hatte sie gefasst über das Auftauchen der Deutschen, die sie zuerst für Fallschirmjäger hielten. Nun aber hatten sie sich wieder gefasst und gingen im Bewusstsein ihrer gewaltigen Übermacht zum Angriff über.

Auf dem holprigen Pflaster der Uferstrasse liegen zwei deutsche MG ohne Deckung. Neben ihnen arbeitet die Bedienung von drei Pakgeschützen wie auf dem Übungsgelände.

Und nun kommt die Masse der Engländer zum Angriff heran. Sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, unsere Stellung sturmreif zu machen, so sicher fühlen sie sich; es mögen Tausende sein. Sie kommen aus den Nebenstrassen, springen von Haus zu Haus, schiessen aus den Fenstern und drohen schon allein durch ihre Zahl das Häuflein der Deutschen zu erdrücken.

Es ist wenige Minuten vor 18 Uhr.

Die motorisierte Batterie geht mit unerhörtem Elan an den Feind. Sie bezieht auf der Uferstrasse Stellung trotz wütendem Abwehrfeuer der Engländer und schickt ihre 15 cm-Granaten in direktem Beschuss zum Gegner hinüber. Zwölf Kanoniere arbeiten mit fiebernder Gelassenheit an den zwei Geschützen. Schuss um Schuss jagen sie hinaus, Acht von ihnen fallen. Jetzt muss die Kompanie herunter von der Uferstrasse, denkt der Kompaniechef. Die Feuerkraft der Kompanie ist der Sturmflut der Briten nicht mehr gewachsen.

«Hundert Meter absetzen».

Gellend reisst der Befehl die Männer aus ihrer Verbissenheit. Die Fahrzeuge sind es doch, die dem Feuer am stärksten ausgesetzt sind. Der Kompaniechef macht einen Sprung und will eine Maschine in die Seitenstrasse holen. Ein Schuss zerschlägt ihm den Motor. Er wirft sich auf den Rücksitz eines Solokra-

des, das glücklicherweise hinter ihm fährt. Der Fahrer drückt die Maschine gerade noch um die Kurve und sinkt stöhnend auf den Lenker. Herzschiess. Auch der Chef der schweren Waffen ist gefallen, ebenso der Führer der motorisierten Batterie.

Nun quellen die Engländer förmlich aus allen Gärten und Gässchen. Es faucht und zischt. Querschläger jaulen über die Köpfe der deutschen Schützen. Wieviel Kameraden sind schon gefallen? Niemand weiss es. Längst ist die Dämmerung hereingebrochen.

Der Kompaniechef sammelt, was ihm nach dem Stellungswechsel noch an Männern geblieben ist. Die Melder gehen durch das Feuer ihrer schwersten Bewährungsprobe, aber sie bringen den Rest der fürchterlich zusammengeschmolzenen Kompanie zusammen. Nur noch ein kleines Viertel niedriger Häuser ist zu verteidigen. Die Engländer stehen längst im Rücken der Kompanie und haben sie von allen Seiten eingeschlossen. Die Munition ist bereits knapp geworden.

Nur noch zwei Maschinengewehre feuern und schaffen etwas Luft. «Nur Ruhe, nur Ruhe», mahnt der Kompaniechef. Er hat nicht mehr viel Getreue um sich, aber diese wenigen stehen und weichen nicht.

«Ortsgruppe Nord» und «Ortsgruppe West» verteidigen die wichtigsten Strassenausgänge. Nein, den Humor haben sie nicht verloren. Handgranaten detonieren. Die Briten machen einen Einbruchversuch. Bis auf drei Meter kommen sie heran. Man kann erst schiessen, wenn man den Gegner in der Dunkelheit genau erkennt. «Munition sparen», lautet ein neuer Befehl. Wie die Katzen springen die Australier von den Mauern herab und aus den Fenstern auf die deutschen Schützen. Aber die Männer sind auf der Hut.

Ein Oberfeldwebel hat sechs Verwundungen. Er kann sich kaum mehr aufrecht halten und schleppt sich mit letzter Kraft zum Kompaniegefechtsstand.

«Oberfeldwebel, ich brauche Sie dringend». Der Schwerverwundete sagt nur: «Jawohl, Herr Oberleutnant». Und wankt wieder zu seinem alten Kampfabschnitt zurück.

Es ist 22 Uhr geworden. Der Häuserkampf ist teilweise zum wilden Handgemenge geworden. Mit dem letzten Schuss in der Maschinpistole fällt ein junger Leutnant und deckt einer Gruppe den Rückzug.

Die Munition der Kompanie ist so gut wie verschossen. Fieberhaft sucht der Kompaniechef nach einem Ausweg. Er denkt nicht daran, seine Stellung aufzugeben, die nur noch aus einem Strassenkreuz besteht.

Da schreit gegen 23 Uhr einer der verwundeten Engländer mit letzter Kraft: «Fire stopping». Er schreit es, nachdem ihn ein deutscher Schuss aus kürzester Entfernung niedergestreckt hat.

«Fire stopping-finished», schreit auch der Oberleutnant. Er überdenkt blitzschnell noch einmal alle Möglichkeiten. Das ist die Rettung. Der Ruf eilt durch die englischen Linien. Das Feuer flaut ab. «Gehen Sie als Parlamentär. Wir haben nicht einen Schuss mehr. — Zeitgewinn».

Mit dieser Weisung tastet sich ein Leutnant in stockdunkler Nacht zu den Engländern hinüber. Er braucht nicht weit zu gehen. Der Kompaniechef versteht jedes Wort der Unterhaltung, die sich nur wenige Schritte von ihm entfernt abspielt. Die Australier halten den deutschen Offizier zurück, so dass er gezwungen ist, den Chef herbeizurufen. «Herr Oberleutnant, kommen Sie rasch mit Erschiessung, wenn nicht innerhalb von fünf Minuten alles die Waffen streckt, was da im Hafenviertel eingeschlossen ist.

Aber so einfach ist das nicht. Ergeben? Deswegen hat der junge Kompaniechef doch keinen Offizier als Parlamentär geschickt. Er blickt den englischen



Das Wrack eines englischen Transporters am Hafenkai in Piräus.

Colonel, der inzwischen herangekommen ist und nun die Verhandlungen führt, scharf an. «Ergeben Sie sich, Sie sind eingeschlossen. Ihr Widerstand ist sinnlos». Der Brite lächelt. Als man den wilden Gesellen, die wie ein Ring die drei Offiziere umgeben, die Forderung des Deutschen übersetzt, johlen sie vor Enttäuschung.

Um 23 Uhr muss eine von der Übermacht erdrückte, völlig eingeschlossene Schützenkompanie ohne Munition die Waffen strecken.

Die Engländer wollen es nicht glauben. Was, nur 80 Mann? Unmöglich! Wo sind die anderen? Aber es bleibt dabei, nur 80 Mann.

Die englischen Offiziere, die in ihre Mäntel gehüllt, am Strand von Kalamata sitzen, hinausstarren auf das dunkle Meer, erheben sich, als die Deutschen herankommen. Jeder einzelne stellt sich vor. Einer sagt in die Nacht voll leidenschaftsloser Anerkennung: «Sie haben wunderbar gekämpft; Deutschland hat eine unübertreffliche Armee».

Man unterhält sich. Mechanisch arbeitet das Hirn des gefangenen Kompaniechefs. Wie komme ich hier so schnell wie möglich wieder heraus. Er weiss zwar ganz genau, dass die Gefangenschaft nicht lange dauern kann, denn droben am Ortseingang von Kalamata liegen die 450 Kameraden der Kampfgruppe, liegt der Bataillonskommandeur, der mit leidenschaftlicher Ungeduld das Herannahen der Morgendämmerung erwartet, um seiner Spitzenkompanie zu Hilfe zu kommen; und dahinter droht die zum Schlag erhobene Faust einer ganzen Panzerdivision.

Angesichts der ungeduldig und nervös auf das Meer starrenden englischen Offiziere schlägt der Oberleutnant eine andere Taktik ein. «Sie sind völlig

eingeschlossen. Meine Kompanie ist nur eine kleine Vorhut. Im Morgengrauen erfolgt der bereits geplante massive Sturzkampffliegerangriff auf Kalamata».

Man hebt die Köpfe. Sturzkampffliegerangriff? Ja, und Sie?

Der Oberleutnant nimmt seine ganze Ruhe zusammen: «Was sind schon wir 80 Deutsche gegen eine ganze englische Division?»

Leuchtkugeln steigen und verlöschen. Aber das Meer schweigt. Kein «Hallo Boys!» von See her wandelt die Drohung der Nacht zur Verheissung der Freiheit. Sturzkampffliegerangriff? Damned!

Drohend rotten sich die Australier um die deutschen Gefangenen.

«Umlegen die Kerle!»

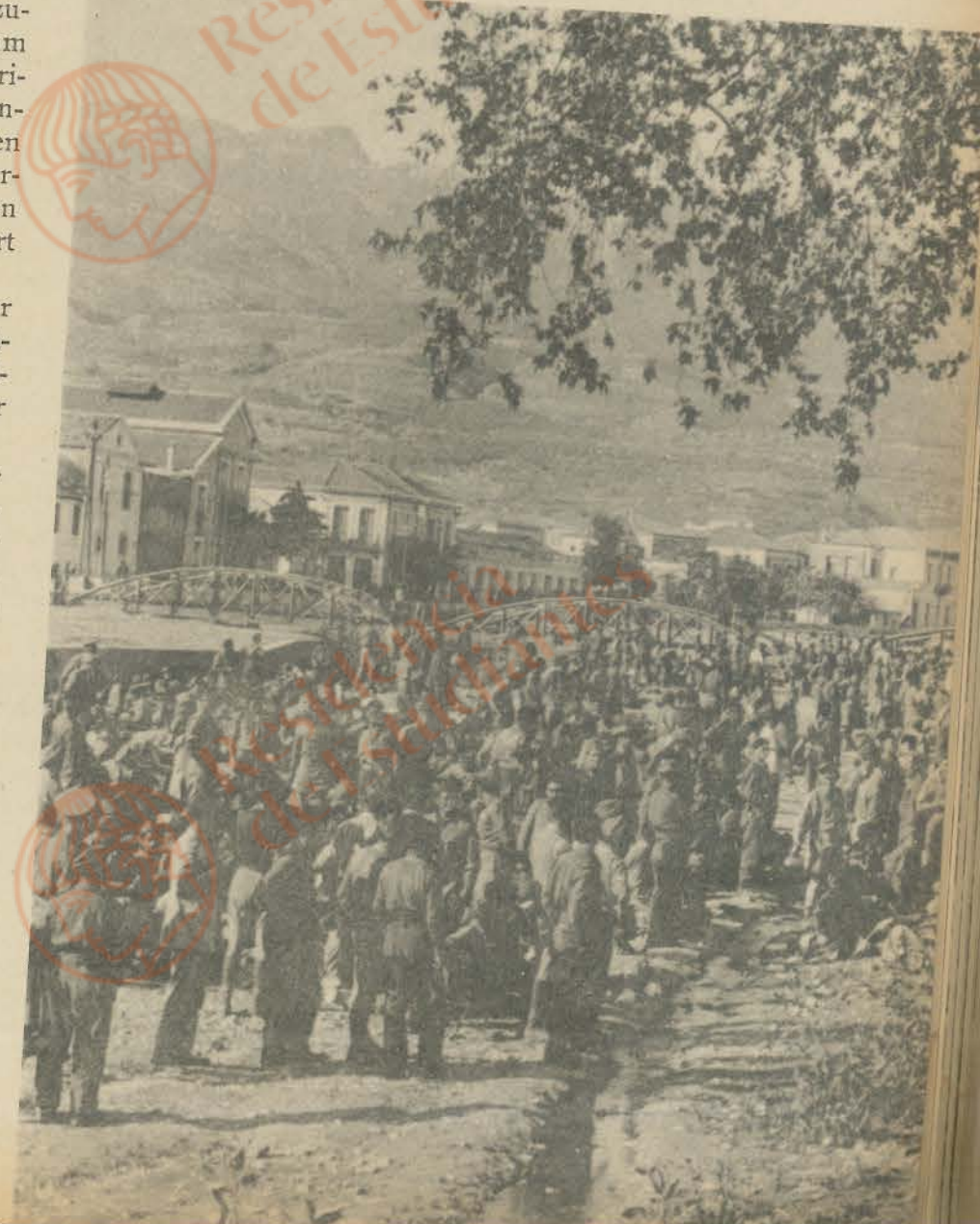
Kapitän Canold, die Deutschen kennen ihn bereits mit Namen, denn er ist ihnen im Laufe des Nachmittags nach kurzer Gefangenschaft wieder entkommen, bringt die wüsten Burschen zur Vernunft.

Er weiss bereits, dass die englischen Schiffe ausgeblieben sind. Vergeblich funkt seit Mitternacht die britische Führung ihr SOS über das Mittelmeer. Niemand antwortet und keiner kann helfen. Nur die deutsche Funkstelle am Ortseingang von Kalamata nimmt den verzweiferten Notschrei auf. Gegen 3 Uhr morgens trifft Kapitän Canold mit dem gefangenen Kompaniechef zusammen und bringt ihm die Nachricht, dass der britische Brigadekommandeur zu Verhandlungen bereit ist und er als Parlamentär zum höchsten deutschen Offizier geführt zu werden wünscht.

Um 3.50 Uhr macht der Kompaniechef seinem Bataillonskommandeur Meldung: «Die Engländer zur Übergabe bereit.»

Im Morgengrauen findet am Strand von Kalamata ein deutscher Kompanie-Appell statt. Dann ziehen über 7000 Australier, Neuseeländer und Inselbriten langsam an einer auf 80 Mann zusammengeschmolzenen, stolzen, aber müden, übernächtigen Schützenkompanie vorbei in Gefangenschaft.

Britische Gefangene in einer Sammelstelle am Peloponnes.



30. April 1941 ... In Griechenland stiessen motorisierte Kräfte des deutschen Heeres in scharfer Verfolgung bis zu den Südhäfen des Peloponnes durch und verhinderten die weitere Flucht der Briten über das Meer ...

IM PELOPONNES

Den Sprung über den Isthmus von Korinth, der einzigen Landverbindung Griechenlands mit dem Peloponnes, machten ja unsere Fallschirmjäger, bevor eine schlesische Panzerdivision in rasantem Lauf die Halbinsel in kaum zwei Tagen säuberte. Es war der Morgen des 30. April. Eine starke See hatte uns die ganze Nacht über in den Schlaf gewiegt, nur wenn durch die zerschlagenen Fenster der Sturmwind die Türen aufriss und wieder zuschlug, glaubte man vielleicht, wach geworden zu sein. Gegen fünf Uhr morgens beginnt eine wüste Schiesserei. Alles springt auf: Briten? Sicher, denn in den Bergen mussten noch welche stecken, aber der Hunger wird sie uns schon zutreiben. Unser Posten hatte mit seiner Maschinenpistole das Feuer auf das Dach eines in der Nähe stehenden Hauses eröffnet, als er sah, wie zwei griechische Polizisten Blinkfeuer nach dem Meer zu abgaben. Jetzt schwenkt auch unsere Flak und Pak ihre Rohre auf das Meer und beginnt zu schießen. In der Morgendämmerung sehen wir zwei kleine Schaluppen, die seitlich hart auf hohe Felsenwände zudrehen, um das Land zu erreichen. Die Lagen unserer Geschütze liegen gut, rings um die Schaluppen spritzen hohe Wasserfontänen auf. Aber nun zu unseren Polizisten, den einen hatte es gleich erwischt, der andere lebte noch. Es waren Briten in griechischer Polizeiuniform verkleidet, die auf diesem Wege noch die Möglichkeit eines Fluchtversuches für die in den Bergen versteckten Tommies erhofften.

*

Das Bild der nächsten Tage bleiben Engländer, die sich einzeln oder in Trupps gefangennehmen lassen. Schliesslich mussten sie selbst einsehen, dass das Schiessen auf einzeln fahrende Autos wenig Zweck hatte und dass der Verhungerung immer noch die Gefangenschaft vorzuziehen sei. Ein schöner Anblick, wie ein biederer Landgendarm ohne Waffen seine zugelaufenen Tommies irgendeinem deutschen Militärposten abliefern will. Das Hauptzentrum der «Helden von Griechenland» blieb Kalamata am Messenischen Golf. Die griechischen Kasernenanlagen reichten für die Tausende von Gefangenen nicht aus. Auf dem grossen Exerzierfeld brannten bei Tag und Nacht Feuer, an denen besonders die Hilfsvölker der Engländer, Neger, Inder, Araber, Juden, ein Völkergemisch vom Orient bis nach Asien, hockten. Sobald ein Fahrzeug mit aufgesammelten Beutestücken zu sehen war, versuchte jeder etwas mitgehen zu heissen. In Hemdärmeln, vielleicht noch einen australischen Schlapphut gegen die glühende Sonne auf dem Kopf, musste die Bewachungsmannschaft immer wieder zur Waffe greifen und Ordnung schaffen. Der fromme Muselman kniete auf seinem Gebetsteppich, den Kopf nach Osten geneigt, und murmelte seine Gebete herunter, während das Gekreisch und der Lärm seiner Verbündeten die Luft erzittern liess. Arrogant, frech und anmassend durchschritten die gewesenen «Herren Engländer» diese zusammengewürfelten Haufen. Die letzte Zigarette in den Mundwinkeln, glauben sie sicher wieder, einen grossen Sieg errungen zu haben. Die Gefangenen-transporte laufen bereits rückwärts. Jeden Tag vier bis fünf Kolonnen zu je

tausend Mann. Nicht gefesselt, wie es die fairen Briten bei einigen deutschen Soldaten zuliessen, die bei einer Vorausabteilung durch einen Hinterhalt auf ein paar Stunden in englische Gefangenschaft gerieten. Überhaupt scheinen die Engländer immer noch zu hoffen, dass ihre erwartete grosse Kriegsflotte sie noch abholen wird. Es war nicht leicht, diese grosse Zahl von Gefangenen ohne ein vorbereitetes Lager zu verpflegen und unterzubringen, gleichzeitig auch die Gefangenen nach bestimmten Gesichtspunkten für den Abtransport aufzuteilen. Die Stimmen der Dolmetscheroffiziere waren bereits nach den ersten zwei Tagen heiser, aber der letzte Transport rollt nun in nördlicher Richtung.

*

Eine kleine Überraschung besorgten uns die Juden. Ein paar hundert Juden hatten sich die Briten zu ihrer Verstärkung nach Griechenland mitgebracht. In einem ausgewaschenen Flussbett liegen sie zusammen, mauscheln und treiben Politik. Unter sich fangen sie nun nach den ersten aufregenden Stunden der Gefangennahme zu schachern an. Aus den Hosen zieht einer diesen Gegenstand, der andere wieder jenen. Je nach der geglaubten Zweckmässigkeit wird er weiterverkauft oder getauscht. Das geht aber alles unter ohrenbetäubendem Lärm vor sich, den man bei uns mit dem Ausdruck Judenschule kaum zu erfassen vermag. Moses zog seine Feldflasche, ein Schlückchen zu nehmen, zehn, zwanzig Hände, Fäuste greifen danach, entreissen sie ihm, verschütten den Inhalt. Keiner hatte Durst, denn trinkbares Wasser war genug da, so sind Juden unter sich. Was sie bei einem ihrer Genossen sahen, mussten sie haben. Den ersten Puffen folgte bald die grösste Keilerei. Ein Warnschuss zerreist die Luft und die turbulenten Haufen entwirren sich. Für einen Augenblick tritt so etwas wie Ruhe ein, aber gleich wird es wieder losgehen. Ein Unteroffizier zuckt die Schultern, schade um die Munition, sollen sich die Augen auskratzen. In unbeobachteten Momenten versuchen sie sich auch für Geld, durch Kinder, die über eine Böschung das Judenviertel betrachten, etwas zu besorgen. Feigen, Korinthen, Zitronen, Zigaretten, wenn man es auch selbst hat, aber das Hamstern liegt doch im Blut. Meistens ist das Geld weg und die Ware kommt nicht mehr. Dann beginnt das Waihgeschrei und die britischen Judensoldaten entblöden sich nicht, Beschwerde über die Geschäftstüchtigkeit der Griechenkinder bei unserer Bewachungsmannschaft zu führen.

2. Mai 1941... In Griechenland haben Verbände des deutschen Heeres die Besetzung des Peloponnes beendet. Auf dem griechischen Festland befindet sich kein kämpfender Brite mehr...

BRITISH EXPEDITION FORCE

Trotzdem wir nun schon über eineinhalb Jahre Krieg gegen England führen, ist unser Heer nur verhältnismässig wenig mit Engländern in Berührung gekommen. London hat es so wie immer in der langen Geschichte seiner Eroberungen verstanden, andere für seine Interessen kämpfen zu lassen. Es schickte Polen, Norweger, Holländer, Belgier, Franzosen, Serben und Griechen ins Feuer, aber seine eigenen Truppen versuchte es zu schonen.

Sokam es, dass auch in der deutschen Balkanarmee viele Soldaten standen, die noch nie einem britischen Truppenteil im Gefecht gegenübergelegen hatten. Für sie war es eine Sensation bis weit in die rückwärtigen Kolonnen, als es nach mehreren Kampftagen in Nordgriechenland endlich hiess: «Britten stehen uns gegenüber!» Wir hatten die serbischen und griechischen Divisionen zerschlagen und waren auf die hinter ihren Freunden und Schützlingen stehenden ersten Linien der Briten gestossen. Angestrengt suchten Scherenfernrohre und Feldstecher das vom Gegner besetzte Gelände ab, als sei nun etwas ganz besonderes zu erwarten.

Die B.E.F., die British-Expedition-Force, die berufen war, so wie im Weltkrieg die Armee des Französischen Generals d'Esperet, von Mazedonien her den entscheidenden Stoss gegen das Deutsche Reich zu führen, musste für diese Aufgabe doch besonders gut ausgerüstet und vorbereitet sein. Tatsächlich setzten die Engländer auch alle Waffen des modernen Krieges, mit denen sie reichlich versehen waren, im vollen Umfange ein. Der Kampf, der nach der Kapitulation ganzer serbischer und griechischer Armeen schon abzuflauen begann, wurde wieder hart und ernst. Die Zahl der Opfer wuchs auf beiden Seiten. Insbesondere gegen britische Flieger und Tanks hatten wir uns tüchtig zu wehren. Aber wir waren darauf vorbereitet.

Die Briten hatten sich bei ihrer Ankunft in Griechenland gerühmt, sie hätten mehr Panzer und Flugzeuge als unsere Balkanarmee und ausserdem seien sie die zäheren Kämpfer. Über die erste Behauptung wollen wir nicht streiten, weil schliesslich nicht die Zahl entscheidet. Was jedoch die Zähigkeit anbelangt, so scheinen — nach dem Erfolg zu schliessen — doch unsere Gebirgsjäger aus Salzburg, Bayern und Tirol, unsere Waffen-SS und unsere Truppen aus Wien und Niederdonau und Schlesien, die mit den Briten in Griechenland im Kampf gestanden sind, die Zäheren gewesen zu sein.

Bald hatten wir ja auch Gelegenheit, Angehörige des britischen Expeditionskorps persönlich kennen zu lernen. Die ersten Gefangenen, die eingebracht wurden, standen lange und gründlich im Mittelpunkt des Interesses. Sie wurden zwar nicht «abgeschlachtet und zu schlechter Seife verarbeitet», wie ihre jüdische Presse ihnen erzählt hatte, aber sie wurden von manchem Landser um vieles gefragt, was der deutsche Soldat von seinem Gegner wissen will.

Dabei ergab sich sehr bald, dass im englischen Heer durchaus nicht die Herren aus Eton und Cambridge in der vordersten Linie stehen. Was uns bei den ersten Gefechten in die Hände fiel, waren Landarbeiter aus Australien. Sie sahen uns ebenso erstaunt, wie wir sie, und boten uns ihre aus Blech gestanzten Aufschriften «Australia», die sie auf den Achselklappen tragen, zum Tausch

gegen Zigaretten an. Im allgemeinen sahen sie gesund und frisch aus und machten den Eindruck — um mit den Worten eines Wachtmeisters aus Wien zu reden — als wären sie «prima Fussballer». Das klingt vielleicht spöttisch, ist aber so gemeint, dass die Männer eher sportlich als soldatisch aussahen.

Wir Deutsche empfinden diesen Unterschied sehr genau und waren auch nicht überrascht, als wir merkten, dass die Gefangenen von den politischen Verhältnissen in Europa und von dem bittersten Existenzkampf des deutschen Volkes keine Ahnung hatten. Einer von ihnen antwortete auf die im englischen Jargon gestellte Frage: «Hallo, boys! What do you do in Europe!» (Hallo, Kinder! Was macht ihr in Europa?) mit der harmlosen Erklärung: «We would like to see the world!» (Wir wollten gerne die Welt kennen lernen!) Wahrscheinlich hat die englische Propaganda bei der Freiwilligenwerbung in Australien überhaupt, es böte sich hier eine billige und überaus reizende Möglichkeit für eine Reise nach dem merkwürdigen Erdteil Europa. Man kann verstehen, dass die Australier über den Ausgang ihrer Fahrt nicht sehr begeistert sind und dass sich auch im australischen Parlament nachträglich Stimmen der Kritik meldeten.

Im übrigen hatten die Engländer nicht nur Australier für das Expeditionskorps angeworben. Nur wenige Teile des Expeditionskorps stammten aus England. Diese wirklichen Engländer dienten aber hauptsächlich bei den rückwärtigen Stäben und Versorgungstruppen.

Um ganz genau bei den Tatsachen zu bleiben, muss allerdings festgestellt werden, dass die ersten Engländer schon auf serbischem Boden gefangen wurden. Das war aber nur ein Zufall, denn die Herren hatten durchaus nicht die Absicht gehabt, sich in eine Auseinandersetzung mit deutschen Soldaten einzulassen. Sie waren nur Angehörige eines Sprengkommandos, das auf serbischem Gebiet arbeitete, wo man offenbar befürchtete, dass die Serben ihre Strassen, Bahnen und Brücken zu wenig gründlich vernichten würden. Bei dieser Arbeit waren sie von einer gegen alle englischen Berechnungen schnell vorgestossenen deutschen Vorausabteilung ertappt worden.

Diese Sprengkommandos waren eine Stärke des britischen Expeditionskorps. Ihr Einsatz muss mit aller Gründlichkeit vorbereitet worden sein. Man hat Pläne, insbesondere vom Norden Griechenlands gefunden, auf denen jede Stelle im Verkehrsnetz und an anderen wichtigen Punkten bezeichnet war, wo man eine Sprengung für notwendig hielt. Erfreulicherweise konnten diese Sprengungen nicht überall durchgeführt werden. Zum einen Teil hat der schnelle deutsche Vormarsch die englischen Absichten durchkreuzt und zum anderen hat die griechische Zivilbevölkerung, als sie die Rückzugsabsichten der Engländer merkte, die Zündleitungen durchschnitten. Trotzdem sind in Griechenland im englischen Auftrag so grosse Zerstörungen angerichtet worden, dass es nicht einfach sein wird, den Schaden zu ersetzen.

Nicht weniger eindrucksvoll als die zahlreichen Sprengtrichter waren die von den Briten verlassenen Stellungen und Lager. Nahe der griechischen Nordgrenze merkte man immerhin noch, dass die Briten zwar vieles zurückgelassen, aber alles Wichtige doch mitgenommen hatten. Je weiter wir nach Süden kamen, desto verheerender wurde der Zustand dieser geräumten Stätten. Dutzende von Geschützen standen herum, Kisten voll fabrikneuer Ausrüstungsgegenstände, noch bewohnbare Zelte, verschüttete Verpflegung und Munition, unvollendete Feldpostbriefe, kurz, alles lag wild durcheinander. Unsere Männer, die oft knapp nach den geflohenen Briten an solchen Stellen ankamen, vermochten überhaupt nicht, sich vorzustellen, wie es zu so einem katastrophalen Rückzug kommen

kann. Einen Rekord in dieser Hinsicht stellte ein griechisches Strandhotel in der Nähe von Athen dar. Dort mussten unsere Soldaten zwei Tage lang aufräumen, bis sie die von den Engländern verlassenen Quartiere beziehen konnten.

Und wenn man den vielen Kleinkram an den britischen Rückzugsstrassen genauer durchsah, waren es auch nur wenig erfreuliche Entdeckungen, die man machte. Die Engländer waren wohl mit Konserven aller Art reichlich versehen, sie hatten Tropenhelme, Moskitonetze, Patentstaubbrillen, Wettermäntel mit Tarnanstrich und allerlei ähnliches Zeug, aber sonst fand sich nichts Wertvolles in ihrem Besitz. Kein ordentliches Buch ist unter dem vielen herumflatternden Papier, nur kitschige Magazine und keine ernste Zeitschrift.

In einem der verlassenen Plätze fanden unsere Kradschützen einen Tommy, den sie zuerst für tot hielten. Als sie ihm aber den Stahlhelm abnahmen, wurde er wieder lebendig und sagte auf englisch: «Ich bin besoffen! Gebt mir etwas Wein!» Er genoss hierauf den Vorzug, dass er von einigen seiner Kameraden in die Gefangenschaft getragen wurde, ein Erlebnis, das er in irgend einer neuseeländischen Kneipe vielleicht als den grössten Spass seiner europäischen Militärzeit erzählen wird.

Das alles mögen nur kleine Einzelheiten sein; aus ihnen fügt sich aber das Bild zusammen, das wir von den Angehörigen des britischen Expeditionskörpers gewonnen haben. Bestätigt wird unser Eindruck noch aus dem Munde der griechischen Bevölkerung. Man erzählt sich von Mazedonien bis zum Peloponnes nichts Gutes über die Briten. Nicht einmal ihre Gegner hätten erwartet, dass sie ihre Stellungen so schnell räumen und das Land in einem derartigen Zustand verlassen würden. Und diejenigen Griechen, die seinerzeit glaubten, die Briten bei ihrer Ankunft im Piräus feierlich begrüßen und ihnen Samoswein mit der eigens angefertigten Etikette «Den bewunderungswürdigen Kämpfern der B. E. F.» widmen zu müssen, sind wesentlich ernüchtert. Auf den griechischen Rückzugsstrassen liegen nicht nur die Trümmer der vorzüglichen Ausrüstung einer Streitmacht, auf die London grosse Hoffnungen gesetzt hat, sondern auch die Reste des guten Rufes, den britische Truppen noch hatten.

DIE KERZEN

Die leisen Geschehnisse gehen geschwisterlich neben den lauten her, bewegen die Welt nicht minder und machen erst mit ihnen zusammen das Leben aus... sie sind, diese zarten und oft geheimnisvollen Vorgänge, den harten und wilden manchmal wohl ein paar Schritte voraus oder folgen manchmal ein Stück hinterher, aber sie gehören darum doch zueinander. So, wie zu den opferreichen Kämpfen am Rupelpass der Zug der wehenden Kerzen.

Das Tal der Struma dehnt sich lang hin, durchschneidet in vielen Windungen, manchmal mit engem und manchmal mit breitem Taleinschnitt höchste und hohe Bergketten, dann immer niedrigere, in dem Mass, in dem sich das Balkangebirge zum Meer hin abdacht. Der Bergstock des Pirin Dagh bildet gegen den Pass von Kresna ungebärdige Formen, der Glanz der aufsteigenden Sonne zeichnet

manch verwegenen Umriss heraus, Schrägen, Steilhänge, Rundungen und Kuppeln liegen neben- und übereinander so, als hätten hier und nicht ein paar Sturmatemzüge südlicher, auf dem Ossa, die Giganten gehaust.

Hier türmt sich heroische Landschaft, ein Weltgefüge, das noch spüren lässt, wie es einst aus Erdkatastrophen entstanden ist und wie an ihm noch immer Naturgewalten, die kein Menschenwitz zu bändigen vermag, unaufhörlich weiterformen und mit der Unerbittlichkeit der rinnenden Zeit. Und die Fahrer auf Kraft- und Pferdewagen, in langen Kolonnen der Wehrmacht haben kaum einen Augenblick, um in diese Majestät der Bergwelt hinzuschauen; allzusehr suchen die Naturgewalten mit Steinschlag oder Versumpfung das niemals ganz glatte Band der Talstrasse zu stören.

Um den Rupelpass sind die Kuppen flacher, er durchquert eine schon niedrige Bergbarre gegen das Ägäische Meer hin, und die Passstrasse selbst verläuft mit schon behaglicher Breite. Und doch ist er und nicht der Raum des Kresnapasses zur heroischen Landschaft geworden: weil nämlich hier die Grenze zwischen Griechenland und Bulgarien so verlief, dass der von Norden kam, unter dem Feuer der Griechen lag — und die Deutschen kamen von Norden und mussten zäh und unter schweren Opfern um das Tor nach dem Süden kämpfen — vorab die Gebirgsjäger und die Infanterie.

Wahrscheinlich haben die meisten Jünglinge und Männer nie oder unklar nur und verschwommen etwas von dem wilden und kühnen Soldaten aus dieser Landschaft gehört, der mit harter Faust die Stadtstaaten des sich zersplitternden Griechenlands noch einmal einigte, von Alexander aus Makedonien, dessen junges Auge die schroffe Schönheit dieser Bergwelt sah und durch solchen Anblick das tatendurstige Gemüt bildete. Aber die Deutschen, die von Norden kommend, die Bunker am Rupelpass in die Zange nahmen und stürmten, haben dennoch tiefer als aus Büchern, nämlich aus miterlebten Beispielen ihrer eigenen Zeit erfahren, was ein Alexander und was Herrschaft ist und haben darum, weit von der Heimat entfernt, für die Heimat ihr Leben gelassen. Dafür zeugen die Gräber — und von einem Friedhof, im Bereich des ruhmumwitterten Passes, sei hier die Rede. Die Kameraden haben dort die Toten ein Stück zurückgetragen, in ein umfriedetes Gärtchen seitlich der Strasse... es müssen die ersten gewesen sein, die vor dieser Bergfeste fielen.

Sie lagen schon unter der Erde, als daheim, in Deutschland, das Osterfest begangen wurde, und die Blumensträusse welkten, die die Kameraden gewunden und auf die Holzkreuze gesteckt hatten. Noch einmal sollte aus vorfestlichen Tagen ein Osterfest heraufziehen, das Ostern der Bulgaren, Mazedonier und Griechen, das nach dem Gesetz des orthodoxen Glaubens eine Woche später liegt, als bei uns daheim und das mit Glockenklängen und vielen Gesängen in den vielkuppeligen Kirchen beginnt.

Nun brauchen die Menschen dieses Glaubens in ihrem Gottesdienst den milden Glanz der Kerzen viel reicher und häufiger, als es in Deutschland geschieht, und immer ist das milde Licht Gleichnis für eine dahingeschiedene Seele, was wohl naheliegt, da ja das Wachs die helle Pracht des Sommertages in die dunkle Nacht hinüberrettet und sich nun wieder vom Feuer verzehren lässt. Das geschieht in jener steten Wandlung vom Sein ins Nichtmehrsein in die Wiedergeburt, die den Sinn eines jeden Opfers ausmacht.

Die bäuerlichen Menschen an jener Passgrenze leben noch tiefeingebunden in das Gesetz ihrer Frömmigkeit, und zumal die Frauen litten in den vorösterlichen Tagen darunter, dass die Gräber der gefallenen Deutschen, nach dem Weitermarsch der Truppen, so einsam am Wegerand lagen und dass von der

Heimat diesen Soldaten hier keine Hand sich hinüberstrecken konnte, das Licht der Auferstehung aus dem Opfertod anzuzünden. Und so, als ob sich das von selbst verstände, beschlossen sie, gleichsam als Botinnen deutscher Mütter, Frauen und Mädchen, die fromme Handlung an ihrer Stelle vorzunehmen, kraft der umfassenden Güte des weiblichen Herzens, das hilft und heilt, wo Männer Wunden schlagen müssen.

Sie kamen also, in einem kleinen und feierlichen Zug, und hielten lange, weisse Stäbe in der Hand, die Kerzen eben, die nach oben spitz zuliefen und in kleine Flämmchen mündeten: und ihr Licht leuchtete auch am hellen Mittag, leuchtete noch in der schon südlichen Sonne, leuchtete wohl aus der Bedeutsamkeit des frommen Geschehens. Keine von denen, die nun die Kerzen aufsteckten und betend an den Gräbern knieten, keine war einem dieser Gefallenen, als sie noch im Lichte gingen, freundschaftlich oder sonstwie verbunden; das machte die Hinnäheigung dieser fraulichen Herzen, zu denen, die ein Beispiel der Liebe zum Vaterland gegeben hatten, nicht schwächer.

So knieten die bauerlichen Beterinnen am Karfreitag vor dem orthodoxen Ostern an den Gräbern der ihnen unbekannten deutschen Soldaten, knieten da und schwanken leis im Ansturm ihres Gefühls wie im Hauch des Südwindes, der von der Passhöhe her blies die Kerzenflammen... und indem wir, die Hand an die Mütze legend, vorüberfuhren, grüssten wir mit den Kameraden, deren Augen das Licht der Kerzen nicht mehr schauen können, auch die Beterinnen an ihren Gräbern. Die hätten wohl aufschauen können, wenn sie gewollt hätten; aber das wollten sie nicht, sie blickten, in ihrer Andacht versunken, auf Gräber und Kreuze, Stahlhelm und Opferlicht.

Nach dem Pass zu und vor ihm her, neben uns, hinter uns Kolonnen und oben am Himmel Geschwader um Geschwader, das lautem, entscheidendem Geschehen zuflog; und hier geschwisterlich dem Kampf um den Rupelpass zugeordnet, ein leises Geschehen, das nicht minder die Seelen anrührt und wandelt.



24. Mai 1941... Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Deutsche Fallschirmjäger und Luftlandetruppen stehen seit den frühen Morgenstunden des 20. Mai auf der Insel Kreta im Kampf gegen Teile des britischen Heeres...

FALLSCHIRMJÄGER ERZÄHLEN

«Als erster sprang der Major», so erzählte ein Oberjäger aus Dortmund, ein fröhlicher, 21 Jahre alter Bursche, der als Melder Dienst tat, «dann kam ich hinterm Stabshornisten als sechster. Ich sehe ihn noch ganz deutlich vor mir, wie er mit Sack und Pack behängt zur Tür stapft: in der linken Hand die Fliegersichtzeichen und vor der Brust die Gasmasken und sein Horn. Schwuppdich war er draussen und ich wie ein Sturzkampfflieger hinterher, mein Schirm hatte sich noch nicht geöffnet, da hörte ich schon, wie es in nächster Nähe blies:

Kartoffelsupp — Kartoffelsupp — den ganzen Tag Kartoffelsupp, Kar — tof — fel — suuupp!!!

Ich drehte mich im Gurt herum und sah den Ernst vor mir herschweben, den Kopf leicht nach hinten gelegt und das Horn am Mund. In der Linken hielt er eisern seine Fliegersichtzeichen, vor lauter Gucken und Maulaufreissen hätte ich beinahe meine Landung vergessen. Im letzten Augenblick brachte ich gerade noch die Beine zusammen. Schliesslich fällt man trotz dem Schirme immerhin mit etwa 4 m in der Sekunde, und wenn man da die Beine nicht geschlossen hat, ist man gleich am anderen Ende des Propheten.

Nun gut, mich haute es auf's Kreuz und ich sagte Amen. Gleich das Gurtzeug losgemacht und gelinst, ob etwas los sei. In nächster Nähe sah ich einen festgepflockten Esel, neben ihm das Sattelzeug. Der Kommandeur hatte uns schon vor dem Start eingeschärft, gleich nach der Landung nach Viehzeug zum Lastenschleppen auszuschauen. Also schlich ich mich an den Bruder ran und sagte:

«Im Namen des Gesetzes folgen Sie mir», und setzte mich drauf. Wir waren keine zwanzig Schritt weit gekommen, da lag ich schon unten. Dann band ich aber den Sattel fest. Wir fanden gleich einen Waffenbehälter, aus dem ich mir eine Maschinenpistole herausnahm und das Übrige meinem Freund auflud. Ich stiess auf verwundete Kameraden, verband sie und hatte gleich darauf Anschluss an meine Gruppe.

*

«Mir hat das Angriffssignal unseres Stabstrompeters einen gewaltigen Schrecken eingejagt», fährt ein Frankfurter fort, der sonst die trockene Ruhe selber ist. «Ich war als zweiter Mann aus der allerersten Maschine der ersten Angriffswelle gesprungen und als ich noch am Schirm hängend das Signal hörte, schimpfte ich vor mich hin:

«Gell, jetzt han sie uns doch beschissen!! Mir sin net die Ersten!» Dann rief ich laut nach meinem Schützen zwo: «Willi! Willi».

«Hier, hier» — brüllte es nicht weit von mir und ich sah einen mit beiden Armen winken.

Dann verlor ich den Willi aus den Augen, weil unter mir eine Schlucht und ein Weinfeld immer näher kamen. Stur wie eine Patronentasche trieb ich auf

einen Zaunpfahl zu und landete mit sämtlichen Rippen auf ihm. Gleich darauf stand mein Schütze zwei neben mir.

«Komm schnell», rief er, «ich glaube, da drüben hats einen erwischt!» Und er zeigte auf einen einzelstehenden Ölbaum, der im Weinfeld stand. Wir brausten los und fanden unsern Oberjäger mit blutüberströmtem Gesicht bewusstlos auf. Zuerst glaubten wir, es sei aus mit ihm, aber dann kam er doch wieder zu sich. Sprechen konnte er nichts, weil ihm der ganze Kopf aus der Fassung geraten war; seine Zähne wackeln ihm heute noch. Aber er kann ja selbst erzählen, wie es dazu kam.

*

Der Oberjäger aus Krefeld kratzt sich hinter den Ohren und holt Luft, dann beginnt er:

«Ich hatte wirklich Pech, denn ich trieb über einem freien Gelände ausgerechnet auf den einzigen Baum zu, der weit und breit zu sehen war. Mit einer Affenfahrt schoss ich in ihn hinein, blieb mit den Füßen hängen und brach kopfüber durch die Äste durch. Ich hörte gerade noch, wie es irgendwo zum Angriff blies, dann sah ich bloss noch Sterne».

Nicht alle hatten es mit ihrem Absprung so günstig getroffen, dass sie wie ihr Oberst sagen konnten: «Nun liegst Du hier auf Kreta, und das leckt dir kein Kater mehr ab!» Sondern manch einer landete mitten zwischen Engländern und Heckenschützen, die ihn vom ersten Augenblick des Sprunges an mit Maschinengewehren und Schrotflinten beschossen. So erzählt der Gefreite aus Hamburg, der bei Kastelli absprang:

«Kaum hing ich am Schirm, als auch schon von allen Seiten Kugeln um mich piffen. So herrlich mir kurz vorher das Gefühl erschienen war, bei Sonne und über solch wunderbarer Landschaft springen zu dürfen, so wenig hatte ich von da ab etwas dafür übrig. Ich zog bloss noch den Kopf ein und presste die Arme vor die Augen. So platschte ich in furchterlichem Kugelregen in ein Weinfeld hinein. Im Liegen kappte ich den Schirm und robbte zu einem Waffenbehälter hin. Ich drehte den Griff, und im gleichen Augenblick hatte ich ihn auch schon in der Hand. Die Hunde hatten ihn mir unter den Fingern entzwei geschossen. Ich nahm volle Deckung und hielt meine Pistole schussbereit. Weil sich nichts rührte und weil alle Kugeln über mich hinweggingen, drehte ich den nächsten Griff, öffnete den Behälter und nahm eine Maschinenpistole heraus. Mit der durchsiebte ich das nahe Gelände rings um mich herum, denn ich wusste, dass ich allein auf weiter Flur gelandet war. Dann schlich ich mich zwischen den Weinstöcken hindurch zu meiner Gruppe, die schon in schwerem Kampfe mit Engländern und Zivilisten lag».

*

«Mir erging es ähnlich», fuhr ein Feldwebel fort, «denn auch ich wurde schon am Schirm beschossen. Ich sah aber schon aus etwa 100 Meter Höhe die Kerle, die auf mich anlegten. Sofort griff ich nach zwei Handgranaten in der Tasche und warf sie aus etwa 50 Meter auf sie hinunter. Die Granaten kreppten dicht über ihren Köpfen, dann ergriffen sie die Flucht und meine Landung war gesichert».

*

Einen schwierigen Absprung aus der Maschine hatte ein Gefreiter, Bannführer der HJ.

«Der Absetzer hatte das Zeichen zum Sprung gegeben und jeder warf sich hinaus in die Luft. Die Schwimmwesten, die wir nicht mehr brauchten, sollten

wir bei der Türe ablegen. Weil ich nicht bei den Ersten war, lagen vor mir schon etliche Westen. Ich stolperte über eine und schlug quer vor die Tür hin. Von hinten drängten alle nach und mir selbst war es wegen der engen Kombination und der schweren Bepackung mit Gasmasken, Brotbeutel usw. unmöglich, die Knie anzuziehen, und ich musste doch hinaus, sonst zog sich die Gruppe viel zu weit auseinander. Schliesslich brachte ich mit Mühe und Not die Beine hinaus. Halb sitzend, halb liegend drückte ich mich ab und stürzte. Ich rechnete bestimmt damit, dass mein Schirm vom Fahrwind ins Leitwerk gerissen würde. Aber ich hatte Glück, denn als ich hochschaute, sah ich den Schirm über mir. Ich landete ziemlich hart, aber ich spürte nicht viel, denn ich dachte nur daran, so schnell wie möglich zum nächsten Waffenbehälter zu kommen. So hastete ich los. Es herrschte eine furchterliche Hitze und meinen Mund hatte ich so trocknen, dass mir jeder Vergleich fehlt. Plötzlich stand ich vor einer Schlucht, in der ein Bach floss. Und ich trank und trank. Jetzt hatte ich mich wieder in Gewalt und gleich darauf stiess ich auf meinen Zugführer».

*

Hierher gehört auch der Absprung eines Jägers über Korinth, denn was sich der leistete, ist einmalig.

«Wir standen sprungbereit», so notierte ich damals, «als ich zu meinem Entsetzen sehe, dass meinem Vordermann der Schirm aus der Packung heraushängt. Ich reisse ihn an der Schulter herum und brülle: «Nicht springen, nicht springen!»

Er sieht sofort, was los ist, und was macht der Kerl: Er packt den Plunder unter den linken Arm und schreit: «Ich guck wohl zu, was», und stürzt sich hinaus.

Mein Gott, mein Gott, denke ich noch, wie ich hinter ihm dreinspringe, der schmiert ab. Aber das Wunder geschah. Sein Schirm öffnete sich und wohlbehalten kam er an.

*

So sind unsere Fallschirmjäger, die kühnen Bahnbrecher der deutschen Wehrmacht. Ich fragte gefangene Engländer auf Kreta, warum sie keine solche Truppe hätten.

«Weil wir die Nerven für so etwas nicht haben», sagte ein Offizier.

«No sir», halte ich ihm entgegen, «die hätten sie schon, aber euch Engländern fehlt etwas anderes...»

Der Major zog an seiner Zigarette, dann schaute er mir offen und frei in die Augen und sprach:

«Ja, ich weiss es: der furor teutonicus.»

Der deutsche Angriffsgeist! Und mit ihm siegen wir!



Eine der ganz grossen Aufgaben für unsere Gebirgsjäger war Kreta. Sie begann auf verschiedenen griechischen Feldflughäfen, wo Hunderte unserer braven Transportmaschinen bereitstanden, um die Männer auf die heissumkämpfte Insel zu bringen.

GEBIRGSJÄGER LANDEN AUF KRETA

Der riesige, staubbraune Feldflugplatz, eingebettet in kahle, ausgebrannte Bergzüge, kommt uns vor wie der Höllenrost des Teufels. Der fahlblaue Himmel ist darübergestülpt wie eine gläserne Glocke, die uns kaum genügend Luft lässt zum Atmen. Über der weiten Rollbahn zittert und quirlt der heisse Brodem.

Eben setzt wieder eine Kette Ju 52 zur Landung an. Die Ränder des Platzes sind erfüllt von einer fieberhaften Unruhe, um die braven Nachschubmaschinen der Fallschirmjäger aus Kreta zu empfangen. Herrgott, wenn die gewaltigen Vögel nur erzählen könnten.

Da, der dritten, jetzt einschwebenden Maschine fehlt das Fahrgestell. Leuchtraketen steigen. Sanitäter rennen an ihre Fahrzeuge. Die Ju setzt zur Bauchlan-

dung an und kommt glatt auf. Eine haushohe gelbe Staubwolke hüllt sie ein. Ein Schrei der Begeisterung aus hundert Kehlen hallt über den Platz.

Aber nun wissen wir genug. Unter den Jägern, die da im Schatten der Tragflächen liegen, wird es langsam lebendig. Noch einmal Generalprobe der Schwimmwesten. Die Flugzeugbesatzungen stehen dabei und helfen.

«Na, wie ist Euch?»
Blöde Frage denkt mancher. Wie soll uns schon zumute sein, uns Fussgängern der Berge? Merkwürdig, natürlich. Vor allem so um die Magengegend herum.

Die Flieger lächeln.

«Ich wollt einmal einen von euch am Seil über die bruchige Höfatz-Wand hängen», brummt der Zugführer auf gut alemannisch und reicht einem Kameraden zwei Munitionskästen in die geöffnete Ladeluke.

«Bataillon fertig machen»!

Endlich! Auf diesen Befehl warten wir seit Stunden. Es ist eine eigenartige

Fertigmachen zum Start! Mit Schwimmwesten in die Flugzeuge — ein unvergesslicher Augenblick für die Landratten aus den Alpentälern.



Sache um einen Befehl, den alle kennen und erwarten, den alle herbeisehnen und der doch nicht kommen will. Es ist ein Donnerrollen ohne Blitz.

«Bataillon fertig machen!» Nicht mehr als drei Worte und doch heisst das nicht mehr und nicht weniger als: Sturmangriff auf Kreta.

Langsam hebt sich die Maschine. Gleichmässig arbeitet der Motor. Der Flugplatz wird kleiner und kleiner. Die Kameraden dort drunten winken zum letzten Mal zu uns herauf, bevor der Vogel nach Südosten abdreht. Der Pilot sieht vom Führerstand in den Transportraum herein.

«Alles in Ordnung!»

Er hebt die Hand: «Verstanden!»

Wir sitzen in zwei Reihen einander gegenüber. Unter der Bank liegen die Stahlhelme; das Gewehr halten wir in den Fäusten. Auf der Höhe der Tragflächen, hinter dem Führersitz, liegt unser Gepäck, Maschinengewehre und Munition.

Durch die Luken bricht in scharfem Strahl das Licht. Wir nicken uns zu. Mein Nachbar, ein Berg von einem Mann, im Zivilberuf Holzknecht, Senner und Wagner, dessen Fäuste den Gewehrschaft beinahe zu zerquetschen drohen, faltet mit ungelinken Fingern ein Stück Papier zusammen. Wer weiss, besser ist besser. Ein ganz Schlauer hat eine mächtige Tüte zwischen den Knien. «Bataillonskotztüte» steht darauf. Ein Witzbold hat sie ihm in die Hand gedrückt. Aber auch er hütet sie sorgfältig wie einen Schatz.

Mindestens die Hälfte der Jäger ist in der Hitze sofort eingeschlafen. Unter uns liegt Attika wie eine Landkarte. Die Getreidefelder in den Tälern und Hochflächen sind bereits leer. Dunkle Punkte sind darüber gestreut. Das sind Schafherden. Und jetzt dröhnen unsere Motore über der Hauptstadt des Landes, in deren überfüllten Hauptstrassen sich die Menschen stossen und drängen. Ein Oberjäger deutet hinunter. Er spricht. Aber wir verstehen im Dröhnen der Motoren kein Wort. Wir wissen aber, was er meint.

Dort der Tempel des Zeus; nicht weit davon, winzig klein, der Theseustempel. Und nun gleitet der Schatten unserer Ju für Bruchteile von Sekunden über die gewaltigen Ruinen der Akropolis, deren Säulen und Trümmer rötlich golden zu uns heraufschimmern.

Der Anblick dieser riesigen Burg- und Tempelanlage weitet uns die Brust. Wir fühlen, nein, wir spüren es greifbar in uns, dass auch wir an grossen Zeiten bauen und nur Härte vor der Geschichte standhält.

Darum fliegen wir!

Die winzigen griechischen Felseninseln der Ostküste liegen inmitten der kobaltblauen, unendlichen Fläche des Meeres eingebettet in einen Kranz von weissem Gischt, als seien sie Kostbarkeiten und nicht unfruchtbare Einöden.

Wir blicken durch die Fenster, sind stumm und schweigsam. Die Kette unserer Ju fliegt eng aufgeschlossen. Soweit wir sehen können, stehen rechts und links, hinter uns und vor uns die Verbände als winzige Punkte im wolkenlosen Himmel. Seit wir die Küste überflogen haben, begleiten uns deutsche Jäger und Zerstörer als schützende Helfer. Ihre gelben Motorhauben und Schwanzenden leuchten in der Sonne. Die schnittigen Maschinenwesen sehen aus wie riesenhafte, gefährliche Hornissen.

Wir fliegen schon eine ganze Stunde, da drückt der Pilot die Ju plötzlich nach unten. Wenige Meter über dem Wasser brausen wir dahin, denn wir sind einem englischen Flottenverband begegnet und nehmen volle Deckung. Deutlich sehen wir die sechs grossen Einheiten, sehen auch die weissen Kielstreifen



Für viele von ihnen war der Flug, der sie über das weite Meer nach Kreta brachte, der erste ihres Lebens.

fen ihres wilden Zick Zack-Kurses, Flakwolken hängen über den Schiffen, werden immer zahlreicher, ballen sich zusammen auf einen kleinen Raum und ziehen dann wieder scheinbar planlos auseinander. Dort, nur wenige Kilometer von uns entfernt, ist ein erbitterter Kampf im Gange. Ein Teil der Zerstörer, die uns begleiten, dreht ab, um gleichfalls einzugreifen.

Ganz knapp brüllen drei Maschinen über unsere schwerfällige Ju hinweg. Wir sehen die jungen, lachenden Gesichter in den gläsernen Kanzeln und die zum winkenden Gruss erhobenen Hände.

«Glück auf den Weg, Kameraden!»

Gross und unbekannt steht das Neue vor uns wie ein Abenteuer. Es fordert uns ganz mit Leib und Seele, aber so viel Raum bleibt immer noch, dass wir Verbindung suchen mit jenen Menschen daheim, denen wir Leben und Lebensfreude verdanken. In ihnen verkörpert sich schliesslich für jeden Einzelnen die

grosse Gemeinschaft, in deren Auftrag wir die Waffen führen. In das stumme Abschiednehmen schallt der Ruf der Bordfunker.

«Fertigmachen, Kreta!»

Eine riesenhafte blaue Silhouette wächst aus dem Meer empor. Steile Gipfel, vorspringende Landzungen, schwarzblaue, tief eingewaschene Schluchten. Wie Eisenspäne einem Magneten, so stürzen unsere Maschinen der vor uns liegenden Insel zu. Rechts von uns schiebt sich eine lange, zerklüftete Halbinsel in die blaue Flut. In der halben Höhe der Berge folgt unsere Ju dem Küstensaum. Der Pilot hat sie soweit wie möglich herabgedrückt, um dem Feuer der Briten kein Ziel zu bieten. Maschinengewehrgarben tanzen unter uns über das Wasser. Sie liegen viel zu kurz.

«Festhalten!»

Die Erde ist plötzlich über uns mit Häusern, einem Streifen Strand, Weinärten und Gischt. Landung unmöglich. Noch einmal schwebt die Ju im grossen Bogen über das Wasser. Auf dem Flugplatz von Malemes liegt schweres englisches Artilleriefeuer. Braune Fontänen steigen hoch und umhüllen die Transportflugzeuge, die bereits dort gelandet sind, mit Erde, Rauch und Staub.

Es ist doch Himmelfahrt heute. Einer macht einen Witz. Wir schreien ihn uns gegenseitig ins Ohr. «Wenn wir erst einmal gelandet sind, ist die Gelegenheit endgültig verpasst!»

Noch einmal setzt der Pilot zur Landung an. Diesmal versucht er es auf dem Kiesstreifen der sanft gerundeten Bucht. Aber auch dieses Gelände könnte nicht ungeeigneter sein. Es besteht aus einem unregelmässig hohen, schmalen Uferstreifen, der zu allem Überfluss noch von versumpften Bachläufen durchschnitten ist. Dazwischen stehen völlig verfilzte Schilfinselfen und als Zeichen einer deutschen Landung um jeden Preis — zu Bruch gegangene Maschinen.

Das Gelände ist wie verhext.

Wollen wir es noch einmal auf dem Flugplatz versuchen?

Es ist nicht daran zu denken. Einschlag liegt neben Einschlag. Englische und deutsche Maschinen liegen in wirrem Durcheinander auf der Startbahn. Dazwischen wirft aber trotzdem eine Ju immer wieder Männer, Waffen, Munition an Land und startet im Qualm berstender Granaten.

Trotz der schweren Entscheidungen, die jetzt fallen müssen, beobachten wir alles wie in spielerischer Gelassenheit. Wir sind wie ausserhalb uns selber. Unser Pilot flucht. Er muss landen. Er will aber auch unter allen Umständen die Maschine wieder nach Hause bringen. Der Teufel soll dieses Kreta holen!

Holla, soweit sind wir schon? MG-Einschläge durchhauen die rechte Tragfläche.

Jetzt beisst er auf die Zähne. Koste es, was es wolle, die Kiste muss herunter. Die Ju springt gerade noch über ein Rebstück, fasst Boden, bockt hoch, bohrt sich mit einer Tragfläche in den Kies. Knirschend bricht sie unter dem ungeheuren Druck in der Mitte durch und reisst den Rumpf eine halbe Drehung nach links. Männer, Rucksäcke, Schwimmwesten, Munition, werden nach vorn geschleudert, gerissen, gepresst. Kein Festhalten nützt etwas; wir haben für Sekunden jede Macht über den Körper verloren; dann bleibt die Ju im halben Kopfstand stehen. — Aber die Gewehre haben wir fest in unseren Fäusten und keinem ist etwas geschehen.

«Raus!» Irgendjemand hat es gerufen.

Vor zwei Stunden lagen wir noch auf dem Festland im Schatten unserer Flugzeuge und jetzt knallt es von allen Seiten. Wir haben uns hineingestürzt mitten in eine der wichtigsten britischen Festungen. Wir begreifen mit einem

Mal in vollem Ausmass, mit allen nur möglichen Konsequenzen, dass wir auf Kreta sind, einem Eckpfeiler der britischen Mittelmeerherrschaft. Der Engländer wird sich die Insel etwas kosten lassen, denn abgesehen von der strategischen Bedeutung, war die Öffentlichkeit des Empires immer verdammt empfindlich bei allen Fragen, die Inseln betrafen.

Für den Briten gibt es nur eines; die Insel muss gehalten werden, koste es, was es wolle.

Auch für uns gibt es nur einen Befehl: Die Insel muss genommen werden. Diese und ähnliche Gedanken gehen uns blitzschnell durch den Kopf, während wir schon über das schmale Kiesband am Meer rennen, um aus dem feindlichen Feuer herauszukommen.

«Bataillon sammeln!»

Langsam und vorsichtig rollen die ersten Beutefahrzeuge mit verwundeten Fallschirmjägern und Gebirgsjägern an uns vorbei zu den Verbandsplätzen.

Es ist zwar gut, wenn man wieder festen Boden unter den Füssen hat, aber die Hitze und das Gelände auf Kreta haben doch auch harte Gebirgsjäger zum Fluchen gebracht.



25. Mai 1941... Die Kampfhandlungen auf Kreta verlaufen im Zusammenwirken von Fallschirm-, Luftlandetruppen und Verbänden des Heeres weiter planmässig...

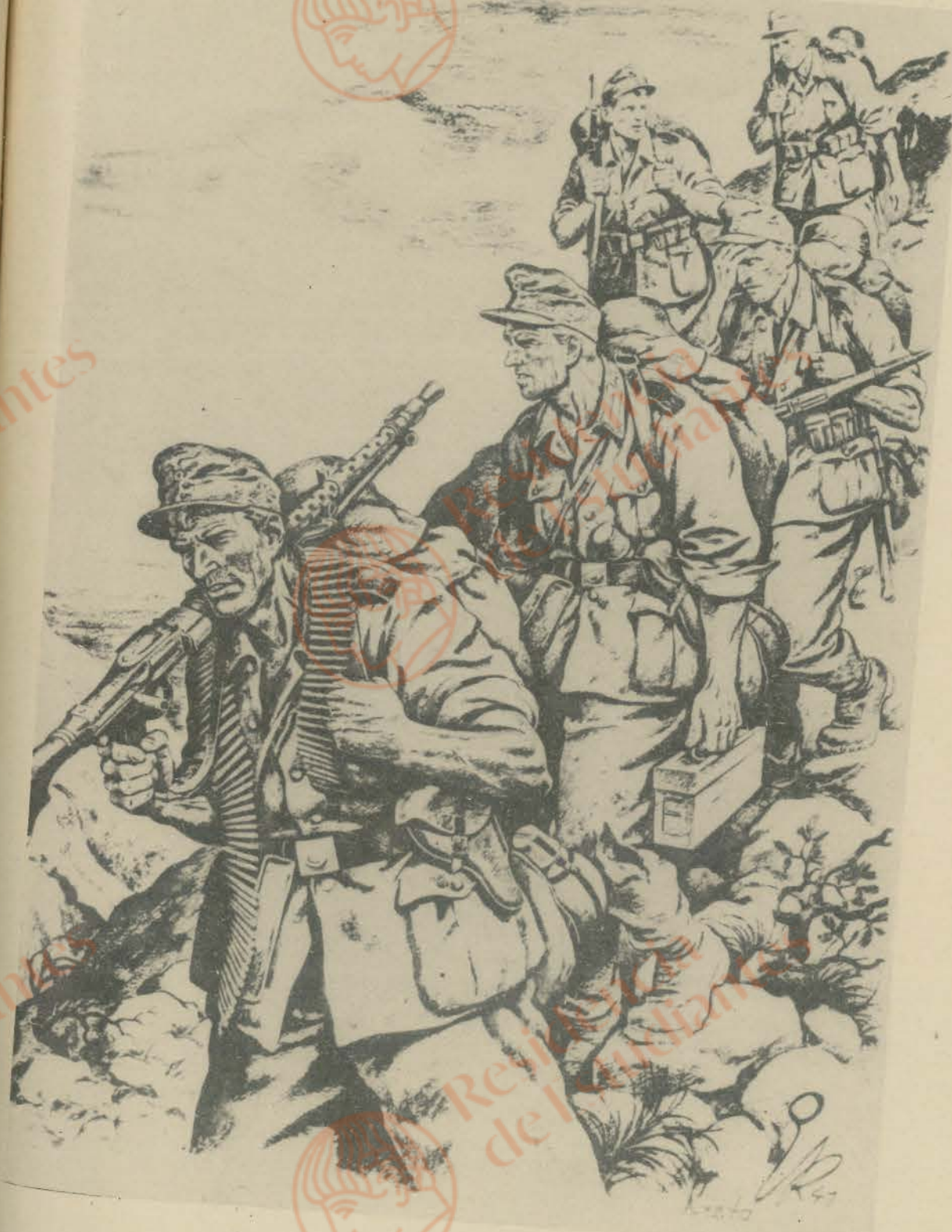
BRITISCHE ARTILLERIE MUSS WEICHEN

Mit dankbaren Gefühlen sahen wir den grossen Junkers-Transportmaschinen nach, die die Gebirgsjäger so sicher über den «Bach» gebracht und uns in Kreta gelandet hatten. Die Gebirgsjäger haben sich heute revanchiert und haben durch einen Gewaltmarsch den Feldflughafen der Luftwaffe von dem verheerenden Artilleriebeschuss befreit, der seit Tagen hier schwere Ausfälle gefordert hat und eine dauernde Bedrohung der Landungsmanöver auf Kreta darstellte. Stolz und unverdrossen, wie es der Jäger Art ist, haben sie ihre Pflicht getan und sind masslos glücklich, dass sie endlich einmal an den Tommy gekommen sind. Kaum hat unsere brave Ju auf dem Feldflughafen im Westen Kretas aufgesetzt, da hauen auch schon links und rechts englische Granaten ein, dass uns die Brocken nur so um die Köpfe fliegen. Das Spiel wiederholt sich jedesmal, wenn die B-Stelle des Tommy erneut eine Staubwolke ausgemacht hat, die von den landenden Maschinen auf dem pulvertrockenen Landeplatz aufgewühlt wird. Er ist reichlich ungemütlich, dieser Granatensegen, denn der Engländer hat sich verdammt genau auf den Flughafen eingeschossen.

Eigene Artillerie ist noch kaum gelandet und unsere Flieger, die ohne Unterlass über den feindlichen Stellungen kreuzen, können die Artilleriestellung nicht ausmachen. Aber, es muss etwas geschehen! Der Weg längs der Küste liegt so stark unter dem Beschuss des Feindes, dass es nur unter Opfern möglich sein würde, einen Durchstoss anzusetzen. Also bleibt nur der Ausweg der Umgehung der feindlichen Front durch einen Gewaltmarsch landeinwärts über das Gebirge. Gebirgsjäger erhalten den Auftrag, diese Umgehung durchzuführen und, wenn möglich, dem Feind den Rückzug zu verlegen.

Am späten Nachmittag des ersten Landungstages setzen sich Gebirgsjäger in Marsch. So unzuverlässig die kretischen Landkarten sind, soviel war doch herauszulesen, dass von Wegen wenig und von Strassen gar nicht gesprochen werden konnte. Die Umgehung artete zu einem kleinen Geländespiel aus, das mit einem Querfeldeinlaufen oder Hindernisrennen mehr gemein haben mochte, als mit einem ordentlichen Marschieren. Es war daher von vornherein klar, dass die Muli, die grauen Helfer unserer Jäger, nicht mitgenommen werden konnten und das bedeutete hinwiederum, dass die Jäger ihr ganzes «Gelumpe» — wie sie ihre Ausrüstung so herrlich unvorschriftsmässig bezeichnen — sich selber auf den Ast laden mussten. Die Munitionsschützen schleppten jeweils 50 Pfund Munition, die Granatwerfer hatten 70 Pfund auf dem Buckel und die Funker waren auch mit guten 50 Pfund bedacht. Das Infanteriegeschütz musste im Mannschaftszug gezogen und teilweise getragen werden und ähnlich ging es mit den Geschützen. Es war schon eine «Mordsschinderei», wie man in der Heimat der Jäger sagen würde, aber es half alles nichts, die Umgehung musste gelingen.

Bis zum Einbruch der Dämmerung ging es auf Feldwegen und leidlichen Strassen noch einigermaßen vorwärts. Die Jäger marschierten durch saubere, freundliche Dörfer, in denen nur das Vieh daran erinnerte, dass sie einstmals bewohnt waren, durch Ölbaum- und Zitronenhaine, vorbei an riesigen Lebensmittellagern, die die Engländer im Stich gelassen hatten, bis mit einsinkender



Heisse Tage im Kampf um die Insel Kreta.

Nacht irgendwo im Strassengraben für einige Stunden Rast gemacht wurde. In der Nacht setzten die Engländer einen starken Stosstrupp gegen die deutschen Linien an, der schnell entdeckt, von rasendem Abwehrfeuer unschädlich gemacht wurde.

Früh um drei setzten sich die Jäger wieder in Bewegung. Sie nahmen verschiedene vorgeschobene Posten der deutschen Fallschirmjäger auf, die sie mit den ehrlichen Worten der Erleichterung begrüßten: «Gut, dass Ihr gekommen seid!» Mit einer an Todesmut grenzenden Tapferkeit haben die Fallschirmjäger ihre strategisch bedeutsamen Stellungen bis dahin gehalten und erhebliche Verwirrung in die hinteren Linien der Engländer getragen.

Die Jäger marschierten weiter, bergauf, bergab, durch ausgetrocknete Flussbette und schütterer Geröllhalden, über steile Gebirgskämme, durch Abgründe und Schluchten, teilten sich in drei Kolonnen, die auf verschiedenen Kämmen des Gebirges aus dem Landesinneren wieder der Küste zustrebten und haben nach acht Stunden ununterbrochenen, anstrengenden Marschierens das Meer wieder vor sich. Der Tommy war überall bereits wieder «parti» und unsere Jäger hatten eine Riesenwut im Bauch, dass sich der Gegner nicht stellte.

Kurz vor der Küste erhielt die eine Marschkolonne plötzlich aus einem Bergtal, scheinbar von einem versprengten Haufen der Engländer, Feuer. In Sekunden hatten die Jäger den Schlag pariert, waren Granatwerfer und Maschin-

Diese Aufnahme ist eine der letzten des Bildberichters Jürgen Rauch, der seit dem Kretaunternehmen vermisst wird. Sie zeigt Gebirgsjäger bei der Einschiffung nach Kreta.



Nachschub an Waffen und Gerät für die Fallschirmjäger.

gewehre in Stellung gebracht und der Gegner wurde mit einem solchen Feuerhagel überschüttet, dass die ganze Abteilung in kürzester Frist aufgerieben wurde. Nur wenige Tommies konnten sich durch die Flucht retten. Dieses Intermezzo wirkte wie ein lebenspendendes Elixier. Die Jäger rasten ihrem Ziele zu, dass die Kompanieführer immer abbremsen mussten, um die Verbindung zwischen den gleichzeitig vorrückenden Kolonnen aufrecht zu erhalten. Bald lag das Meer vor ihnen und sie konnten entlastend in die hartnäckige Auseinandersetzung eingreifen, die sich indessen zwischen dem langsam zurückweichenden Engländer und den an der Küste nachstossenden deutschen Gebirgstruppen entsponnen hatte. Der erhoffte Erfolg, die feindliche Batterie zu stellen, wurde ihnen zwar nicht zuteil, denn der Engländer hatte von der Umgehung scheinbar so rechtzeitig erfahren, dass er Stellungswechsel nach rückwärts vornehmen konnte. Aber ihre Anstrengung trug reiche Früchte, denn der deutsche Feldflughafen lag jetzt nicht mehr im Feuerbereich der englischen Batterie. Und sie waren so zeitig gekommen, dass sie noch entscheidend, in die Flanke des Engländer vorstossend, in das erbitterte Gefecht eingreifen konnten.

26. Mai 1941... Auf der Insel Kreta verlief der Kampf der dort eingesetzten Verbände der Luftwaffe und des Heeres unter ständiger Zuführung von Verstärkungen weiterhin erfolgreich...

HURRA, DIE GAMS!

Fallschirmjäger und Sturmtruppen lagern am Ortseingang des kleinen, sauberen Gebirgsdorfes, zu dem es auf unserer Seite kaum eine rechte Strasse gibt. Auf diesem Weg wären wir mit Fahrzeugen niemals vorwärtsgekommen. Steil windet er sich an den Hängen empor, verliert sich manchenmal in Äckern und Rebstücken, stürzt über Stützmauern ab, um wieder mit Schotterhaufen und Steinbrocken neu zu beginnen. In dem menschenleeren Dorf haben die Kameraden, die vor mehr als 24 Stunden den Raum für unsere Landung schufen, einen Verbandsplatz und eine Gefangenensammelstelle eingerichtet.

Niemals hatten es die Engländer für möglich gehalten, dass deutsche Truppen auf diesem Flottenstützpunkt festen Fuss fassen könnten. In monatelanger Arbeit war Kreta von ihnen zu einer Zwingburg ausgebaut worden, die flankierend den wichtigen Schifffahrtsweg zwischen Gibraltar und dem östlichen Mittelmeer deckte und gleichermassen das Ägäische Meer abriegelte.

Küstenartillerie, Flakstellungen, Flugplätze, Kriegsschiffe, Panzer und Feldbefestigungen vom Meerufer bis an den Fuss der wild zerklüfteten Berge reichend, also viele Kilometer tief hintereinander gestaffelt, sollten jeden deutschen Landungsversuch von vornherein unmöglich machen.

Seit Wochen, so berichteten gefangene Tommies, war auf der Insel Alarmzustand befohlen.

«Man wartete, wie an einem Grosswildwechsel.»

Der gefangene britische Kolonialoffizier, mit einem Gesicht wie aus Leder, der sich von den Jägern so gleichmütig entwaffnen liess, als habe er gar nichts damit zu tun, verzog nicht eine Miene.

«All righ». Damit ging er in Gefangenschaft.

Aber das «Grosswild» hatte sich nicht jagen lassen. Es war selbst zum Jäger geworden. Mitten hinein in die Lebenszentren der britischen Verteidigung waren unsere Fallschirmjäger gesprungen, mit einer Härte im Nehmen ebenso wie im Geben, die in der Kriegsgeschichte ihresgleichen sucht. In todesmutiger Entschlossenheit hatten sie Raum geschaffen für unsere Landung und ihn gehalten und vergrössert bis wir gekommen waren.

«Kameraden, gut dass ihr da seid!»

Sie standen am Weg. Blutjunge Burschen darunter, in 24 Stunden zum Mann geworden, in einem Tag und in einer Nacht gehärtet für das ganze Leben.

«Hurra, die Gams», rief als erster ein Oberstleutnant der Fallschirmjäger, und hiess uns mit dem alten Schlachtruf der Jägerdivision willkommen. Wir kamen zur rechten Zeit, um mit frischer Kraft die Bresche zu erweitern, die die Fallschirmjäger geschlagen hatten.

Jetzt sind wir angetreten. Das Gelände ist uns vertraut. Es war in der Metaxaslinie nicht viel anders. Berge, die kahl und ausgelaugt bis zu 2800 Meter ansteigen und dichtes Dornestrüpp; dazu kommt nur noch eine urwaldhafte Üppigkeit in den fruchtbaren Talsenken und als unangenehmste Zutat, heimtückische Olivenhaine.

Wir sind in südlicher Richtung ins Land hineingestossen, um dann östlich



Gebirgsjäger erledigen einen englischen Panzer.

im Innern der Insel vorgehend, wieder nach Norden umzuschwenken. Wenn alles planmässig verlief, könnten wir so den Feind im Rücken fassen.

Eine unvorstellbare Hitze hängt über den Bergen. Rücken und Oberschenkel unserer Uniformen sind dunkel vom Schweiß. Und dabei schleppen wir noch alles, was sonst die Mulis trugen. Schwere Maschinengewehre, Granatwerfer, Infanteriegeschütze und Munition. Ja, Munition für den halben Krieg. Unser Witz wird trocken wie der Gaumen. Tief unter uns in den Tälern liegen die Kostbarkeiten, die wir brauchen. Zitronen, Apfelsinen und Dörfer mit Wasser und Schatten.

Schon in den frühen Morgenstunden hat die Sonne ihre wohltuende Wirkung verloren und brennt stechend mit grellem, weissem Licht auf uns herab. Aber wir sind härter als die Engländer. Wir sehen es an den Gefangenen. Sobald die Spannung des Kampfes von ihnen gewichen ist, sinken sie nieder, wo sie gerade gehen oder stehen. Inselbritten und Neuseeländer haben wir vor uns. Zähe, hinterhältige Burschen, die selbständig zu handeln wissen. Das muss man anerkennen. Jedes Widerstandsnest müssen wir einzeln ausheben; jeden Scharfschützen müssen wir suchen und unschädlich machen.

Kurz nach 13 Uhr haut der Schütze Eins einer Gruppe bei der 3. Kompanie sein schweres MG auf den Fels. Die ersten Feuerstöße rasen aus dem Lauf. Der Jäger liegt offen auf dem abfallenden Hang und schießt hinunter ins Tal. Ein paar Schüsse fetzen herauf, hauen rechts und links auf den Stein und schwirren pfeifend als Querschläger ab. Wir haben eine halbe englische Kompanie in der Zange. Auch zwei leichte MG beginnen zu bellen.

Keiner der Jäger nimmt Deckung. Eine wilde, grimmige Freude spricht aus ihren Gesichtern. Offen stehen sie zwischen den Felsen, das Gewehr nicht einmal aufgelegt und schießen, was das Zeug hält.

Die gelben, kakhifarbenen Gestalten haben es schon aufgegeben. Widerstand war auch völlig sinnlos. Sie werfen die Waffen weg; Tropenhelme fliegen von den Köpfen, sie rennen, rennen von Deckung zu Deckung, als wäre der Satan leibhaftig hinter ihnen her. Einer der Jäger tut einen Jodler. Der Zugführer pfeift ihn an. Nicht zu knapp! Aber er versteht den Kameraden nur zu gut. Wir alle verstehen ihn.

Endlich, endlich sind wir am Feind.

Der Tommy war diesmal überrascht. Aber jetzt wird er sich stellen. Das wissen wir ganz genau, denn feige ist er nicht. Tatsächlich, kaum ist die Spitze der Dritten auf den Höhenrücken südostwärts Modiov angekommen, sehen wir ihn unter uns an der Strasse sich zum Gegenstoss entwickeln. Er will unsere noch dünne Linie durchbrechen und den Flugplatz Malemes in seine Hand bekommen. Mit fürchterlicher Wirkung fassen ihn unsere Maschinengewehre von der Flanke. Aber die harten Burschen gehen nicht zurück. Sie setzen sich fest und sind in kurzer Zeit von den dichten Olivenhainen verschluckt.

27. Mai 1941... Auf der Insel Kreta befinden sich die deutschen Truppen nach erfolgreichen Kämpfen und Besetzung mehrerer Ortschaften in weiterem planmässigem Vorgehen...

GALATAS IN DEUTSCHER HAND

Dem Bataillonskommandeur ist die zweite Kompanie besonders ans Herz gewachsen. Er bevorzugt sie nicht. Er benachteiligt auch nicht die anderen deshalb, aber er hat nun einmal eine ganz besondere Schwäche für sie. Immer wenn er von ihr spricht, vergisst er nicht hinzuzufügen: «Jetzt hat sie wieder ihren richtigen Führer». Und der Oberleutnant weiss auch seine Jäger zu nehmen. Sie gingen mit ihm durch dick und dünn, bis er zwei Tage später im Anblick der Sudabucht an der Spitze seiner Kompanie den Soldatentod fand. Wie die Chefbesprechung heute morgen erkennen liess, wird die Zweite die Hauptlast des Sturmes auf die Kastellhöhe von Galatas tragen.

Das mächtige, weisse Rechteck der Gefängnismauern liegt tief drunten im Tal. Rechts und links von ihnen greifen leicht ansteigende Höhenrücken nach Galatas, brechen aber kurz vor dem Kastell ab, als habe die Natur absichtlich einen tiefen Graben um die Höhe gezogen, so dass ihre Mauern wie ein Gefechtsturm das ganze Gelände beherrschen.

Es wird ein harter Kampf werden. Die Engländer wissen, die Höhe von

Bombenangriff auf britische Stellungen in einem Olivenwäldchen.



Galatas ist eine Hauptstadt wert. Wieder müssen wir uns durch diese elenden Olivenhaine arbeiten.

Dazwischen schieben sich als breite Riegel regelrechte Kakteenwälder und Agavendickichte. Sie bedecken das gesamte Gelände und machen jede Sicht unmöglich.

Den ganzen Morgen gehen unsere schweren Waffen in Stellung.

9.45 Uhr krachen die ersten Fliegerbomben auf Galatas und jagen im Tiefflug unsere Zerstörer über die Kuppe.

11.45 Uhr hämmern zum zweiten Male Bordkanonen und Maschinengewehre in die feindlichen Stellungen.

Während des ganzen Nachmittages geht es Schlag auf Schlag. Pausenlos und unerbittlich stossen die deutschen Maschinen auf das Dorf herab. Die dritte Kompanie hat eine ausgezeichnete Lage und kann deutlich die feindlichen Widerstandslinien erkennen. Durch Richtungspfeile mit Entfernungsstrichen weist sie Sturzkampfflieger und Zerstörer ein. Es klappt hervorragend. Die Gebirgsjäger sind begeistert.

«Herrgott, was sind unsere Flieger doch für Kerle!».

Über unseren Köpfen klinken sie die Bomben aus, so dass wir bedenklich den Stahlhelm ins Genick ziehen. Aber die schweren Brocken rauschen über uns hinweg und reissen tiefe Wunden in Dorf und Berg.

16.45 Uhr erfolgt ein zweiter massiver Sturzkampffliegerangriff.

Wie Stahlbäder scheinen diese Hammerschläge auf die Neuseeländer zu wirken. Rasendes, infernalisches Feuer schlägt uns immer wieder entgegen, sobald wir die Köpfe heben. Am Spätnachmittag unternahmen sie sogar noch einen verzweiferten Angriff auf die linke Flanke der ersten Kompanie. Um jeden Preis wollten sie aus dem Machtbereich der deutschen Luftwaffe ausbrechen, aber ohne die Höhe selbst zu opfern. So blieb ihnen nur der «Rückzug» nach vorne.

Ihr tapferer Ausfall erstickte im Feuer einer schweren Maschinengewehr-Gruppe und eines Infanteriegeschützes.

Auch wir hatten schwere Verluste.

Punkt 18 Uhr erfüllten noch einmal die furchterlichen Explosionen das Tal, die selbst an unseren Nerven rütteln, um den Angriff der Gebirgsjäger, der seit 17 Uhr im Gange war, zu unterstützen.

Um 18.30 Uhr macht der Bataillonskommandeur, dessen Kompanien hier eingesetzt sind, einen Stellungswechsel nach vorne. Er will den vom Regiment befohlenen Angriff selbst leiten.

Er trifft in dem Augenblick bei seinen Jägern ein, wo die erste Kompanie im schweren feindlichen Feuer am Hang der Kastelhöhe in Deckung gezwungen wird.

Granatwerfer, Artillerie, Baumschützen und Maschinengewehre verteidigen das Hauptwerk der britischen Stellung vor Chania und werfen die ganze Schlagkraft ihres Sektors auf diesen Hang.

In Galatas wird die Hauptstadt der Insel verteidigt. Hier tobt die Entscheidung um den Besitz der Sudabucht, um die riesigen, für 20.000 Mann auf sechs Monate eingerichteten Verpflegungs- und Ausrüstungslager.

Der Oberstleutnant weiss, dass in diesen Minuten die Entscheidung um den Besitz der Höhe fallen muss. Es bleibt ihm nur noch eine knappe Stunde Zeit für das eigentliche Kernstück des Angriffs vor Einbruch der Dunkelheit. Wenn die Jäger jetzt nicht weiterkommen, werden die Verluste furchterlich sein. Bereits



Pak greift in den Kampf um ein Städtchen auf Kreta ein.

die Fallschirmjäger haben schweren Blutzoll im tagelangen, heldenhaften Kampf um diese Höhe bezahlen müssen.

Ein Zurück gibt es nicht mehr, darf es nicht mehr geben! Da springt der erfahrene Frontoffizier plötzlich mitten im feindlichen Feuer auf und brüllt über Teile der Kompanie hinweg:

«Buab'n, da schaut's her. Da steh ich. S'schiast ja gar net. Vorwärts, Hurra!».

Und die «Buab'n» springen auf, drehen den Gewehrkolben herum, brechen ein in die britischen Stellungen und erobern, mit ihrem Kommandeur an der Spitze, die beherrschende Höhe des östlichen Galatas.

Die Engländer gehen zurück und prallen mit der zweiten Kompanie zusammen, die an der linken Flanke zum Sturmangriff auf die Höhe angesetzt hat. Mit einem beispiellosen Schneid brechen sie in die keinen Schritt zurückweichenden neuseeländischen Linien ein. Ein baumlanger Kerl klettert aus einem Schützenloch. Zwei Eierhandgranaten hat er abgezogen. Während ihm eine davon in Fröhzündung die linke Hand abreisst, wirft er noch auf drei Schritt Entfernung die zweite den Deutschen vor die Füße.

Die Neuseeländer ergeben sich nicht. Im erbitterten, gnadenlosen Nahkampf ringt die Zweite, unter Führung ihres Oberleutnants, dem Briten die Kastelhöhe aus der Faust. Einen Leutnant und 15 Mann muss die tapfere Kompanie auf der Walstatt lassen.

Als die Dunkelheit schon beinahe jede Sicht unmöglich macht, hören wir aus Nordwesten die dumpfen Detonationen von Handgranaten und lautes Hurra-geschrei.

Das zweite Bataillon ist ins Dorf Galatas selbst eingebrochen und steht Aug'



Leichte Geschütze sind ebenfalls mit Flugzeugen auf die Insel gebracht worden und haben gute Dienste im Kampf gegen die britischen Feldstellungen geleistet.

in Aug, dem Feind im Häuserkampf gegenüber. Er verteidigt sich noch auf den Trümmern der bedauernswerten Siedlung.

Jedes Kellerloch und jede Häuserruine müssen einzeln geräumt werden.

Sein Auftrag lautete: Galatas muss um jeden Preis gehalten werden. Zu seiner Ehre sei es gesagt, er hat es gehalten bis zum letzten Mann.

Im verblassenden Licht des Tages sehen wir unter uns in der fruchtbaren Ebene noch die Dächer und Gärten von Chania. In der Ferne leuchtet wie eine Verheissung in der letzten, milden Abendsonne die Sudabucht, der Schlupfwinkel der britischen Kriegsmarine..

Die Dämmerung bricht rasch herein. Die Ölbäume sind in ein unwahrscheinliches, sattes Lila getaucht.

Sicherungen werden ausgestellt und Spähtruppen bei Nacht gegen den Feind geschickt.

Sanitäter bringen die verwundeten Kameraden behutsam hinunter ins Tal.

DER JÄGER NEBEN MIR

Den Staub der Strasse hast Du bezwungen,
die Glut des Tags und die Kühle der Nacht
und immer hat Dein Herz gesungen
und immer hat Dein Mund gelacht,
Du Jäger neben mir.

Und als im Schnee der Bergeshöhen
die Kugel und der Splitter piff,
selbst da konnt' ich Dich lachen sehen,
Du Jäger neben mir.

Du trugst die Sonne Deines Lebens,
wie ein Geschenk im Kriegsgeschrei.
Dein Lachen grüsste nie vergebens,
Du Jäger neben mir.

Du warst der gute Geist der Schlachten,
Du warst des Frohsinns gottgewollte Kraft,
wenn selbst die Frohsten nicht mehr lachten:
Du hast es immer noch geschafft,
Jäger, wir danken Dir!



28. Mai 1941 ... Gestern brachen deutsche Gebirgstruppen trotz schwieriger Geländebedingungen den zähen Widerstand britischer Kräfte und Insurgentenbanden. Sie warfen in kühnem Angriff den Feind aus seinen Stellungen, nahmen die Hauptstadt Chania und verfolgten die geschlagenen feindlichen Kräfte südlich der Sudabucht...

CHANIA GEFALLEN

Seit gestern nachmittag ist die kretische Hauptstadt, um deren Besitz heiss gerungen wurde, in deutscher Hand. Die überlegene, deutsche Führung und der einfach grossartige Einsatz der deutschen Gebirgsjäger und Fallschirmtruppen haben dem englischen Expeditionskorps auf Kreta eine Niederlage bereitet, von der sich die Engländer nicht werden erholen können. Ein guter Teil ihrer Ausrüstung, Verpflegung und Munition ist eine Beute der deutschen Truppen geworden und die Kampfmoral der Engländer und Neuseeländer, von denen die Letzteren schon längst kampfmüde sind, hat durch diesen vernichtenden Schlag der deutschen Waffen erheblich gelitten. Dagegen haben die deutschen Gebirgsjäger, die seit dem siegreichen Durchbruch durch die Metaxaslinie nicht mehr zum Einsatz gekommen sind, mit einer Begeisterung und mit einem Elan gekämpft, der einfach durch nichts aufzuhalten war.

Wenn man die Schwierigkeiten berücksichtigt, die sich den deutschen Truppen in den Weg stellten und die überwunden wurden, die Unwegsamkeit des Geländes, die fürchterliche Hitze, der Mangel an schweren Waffen, die Sor-

Willkommene Hilfe im Kampf um Kreta: Ein erbeuteter englischer Munitionsschlepper von unseren Gebirgsjägern in Betrieb genommen.



Strassenkampf in Galatas auf Kreta.

gen um den Verpflegungs- und - Munitionsnachschub, die Unterlegenheit des Angreifers gegenüber dem in ausgebauten Stellungen liegenden Verteidiger — dann erscheint ihre Waffentat im Lichte einer einmaligen Leistung, die einen Vergleich mit Narvik geradezu herausfordert.

Narvik und Kreta, zwei Welten und in beiden bewährt sich Kraft und Geist des deutschen Soldatentums in der wundervollsten Abstimmung und Zusammenarbeit zwischen Luftwaffe, Gebirgsjägern und Fallschirmtruppen. Wer oder was vermöchte diese Truppe aufhalten?

Am 26. Mai sahen wir abends von dem am weitesten vorgeschobenen Kompanie-Gefechtsstand Chania in etwa 5 km Entfernung im Bombenhagel der deutschen Luftwaffe liegen. Wir waren mit den Gebirgsjägern vom Landesinneren her zur Hauptstadt vorgedrungen und hatten den Engländer zum Rückzug gezwungen. Eine zweite Marschgruppe — Gebirgsjäger und Fallschirmjäger — rückte an der Küste auf der einzigen Strasse, die vom Westen nach Osten führt, gegen die Hauptstadt vor. Eine dritte Gruppe, wieder Gebirgsjäger, die in unerhörten Marschleistungen das Gebirge durchstiegen hat, war noch weiter rechts von uns im Landesinneren angesetzt mit der Aufgabe, dann mit einem Teil der Jäger vom Osten her auf die Hauptstadt einzuschwenken und mit dem anderen Teil die Rückzugsstrasse des Feindes nach Westen, in Richtung Rethymnon zu verlegen.

Am 27. Mai wurde dieser Plan in seinen einzelnen Phasen «durchexerziert». Es klappte wie auf dem Manövergelände, der Ring schloss sich und der Gegner sass in der Falle. Führung und Truppe sind mit diesem Gelingen gleichermaßen ausgezeichnet und belohnt.

Die Sonne brannte unbarmherzig aus einem wolkenlosen Himmel, als unser Gebirgsjäger-Bataillon zum Vormarsch antrat. Das ganze Vormarschgelände war auf Kilometer Ausdehnung ein einziger Olivenhain, in dem die englischen Baumschützen günstige Deckung fanden. Sie bereiteten unseren Jägern den hartnäckigsten Widerstand und fügten ihnen mehr Verluste zu als Maschinengewehre, Granatwerfer, Artillerie und Minen zusammen genommen. Unter jedem Baum, auf dem solch ein englischer Schütze sass, waren nach drei Richtungen tiefe Gräben ausgehoben, in denen der Schütze bei Gefahr sofort Deckung suchen konnte. Die Aufstellung der Baumschützen war systematisch, nach vorgefasstem Plan durchgeführt. Einzelne dieser Schützen schossen zwei Stunden und länger auf unsere vorgehenden Jäger, ehe sie unschädlich gemacht wurden.

Der Vormarsch ging zügig voran, obwohl der Gegner, wie schon in den letzten Tagen, erbittertsten Widerstand leistete. Im Nahkampf wurde ein Widerstandsnest von 40 Engländern, die sich in den Hinterhalt gelegt hatten, mit Handgranaten und Maschinpistolen ausgeräumt. Unsere Jäger waren derart in Schwung, dass sie das Tagesziel, eine Strasse am Rande der Vorstädte Chania, schon am frühen Nachmittag erreicht hatten.

Indessen hatte die links von uns, mehr der Küste zu vorstossende Marschgruppe die letzten Höhenzüge vor der Stadt gegen den massiven Widerstand der Tommies abgekämmt und stiess jetzt auch in die Ebene hernieder. Von zwei Seiten war die Stadt nunmehr eingeschlossen. Nach Norden hin riegelte das Meer den Fluchtweg der Engländer ab. Hier liess unsere Luftwaffe auch nicht ein Fischerboot aus dem Hafen.

Um diese Zeit erschütterte plötzlich eine fürchterliche Explosion die Luft. Riesenhafte Rauchfontänen stiegen gegen den Himmel, fielen zusammen und wurden von neuem emporgeworfen. Ein deutscher Bomber hatte das Munitions-



Schwer drückt die Traglast bei den mühsamen Verfolgungs- und Umgehungsmärschen.

ger der Engländer in Chania getroffen. Granaten detonierten und mit unaufhörlichem Geknatter ging die Gewehrmunition in die Luft. Eine gute Stunde währte das Werk der Vernichtung, knallte und sprühte es in allen Tonvariationen, indess der Himmel von schwarzen Wolken überzogen war.

Leuchtzeichen in östlicher Richtung gaben Kunde, dass inzwischen auch die am weitesten rechts marschierenden Gebirgsjäger auf Chania eingeschwenkt waren. Mit dem Glas erkannte man schon die Marschspitzen, die von den hohen Erhebungen allmählich zur Stadt herabstiegen. Der Ring war geschlossen, noch nicht lückenlos, aber doch so, dass der Fall der Hauptstadt keine Frage mehr sein konnte.

Von allen Seiten wurde nun der Angriff auf Chania fortgesetzt. Der Widerstand war schwächer geworden, scheinbar hatten sich die Engländer schon nach neuen Rückzugsstrassen umgesehen. An stark ausgebauten englischen Stellungen vorbei, die in ihrem regellosen Durcheinander ein Bild von der Eile des englischen Rückzuges gaben, rückten die Gebirgsjäger und Fallschirmtruppen in Chania ein.

Der Bürgermeister erschien an der Stadtgrenze und übergab die Stadt dem Kommandanten eines Fallschirmjäger-Regiments. Der Tommy liess es nicht auf eine Verteidigung der Stadt ankommen. Die ersten Gefangenen wurden eingebracht, zunächst Griechen, mit deren Kampflust es nicht weit her gewesen war, dann Tommies noch und noch, darunter ein ganzer Regimentsstab mit einem Oberst, einem Kapitän und verschiedenen Ordonanzoffizieren. Reste der englischen Truppen hatten sich wohl in nördlicher Richtung auf die Halbinsel



Kleiner deutscher Soldatenfriedhof in Galatas.

Akrotiri zurückgezogen oder waren in Richtung Sudabucht ausgewichen. Näheres war im Augenblick nicht festzustellen.

Die englische Niederlage war vollständig. Das Gleiche hatten wir bereits einmal in Griechenland in jüngster Zeit erlebt. Kraftwagen und Motorräder standen fahrbereit zu Dutzenden in der Gegend herum. Zweimann-Tanks waren die Beute der Fallschirmjäger geworden. Die Lebensmittelvorräte, ganze Bekleidungslager konnten unversehrt übernommen werden. Benzin war in recht ansehnlichen Mengen gestapelt. Die Truppenlager boten das Bild völliger Auflösung und panikartiger Flucht. Ausrüstungsgegenstände, Waffen, Kleidungsstücke, Privatsachen, Esswaren, Munition lagen bunt verstreut in der Gegend herum.

Die Stadt selbst war von den Bewohnern verlassen. Nur das Vieh lief zwischen den Häusern herum. Während an allen wichtigen Punkten Sicherungen postiert wurden, traten die Gebirgsjäger schon wieder von neuem zum Einsatz an.

Eine halbe Stunde später war bereits ein Bataillon Gebirgsjäger auf dem Marsch, um die Sudabucht vom Feinde zu säubern.

DIE SUDABUCHT, EIN SCHIFFSFRIEDHOF

Als erste betraten wir von Süden kommend die Stadt Chania. Wir erlebten wieder das gleiche Bild, das wir von Flandern und Griechenland an den britischen Rückzugsstrassen zu sehen gewohnt waren.

Das Zeltlager, an dem wir vorbei mussten, war gerade eben verlassen worden. Halbgepackte Koffer standen herum. Am Strassenrand lief ein Motorrad im Leerlauf. Auf dem Sozius war Badezeug festgeschnallt. Wir umfassten das alles mit einem Blick, denn nie ist man heilsichtiger, wacher, als in den Augenblicken, wo man sich tastend in feindliches Gebiet vorschleicht, das Niemandland geworden ist.

An der Befehlstaftel ist der Tagesplan für heute angeschlagen. In dem Augenblick, wo wir in das Lager eindringen, es ist jetzt genau 14.45 Uhr, sollte ein Stiefelappell der Wachmannschaften stattfinden. 16 Uhr Teeausgabe, 20.30 Uhr Zapfenstreich.

Es war wirklich nicht unsere Absicht, das Tagesprogramm so jäh zu unterbrechen. Ob der Sergeant, der am Morgen auf dem Waschplatz seine Uhr verloren hat, diese jemals wiederfindet? Das mit Bleistift geschriebene Suchzettel-

Unsere Luftwaffe setzte in der Sudabucht mehrere feindliche Schiffseinheiten ausser Gefecht. Im Hintergrund das Wrack des schweren britischen Kreuzers «York».



chen hing einsam und verlassen an der Anschlagtafel. Dünne, süssliche Rauchschwaden ziehen aus dem Stadtkern über die Randsiedlungen.

«Herr Oberleutnant», schreit der Führer des Kompanietrupps und deutet links über die Gartenhecke. Aber der Offizier hat den Parkplatz schon bemerkt. 36 fahrbereite Lastwagen stehen sauber ausgerichtet auf dem kleinen Viereck, als hätte sie der englische Schirrmeister eigens für unseren Einzug aufgestellt. Die Dinger können wir brauchen.

Das Bataillon sammelt sich, am Südausgang von Chania, so lautet der neue Befehl. Verwundert blickt ein gefangener Regimentsstab der Welsh Britans auf das lebhaft Treiben, das die ganze Unkompliziertheit, den jugendlichen Schwung und die Tatkraft der Gebirgsjäger in dieser knappen Stunde des Sammelns wie in einem Brennglas zusammenfasst.

Zum ersten Male seit sechs Tagen marschieren wir auf einer Strasse und sogar auf einer richtiggehenden Asphaltstrasse. Englische Beutewagen bringen alles Gepäck, das wir nicht unbedingt brauchen, hinter uns her.

Die zweite Kompanie hält Fühlung mit dem zurückweichenden Feind. Schlanke Palmen wiegen sich im Wind. Die Apfelsinenhaine tragen reiche Frucht. Alle Entbehrungen der letzten, harten Kampftage sind vergessen. Wie jung sind wir doch! Der Augenblick ist alles. Gierig geniessen wir ihn mit vollen Zügen und atmen die reine Luft, als enthielte unser Tag nicht auch die letzten Möglichkeiten des menschlichen Daseins.

Da vor uns liegt schon im tiefen Blau die Sudabucht, eingerahmt vom Grün der Gärten und der wilden Schroffen der Berge.

Um diese Bucht geht letzten Endes doch der ganze Kampf um Kreta. Diesen gewaltigen Naturhafen wollten die Briten um jeden Preis als wichtigsten Stützpunkt für ihre Flotte am Ausgang des östlichen Mittelmeeres halten. «Mit dem Besitz der Suda-Bai», so lasen wir gestern in einer gefundenen Zeitschrift, «steht und fällt unsere Herrschaft über den östlichen Machtbereich unserer Mittelmeerinteressen».

Jetzt sind wir aber die Herren der Suda-Bai, und die Jäger am «Grosswildwechsel» haben schon nach sechstägigem Kampf die Inselhauptstadt verloren. Es kann sich nur noch um Stunden handeln, bis wir unser Besitztum restlos in der Hand halten. An der letzten Wegsperre der Engländer auf der Küstenstrasse nach Osten fiel der Erstürmer der Kastellhöhe von Galatas an der Spitze seiner Kompanie.

Die Nacht war unruhig. Gewehrfeuer, Handgranaten, Leuchtpurpur und Magnesiumlicht.

Die Briten hatten noch am Morgen des 27. Mai ein kriegsstarke, frisches Bataillon in der Sudabucht gelandet, das ursprünglich die Aufgabe hatte, die Trümmer von vier neuseeländischen Bataillonen (des 21., 22., 23. und 28.) aufzufangen. Es wurde von Gebirgsjägern geworfen. Unser Druck wurde zu stark, deshalb haute der Gegner im Schutz der Dunkelheit ab. Wichtige Papiere sind bei dem raschen Rückzug in den zurückgebliebenen Fahrzeugen vergessen worden: Geheimakten von unermesslichem Wert mit Plänen des Nachrichtendienstes usw. Wir begrüßen an diesen Morgen ein paar englische Gefangene mit übermütigem «Hallo boys: Foxglov!» So lautet die Parole dieses Tages. Und einer von ihnen, ein sommersprossiger Inselbrite aus Südwaes, antwortet tatsächlich in der ersten Überraschung, die Arme noch zur Übergabe hochgereckt:

«Moody». Er wird aus dem Lachen unserer bärtigen Oberbayern und Schwaben kaum schlaun geworden sein.

Die Strasse steigt jetzt langsam an. Die ganze Sudabucht liegt bereits unter uns. Donnerwetter sieht es da aus!

Unsere Luftwaffe hat aufs Neue ein Meisterstück geleistet. Schiff liegt in der ausgedehnten Bucht an Schiff. Häufig ragen nur noch Masten und Deckter und Transportschiffe ausgebrannt und infolge des starken Gewichtsverlustes weit aus dem Wasser herausgestiegen. Auch einen Kreuzer der Yorkklasse haben die Bomber erwischt. Minensuchboote leisten ihm Gesellschaft. Fürchterliche Explosionen haben die Schiffe hochgeworfen und teilweise auf den Strand gesetzt. Einige von ihnen sind auf Felsen aufgelaufen und mit dem Heck tief abgeschwarte, schmierige Ölbrühe.

Über den zerschlagenen Flakstellungen der Ortschaft Suda fächern die von Bombenexplosionen zerrauten Palmen ihren Abschied an das «meerbeherrschende Grossbritannien».



Ein weisses Tuch über geworfenen Waffen — Mahnmal der Niederlage des britischen Expeditionskorps.

30. Mai 1941... Die am 20. Mai durch eine gewaltige Luftlandung begonnenen Operationen zur Besitznahme des britischen Bollwerkes Kreta nähern sich ihrem Abschluss. Der feindliche Widerstand ist überall zusammengebrochen...

ZEHN TAGE KAMPF UM HERAKLION

Am 29. Mai gegen Mittag marschierten deutsche Fallschirmjäger als Sieger in Heraklion ein. Zehn Tage und Nächte hat der Kampf um die See- und Flughafenstadt gedauert. Dass dann Heraklion nach zehntägigem Ringen trotz alledem in deutsche Hände fiel, verdankt das deutsche Volk dem Heldenmut seiner Fallschirmjäger. Worte können die Tapferkeit eines jeden einzelnen nicht schildern. Viele Heldentaten werden überhaupt nie bekannt werden, weil ihre Träger einsam und auf sich selbst gestellt bis zum letzten Atemzug kämpften. Wie manchen fanden wir doch heute beim Absuchen des Sprungfeldes so daliegen, als gäbe er sich noch im nächsten Augenblick selbst den Befehl zum Weiterstürmen. Nie sah ich ergreifendere Heldenbilder. Glücklicherweise ein Volk, das solche Söhne hat!

Vom Flugplatz bis in die Stadt braucht man zu Fuss eine knappe Stunde. Am ersten Abend, der ohne Kampf ist, erschrecke ich fast vor der Stadt, denn in keiner Strasse und in keinem Haus ist auch nur ein Laut zu hören. Nur verwilderte Katzen und scheue und ängstliche Hunde schleichen vorsichtig spähend umher. Manchmal riecht es nach Leichen. Viele Häuser sind von Bomben auseinander gerissen und englische Lastwagen sind unter Bergen von Schutt und Mauersteinen begraben. Die für den Süden bezeichnenden Schattendächer, die weit über die Strasse ragen, hängen vielerorts in Fetzen herunter.

Heraklion musste so schwer bombardiert werden, denn die Stadt war eine starke Festung und während der Kämpfe nur von englischen, britischen und griechischen Truppen besetzt. Rings um sie herum zieht sich eine zehn Meter hohe und rund 25 Meter breite Mauer, die sich an den beiden Eingängen im Osten und Westen zu Bastionen verstärkt.

Das Gelände ist entlang der Küste in einem mehrere Kilometer breiten Streifen baumlos und mit flachen Mulden zum Meere durchzogen. Landeinwärts türmt sich das Gebirge bis zur Sicht auf ewigen Schnee. Der Seehafen liegt innerhalb der Festungsmauer. Der Flughafen ist ein einfaches Rollfeld mit einer dreissig Meter breiten, sehr guten Startbahn. Gebäude sind keine in der Nähe, wohl aber scharf eingeschnittene, bis zu 50 Meter tiefe Felstäler, die für die Verteidigung gegen die Fallschirmjäger von grosser Bedeutung waren.

So war die Lage, als am 20. Mai, kurz nach 17 Uhr, deutsche Junkersmaschinen von Norden donnern. Starkes Flakartillerie- und Maschinengewehrfeuer empfängt sie. Aber unentwegt fliegen die Flugzeugführer ihren Kurs, die Türen öffnen sich und ganze Rudel von Soldaten fallen vom Himmel mitten in die vom Feind besetzte Weingarten- und Kornmulde hinein. An ein Sammeln der Kräfte ist zunächst nicht zu denken. Jeder für sich selbst, jeder kämpft nach allen Seiten. Der Feind hockt hinter Weinstöcken, er steht hinter Mauern, er schießt aus den wenigen, weit verstreuten Häusern, er liegt in schnittreifen Getreidefeldern. Es sind Minuten, in denen manchem der Tod die Hand auf die Schulter legt und zu ihm sagt: Kamerad, komm mit...

Der Feind ist dem Angriffsgeist der Deutschen nicht gewachsen und zieht sich zurück. Jetzt erst ist deutlich zu sehen, dass unter den Truppen auch Zivi-



Gefangene Briten verlassen Chania.

listen mit Stahlhelmen oder mit Drillichröcken sind. Einheitliche Kleidung ist nicht zu erkennen, also Heckenschützen!

Bei der Verfolgung des Gegners wird Haus um Haus an der Strasse von Rethymnon nach Heraklion niedergekämpft und nach knapp einer Stunde liegen die vordersten Teile in Handgranatenwurfweite vor der Festungsmauer. Von dort her hämmert starkes MG-Feuer. Die Fallschirmjäger wehren sich, so gut es mit Pistolen und Gewehr geht. Da heben Griechen auf der Mauer die Hände mit den Waffen hoch, als Zeichen der Übergabe. Drei Mann gehen auf sie zu, um sie zu holen. Da lassen sich die Gegner, die ihre Übergabe angeboten hatten, vorfallen und schiessen die drei nieder.

Dicht vor der Bastion rufen sechs Schwerverwundete um Hilfe. Jeder Versuch, sie ihnen zu bringen, wird vom Feind unerbittlich verhindert. Da gelingt es doch einem Oberleutnant, der selbst schon Streifschüsse an der Nase und im Rücken erhielt, über die Strasse zu stürzen. Zum Glück hat er genügend Verbandspäckchen bei sich, so dass er jeden verbinden kann. Fünf Schritt von der Deckung entfernt ist ein Haus mit einem Rosinenlager im Erdgeschoss. Dorthin trägt er die Kameraden, dann kämpft er weiter, denn der Feind greift an. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod und das Unglaubliche gelingt: Fünf Angriffe aus dem Tor der Bastion schlägt eine Handvoll Fallschirmjäger erfolgreich ab.

Die Nacht bricht ein und so müssen sich die Deutschen in die Nähe ihres Sprungfeldes zurückziehen. Ihre Verwundeten können sie aus dem einen Lager und aus einer weiter rückwärts gelegenen Kaffeebude des Feindfeuers wegen nicht zurücknehmen. Manche sind schon verschieden. Es ist fürchterlich, aber daran zu denken, dazu ist jetzt nicht die Stunde.

Der Gegner überschüttet die Stellung der Fallschirmjäger mit Artillerie- und Flakfeuer, aber er schießt zum Glück zu weit. Die Nacht verläuft soweit ruhig. An festen Schlaf ist natürlich nicht zu denken, wenn die Ermattung auch noch so gross ist.

So vergehen vier Tage. Auf der ostwärtigen Seite der Stadt, wo ebenfalls Fallschirmtruppen absprangen, ist der Verlauf der Kämpfe ähnlich. Einmal gelang es den Westtruppen, tief in die Stadt hinein, bis zur Hafenmole, vorzustossen. Dabei wird ein Zug von rund 30 Mann abgeschnitten. Drei Stunden sitzen sie in einem Haus fest. Aber die Furcht des Gegners vor den Jägern ist zu gross, um diesen Vorteil zu nützen, und ohne Verluste schlagen sich die Eingeschlossenen durch die Umzingelung wieder zu ihren Kameraden zurück.



31. Mai 1941... Auf der Insel Kreta setzten die deutschen Truppen die Verfolgung des geschlagenen Feindes nach Osten fort...

DIE DREIZEHN VON KASTELLI

Nach den heissen Kämpfen um den Westteil der Insel sitzen Fallschirmjäger im Halbkreis um flackerndes Feuer. Das Meer unten wird bleiern und stumpf. Hinter der gewaltigen Bergkette, die Nord und Süd der Insel trennt, lugt bereits der Mond hervor.

Die letzte Strophe eines Soldatenliedes verklingt. Der Kompanieführer, ein junger Oberleutnant, schaut lange und nachdenklich in die züngelnden Flammen. Stockend fallen seine Worte in die schweigende Nacht, ergriffen und ergreifend. Er spricht von den toten Kameraden, die fern der Heimat in heisser Erde ruhen, nennt ihre Namen und ruft in Erinnerung, was diese Männer in seiner Kompanie und in diesem Einsatz bedeuteten. Und jeder denkt zurück, und jeder sieht vor seinem geistigen Auge ein grosses, frisches Grab, von Feldsteinen umsäumt, nahe einer kleinen unbekannten Stadt: Kastelli...

*

In der Frühe sind sie abgesprungen, ein ganzer Zug. Tödlicher Kugelregen prasselt auf die Wein- und Getreidefelder nieder, in denen sie landen. Einige sind mitten in den feindlichen Stellungen niedergekommen. Es ballert von allen Seiten, von den Hügeln herab, von der Küste her, von rechts und von links. Der Zugführer fällt, wenig später sein Stellvertreter. Jeder ist ganz auf sich gestellt. Nur kleine Gruppen sammeln sich und kriechen zwischen Weinstöcken und niederen Mauern entlang dem Städtchen zu, das erkundet werden soll.

Fürchterlich diese Hitze! 53 Grad und kein mildernder Luftzug.

Jeder kämpft nur noch um sein Leben. Sie sind umzingelt von Briten, Griechen und einem Haufen bewaffneter Zivilisten. Gegen 2 Uhr ist die letzte Kugel verschossen. Dreizehn Mann und sechs Verwundete müssen sich ergeben. Der Pöbel brüllt, plündert sie aus und reisst ihnen die Kombination vom Leibe. Einem wird mit einem Knüttel ins Gesicht geschlagen.

Man schleppt sie in die Stadt. Am Strassenrand stehen Weiber, schimpfend und spuckend. Wie Verbrecher sperrt man die Deutschen ins Gefängnis, alle dreizehn Mann in eine enge Zelle.

Vier Tage und Nächte sind sie hier bei Wasser und Brot eingepfercht. Drei Tage hintereinander greifen deutsche Bomber die Stadt an. Gewaltige Explosionen, bald ferner, bald näher. Die Wände zittern. Jeden packt eine gewaltige Wut. Man kann nicht raus, nirgends Schutz suchen, ist rettungslos dem Bombenhagel der eigenen Flugzeuge ausgesetzt.

Und dann geschieht das Wunder: Am vierten Vormittag regnet es wieder anderthalb Stunden Bomben und MG-Kugeln hernieder. Plötzlich ein ungeheurer Krach. Die Zelle ist von einer dichten Staubwolke gefüllt. Steinbrocken fliegen umher. Die Dreizehn kleben in den Ecken, bis einer brüllt: «Die Tür ist auf!» Ein Fusstritt, und die klaffende Füllung fällt. Frei! Frei! Durch eine deutsche Bombe, die neben dem Gefängnis einschlug und das Nachbarhaus zerstörmerte.

Die dreizehn Fallschirmjäger stürzen hinaus zum Wachlokal. Niemand da. Schnell die vier Gewehre gepackt, die an der Wand lehnen. Im Garten liegen in einem Splittergraben die Wächter, Schutz vor den Bomben suchend. Sie sind im

Nu überwältigt. Weiter eilen die Dreizehn durch die menschenleeren Strassen. Messerschmidt-Flugzeuge kreisen dicht über den Dächern. Irgendwo, der Teufel weiss wie, hat einer ein rotes Tuch erwischt. Rasch wird es ausgelegt und mit Sprungbinden ein Hakenkreuz geformt. Gott sei dank, jetzt hat sie der Zerstörer erkannt und stellt sein Feuer ein.

Ein Kraftwagen braust heran, in dem zwei britische Offiziere sitzen. Warnungsschuss. Die beiden heben die Arme hoch. Andere Engländer tauchen auf. Heftiger Feuerwechsel. Die dreizehn Fallschirmjäger verbarrikadieren sich in einem Haus. Zwanzig Minuten später versuchen die Tommies anzugreifen.

Da knallt es am Stadteingang. Das ist ein deutsches Maschinengewehr! Rettung! Gebirgsjäger, gerade im rechten Augenblick. Die Dreizehn springen auf die Strasse und rufen. Einige Gebirgsjäger, an ihrer Spitze ein Leutnant, kommen misstrauisch näher. Schliesslich senken sie die Gewehre. Der Leutnant ist

so verdutzt, dass er — seine engere Heimat veratend — herausplatzt: «A, do leckst mi doch glei am Arsch!»

Die Freude ist gross, und sie wird noch grösser, als die dreizehn Fallschirmjäger wenig später ihren Kompanieführer wiederfinden...

*
Einer wirft mehrere Scheite ins Feuer. Sinnend schaut jeder vor sich hin. Der Oberleutnant blickt von einem seiner Männer zum andern. Die meisten sind jung, wenig über 20 Jahre.

Jetzt singen sie wieder die lieben, alten und neuen Soldatenlieder. Das Leben verlangt sein Recht.

Ein erfrischender Trunk für den treuen Helfer.

1. Juni 1941... Auf Kreta schreitet die Säuberung des Südtelles der Insel von den Resten britischer und griechischer Truppen gut vorwärts...

STÜTZPUNKT KRETA STRECKT DIE WAFFEN

Wie sehen unsere Jäger aus? Wie sehen wir alle aus? Wir sind von der Sonne verbrannt und ausgedörrt. Die Uniformen hängen in Fetzen an uns herab. Die Mützen sind durchgestossen und speckig von Schweiss und Schmutz. Mit Isolierband und Riemen sind die Bergschuhe geflickt, die Sohlen durchgelaufen, die Nägel von wilden Sprüngen und Abstürzen herausgerissen. Arme und Beine sind zerschunden. Jede Gruppe hat Verwundete und trotzdem geht es mit einem unerhörten Schwung vorwärts. Wir spüren die Hitze schon gar nicht mehr; wir haben den Zustand der tiefsten Erschöpfung bereits überwunden und reissen uns vor dem Endspurt noch einmal mit aller Gewalt zusammen.

Munition! Munition! So lautet das Gebot des Tages. Munition für den letzten Vernichtungsschlag. Den ganzen Tag ziehen die Trägerkolonnen mit ihren wenigen Eseln hinauf auf die Berge. Auch die Verpflegung ist gefolgt. Wasser! Kilometerweit bringen die Träger die trübe Kostbarkeit in Feldflaschen von den Brunnenstellen im Tal nach vorne, wo die Jäger auf dem nackten, sonnenglühenden Fels auf der Lauer liegen.

Unter uns atmet das Meer, liegt der Hafen von Sfakia mit den weissen Würfeln seiner eng zusammengedrängten Häuser. Jäh stürzen die Berge in wilder Zerklüftung nach der Niederung ab. Wie eine zyklische Mauer, von der gewaltige Trümmer herabgestürzt sind, von einer Riesenfaust aufgetürmt gegen titanische Kräfte, so wuchtet Kreta an seiner Südküste in den ewigblauen Fluten des Mittelmeeres.

Weiss schäumt am Fuss der Berge die Brandung, deren Schlag wir auf der Höhe manchmal zu hören glauben.

In kühnen Serpentinien windet sich die Strasse der grossen Nord-Süd-Querverbindung aus der Passenge und bricht völlig unvermittelt vier Kilometer bevor sie ans Meer gelangt ab. An dieser Stelle ist mindestens die halbe britische Kreta-Armee in eine tödliche Sackgasse geraten. Jetzt gibt es für diese eingeschlossenen Truppen nur noch zwei Möglichkeiten: entweder Kampf bis zur letzten Patrone, Kampf bis zum letzten Mann, erbittert und erbarmungslos durchgefochten, wie das Ringen von Galatas und Kanea, oder Flucht in die Boote; und zwar Flucht ohne einen Hosenknoopf mehr als der Soldat auf dem Leibe trägt, unter Zurücklassung der letzten Pistole und des letzten Gewehrs. Es gibt keine andere Lösung. Die Insel selbst hat jetzt gegen die Engländer Partei ergriffen. Keine Strasse dient ihnen; keine Verladerampe kann ihnen helfen; nicht ein Kran steht ihnen zur Verfügung. Nicht genug damit, dass die Strasse streikt, vor der Ortschaft selbst liegt noch einmal das unübersteigbare Hindernis einer tiefen, mit Fahrzeugen nicht zu überquerenden Schlucht. Selbst wenn der Hafen von Sfakia nicht so flach wäre wie ein Tellerrand, wäre bei einer Flucht die Ausrüstung der britischen Kreta-Armee verloren. So wie es nach dem britischen Rückzug in Griechenland in einem geheimen, von uns gefundenen Dokument des Befehlshabers des Mittelmeerkommandos hiess: «6000, Neuseeländer sind in Ägypten ohne Gewehre angekommen», so würde es auch von den

zerschlagenen Einheiten auf Kreta heissen, wenn sie noch irgendwo im britischen Machtbereich an Land kämen.

Hartnäckig halten die Australier die verlorene Stellung an der Strasse, wo sie aus den Bergen heraustritt und nach dem Meer zu abfällt. Wir haben sie längst umgangen, nur schweigen noch unsere Waffen, bis der Aufmarsch zum entscheidenden Schlag beendet ist. Die Männer aus Übersee, die dort fechten, verkörpern die heisse Hoffnung von Tausenden nach den ersehnten Schiffen. Weil sie noch hoffen, ballen sich die kakhifarbenen Massen drunten am Strand und blicken die Augen der wenigen Gefangenen noch einmal mit einem starren, fassungslosen Blick hinaus aufs Meer, bevor sie landeinwärts ziehen. Ihre stumme Enttäuschung ist wie ein Schrei: «Hat England uns im Stich gelassen, uns, die wir zwei Jahre unter seiner Fahne ruhslos durch die Welt ziehen? Ist England nicht mehr mächtig genug, seine Schiffe durch die deutschen Sperren zu bringen?»

Morgen werden die Waffen eine klare Antwort auf diese Fragen geben. Durch Volltreffer eines unserer Granatwerfer wird vor Einbruch der Nacht das letzte Geschütz der Tommies vernichtet. Pfingstsonntag! Ein Tag wie alle anderen. Schon im ersten Morgengrauen heulen unsere Zerstörer über die felsigen Hänge hinab zum Ufer. Die Wirkung ihrer Waffen ist verheerend.

Das Regiment hat in der Nacht den Angriffsbefehl zurückgezogen. Da der Gegner nun völlig eingeschlossen ist und auf keiner Seite ausbrechen kann, ist Zermürbungstaktik die einzige Methode, ihn zu Boden zu zwingen und dabei unsere eigenen Verbände zu schonen.

Langsam rücken die Jäger von Felsrippe zu Felsrippe näher an den Gegner heran.

Da zeigt er, und nun beginnt unsere grosse Pfingstüberraschung, zuerst vereinzelt, dann in immer grösserer Zahl, soweit wir überhaupt sehen können, die weisse Fahne. Die Jäger rufen es sich zu; der Schrei springt von Felsloch zu Felsloch, stösst hinab in die Senken, wo unsere Geschütze stehen, und klettert wieder hinauf auf die Berge, wo die Beobachter liegen.

Die Engländer kapitulieren!

Grossbritannien ist nicht mehr Herr im östlichen Mittelmeer. Der Riegel vor den Dardanellen ist gefallen. Auf der Kirche von Chora Sfakia weht die weisse Fahne. Blitzschnell stürmen unsere Jäger hinab zum Meer, hinein in das von Sturzkampffliegern zertrümmerte Fischernest und sind bereits auf dem Marsch über die Berge nach dem Hafen von Lutro, als die ersten Gefangenen auf der Strasse ankommen.

Aus Gruppen werden Züge, aus Zügen eine endlose Kette, die einen ganzen Tag lang nicht mehr abreissen will. Der Rest der geschlagenen britischen Kreta-Armee marschiert in Gefangenschaft.

Wir gehen auf der Passtrasse vor. Der gesamte Wagenpark der Neuseeländer und Australier steht am Wegrand, unzerstört und sofort startbereit.

Aber wie sehen die Männer aus, die sich über eine Woche lang so hartnäckig gegen uns schlugen?

Mühsam nur halten sie sich noch aufrecht. Alle Augenblicke bricht einer zusammen und wird von den Kameraden zwischen den Felsen niedergelegt. Nirgendwo ist Schatten. Zu Hunderten liegen die ohnmächtigen und zusammengebrochenen Gestalten herum.

Eine Taschenuhr für einen Schluck Wasser!

Eine Zehnpfundnote für eine Apfelsine!

Ein Zigarettenetui gegen ein Stück Brot!

Wir geben aus freien Stücken, was wir können. Aber unsere Brotbeutel sind bald leer und die Feldflasche enthielt ohnehin nur ein paar armselige Schluck



Endloser Zug britischer Gefangener auf dem Marsch durch das öde Land bei Sfakia.

Wasser. Halb verhungert und verdurstet schleppen sie sich mühsam über die Geröllhalden. Alles Entbehrliche an Kleidungsstücken haben sie abgelegt. In Hemd und Hose, auf dem Kopf ein Taschentuch, versuchen sie die Gewalt der erbarmungslosen Hitze etwas zu lindern.

«Water, water please!»

Aber eines muss man sagen, die Tommies haben trotz der furchterlichen Niederlage dieses Tages ihre Haltung bewahrt. Einen armen Becher voll Tee teilt der an der Strasse liegende Australier noch mit zehn seiner Kameraden, die alle ganz vorsichtig einen winzigen Schluck nehmen und ihm den Rest noch zurückreichen, obwohl sie alle kaum mehr sprechen können vor Hunger und Durst.

Warum sollen wir es nicht offen zugeben, wir sind in diesen Augenblicken, in denen wir selbst der Erschöpfung nahe sind, stolz auf unseren Gegner.

Sfakia wurde zum Dünkirchen des östlichen Mittelmeeres oder zum zweiten Kalamata. Von morgens bis in die Nacht hinein zog der Strom der Gefangenen nordwärts in das Land. Aus 5000 wurden 7000. Dann waren es 9000 und nachher über 10.000 Mann. Zehntausend Neuseeländer, Australier, Inselengländer und Griechen aller Waffengattungen streckten an diesem Tag unter dem Druck der Gebirgsjäger die Gewehre.

Wir sahen weinende, englische Offiziere.

«Man hat uns im Stich gelassen und verraten».

Viele sprachen ein fließendes Deutsch.

Wir hörten die ewige Klage gefangener Tommies, die vor einem Jahr im Schicksalsland Flandern begann.

«Wo blieb unsere Luftwaffe? Wo blieb unsere Flotte, um uns herauszuholen?»

Die Enttäuschung all dieser Männer ist erschütternd und grenzenlos. Nicht nur ein Stützpunkt der britischen Herrschaft zur See, nicht nur eine Division ist militärisch zusammengebrochen; zusammengebrochen ist das Vertrauen von 10.000 tapferen Männern an die Macht und Ehrlichkeit Englands.

2. Juni 1941 ... Der Kampf um Kreta ist beendet. Die ganze Insel ist frei vom Feind. Deutsche Truppen besetzten gestern den letzten Stützpunkt der geschlagenen Briten, den Hafen von Sfakia. Gebirgstruppen kämpften im Berggelände nördlich Sfakia den letzten britischen Widerstand nieder ...

„JO, HERRGOTTSAKRAMENT ...?“

Sechs Tage lang, während wir mit einem Bataillon Gebirgsjäger vom Norden Kretas zur Südküste quer durch das ganze Land vorstießen, richteten sich im Wachen und Träumen unsere Gedanken auf Lutro, die einzige Hafenstadt Kretas an der Südküste. Lutro war das lockende Ziel, das uns immer neue Energien gab und uns die Hitze und die Strapazen der Gebirgsmärsche leichter ertragen liess. Lutro: das bedeutete nicht nur den völligen Triumph über die englischen Waffen, Lutro, das war das blaue Meer, war goldene Freizeit, Entspannung und süßes Nichtstun nach diesem Sturmarsch der zehn Tage, der alle Kräfte gefordert hatte.

Am Pfingstsonntag hatten die Gebirgsjäger im zangenförmigen Angriff die Engländer so bis ans Meer zurückgeworfen, dass sie sich bis auf Sfakia zurückzogen und wenig später die Kapitulation anboten. Der englische Widerstand war völlig gebrochen, die Truppe restlos demoralisiert. Waren das die gleichen Neuseeländer, Australier und Söhne des Mutterlandes, die uns zehn Tage lang diesen erbitterten Widerstand geleistet hatten und die jetzt völlig entkräftet, dürftig bekleidet an uns vorüber in die Gefangenschaft zogen? Mein Gott, was haben wir die Augen aufgerissen! War denn so etwas möglich? Die Reihe der Gefangenen, die sich von der Höhe der Passstrasse bis hinunter zum Meeresstrand dehnte, nahm überhaupt kein Ende mehr. Am ersten Tag hatten 6200 gefangene Tommies die Zählstelle passiert. Und wir waren ein Gebirgsjägerbataillon gewesen, 600 Köpfe stark. Erst am vorletzten und letzten Tage hatte ein zweites Bataillon mit schwachen Kräften mit in den Kampf eingegriffen. Inzwischen ist die Gefangenenzahl schon auf über 8500 gestiegen und noch immer treibt der Hunger viele Engländer aus dem Gebirge herab, wo sie sich sicher wähnten.

Das Kriegsglück war gegen die Engländer. Die einzige Strasse, die vom Landesinnern zur Südküste führt, hört vier Kilometer vor Sfakia plötzlich auf. Mitten im Pass bleibt die Trasse plötzlich stecken und es gibt nicht eine Möglichkeit, auch nur einen Schubkarren weiter zu bringen. Die Engländer hatten sich bei der Besetzung Kretas, wie wir heute wissen, auf sechs Monate eingerichtet und waren gleich daran gegangen, die Strasse zum Meer weiter zu bauen. Wie der Reif in der Frühlingsnacht wirkte auf ihre Absichten die Tatsache, dass die Deutschen zur Eroberung Kretas nicht sechs Monate, sondern gerade zehn Tage benötigten. Der Strassenbau blieb also in den Anfängen stecken und als das zurückfliehende Heer zur Küste, zum rettenden Hafen Lutro drängte, war das Heil am Strassenende vorbei. Vier Kilometer vom Meer entfernt, musste der Engländer alles zurücklassen, was der einzelne Tommy nicht auf dem Leibe tragen konnte: selbst die Verwundeten und Toten. Eine so vollkommene Niederlage hatte nicht einmal Dünkirchen gebracht. Der Name Sfakia wird für die Engländer immer einen bitteren Beigeschmack behalten.

*
Von Sfakia nach Lutro sind es am Meer entlang nur einige wenige Kilometer, aber auch hier gibt es keine Strasse. Nicht einmal einen Weg oder Saum-

pfad. Die einzige Verbindung führt in beschwerlichem Anstieg hoch ins Gebirge hinauf und von da auf steinigem, steilem Pfad nach Lutro hinunter. Nachdem wir die unübersehbaren Gefangenmassen passiert hatten, war uns klar, dass Sfakia bereits die Entscheidung gewesen war und Lutro nur Nachgeplänkel bedeuten würde.

Eine Kompanie Gebirgsjäger erhielt am Nachmittag des Pfingstsonntag den Auftrag, Lutro von den Resten des Feindes zu säubern. In stundenlangem Aufstieg erkletterten die Jäger das Gebirge. Als sie die Höhe erreicht hatten, wurden sie Zeugen eines einzigartigen Schauspiels: drei Ketten Sturzkampfflieger griffen Hafen und Ort Lutro an. Wie die Habichte stürzten die neun Maschinen immer wieder auf ihre Beute und luden ihre Bombenlast ab, dass der ganze Ort eine einzige Wolke von Schwaden und Rauch war.

Die Dämmerung senkte sich allmählich über die Landschaft, als der Kompanieführer einen kampfkraftigen Spähtrupp in Stärke von zehn Mann unter Führung eines Oberfeldwebels zur Erkundung in das Dorf vorstossen liess. Auf dem halben Hang nahm der Spähtrupp bereits eine Gruppe Engländer gefangen, die hier waffenlos der Dinge harren, die sich erfüllen mussten. Unter ihnen war ein englischer Hauptmann, der in Bonn studiert und seinen Doktor gemacht hatte. Von ihm erfuhren sie, dass die Engländer bereits seit Tagen vergebens auf den Abtransport gewartet hatten und nun, da keine Schiffe gekommen waren, nicht mehr aus noch ein wussten.

Um 19.45 Uhr langte der Spähtrupp im Ort an. Mit dem Glas hatte man vorher nur Zivilisten beobachtet. Am Ortseingang wurde ein MG in Stellung gebracht, Sicherungen ausgestellt und dann stiess die kleine Schar weiter in das Dorf hinein. Sie war gerade um eine Hausecke gebogen, als sie sich plötzlich einem Haufen Engländer gegenüber sah. Die Tommies hatten sie wohl zunächst gar nicht erkannt, denn die Unseren in Hemdärmeln und kurzen Hosen gingen in der hereinfallenden Dunkelheit als «normale Engländer» durch. Der Oberfeldwebel riss seine Maschinenpistole hoch, vergass im Eifer des Gefechts ganz, dass er wohl «hands up» hatte schreien wollen und donnerte den verdutzten Tommies in unverfälschtem Allgäuer Dialekt ein «Jo, Herrgottsakrament, wos ischt denn...?» entgegen. Die Wirkung eines Bombeneinschlages hätte nicht grösser sein können. Die Hände der Tommies gingen wie automatisch hoch.

Sie waren gerade beim Kochen gestört worden. Der eine hielt noch den Löffel in der Hand, andere schwenkten Messer und Gabel. Zum Kochen braucht man zum Glück keine Gewehre. Unseren Gebirgsjägern konnte das nur recht sein. Sie kassierten den englischen Haufen ein und räumten, einmal im Schwunge, gleich das ganze Dorf auf. Noch weiterer 160 Gefangener wurden sie habhaft, die aus allen möglichen Winkeln zusammengesucht wurden. Viele von ihnen hatten gar keine Waffen.

Der Stosstrupp sperrte den ganzen «Verein» in die Kirche, dem einzigen dafür brauchbaren festen Gebäude ein, und verständigte dann die Kompanie durch Leuchtzeichen nachzurücken.

Erst am nächsten Morgen hatten unsere Jäger Gelegenheit, sich im Ort umzusehen. Wer sich unter dem Hafen Lutro Verladeeinrichtungen, Kais und Kräne vorstellt, der kehre auf halbem Wege um, um sich eine grosse Enttäuschung zu ersparen. Das ganze Lutro ist ein erbärmliches Nest, von dem die Sturzkampfflieger nicht viel übrig gelassen haben, und das als einzige Sehenswürdigkeit eine majestätisch sich wiegende Palme aufweist. Ein Hafen ist überhaupt nicht vorhanden. Lediglich die sanft ausschwingende Bucht gibt den



Auszeichnung tapferer Gebirgsjäger nach Beendigung des Kampfes um Kreta.

Schiffen Gelegenheit, in einiger Entfernung vom Ufer vor Anker zu gehen. Hier also sollte die ganze englische Expeditionsarmee eingeschifft werden.

Im «Hafen» lagen sieben Schiffe, Verzeihung: Schiffchen, bessere Kähne, die die Sturzkampfflieger alle auf Grund gebohrt hatten. Das waren also die englischen «Truppentransporter», mit denen die geschlagene Armee in Sicherheit gebracht werden sollte. Zwei oder drei dieser Schiffchen sind sogar mit wenigen Engländern beladen, am Morgen des Pfingstsonntag in See gegangen.

Jetzt aber konnten wir uns erklären, warum den englischen Offizieren bei der Gefangennahme Tränen der Wut und der Empörung in den Augen standen.

Man hatte sie einfach sitzen lassen, aufgegeben, im Stich gelassen.

Wir Deutsche verstehen diese Erregung nur zu gut. Aber wir sehen in diesen Schwächesymptomen mehr. Vielleicht haben es auch die englischen Offiziere erkannt, vielleicht aber wollten sie es nicht erkennen, dass Englands Stellung im Mittelmeer so stark erschüttert ist, dass es Kreta einfach keine Hilfe mehr bringen konnte. Woher die Truppentransporter nehmen, wenn es ohnehin am nötigsten Schiffsraum fehlt? Ist es nicht bezeichnend für die englische Tonnagenot, dass die gefangenen Engländer aus Birmingham, London und Southampton schon zwei Jahre nicht in Urlaub fahren konnten? Englands Stern im Mittelmeer sinkt und Kreta ist eine neue, gewaltige, vielleicht entscheidende Macht- und Vertrauenseinbusse.

Heute liegen am Strand von Lutro deutsche Jäger. Der Kampflärm ist verstummt. Wie ungebärdige Kinder tummeln sie sich in der blauen See. Die Sonne, der Strand, das Leben gehört ihnen. Eben ist die erste Post aus der Heimat angekommen, wie froh sind ihre Gesichter!

DEUTSCH-GRIECHISCHE BEGEGNUNG

In dem Ringen um die Zukunft Deutschlands und Europas ist der Kampf auf dem Balkan und gegen das den Briten ehemals verbündete Griechenland nur eine Episode; wie jede, hat sie ihren Sinn im Ganzen, und das Ganze wächst ja aus seinen Episoden in eins. Engbrüstig und monoton sind die Deutschen niemals gewesen, sie können es in dem Augenblick erst recht nicht sein, in dem Adolf Hitler sie zum Weltvolk prägt. Das antike Erbe hat im deutschen Schaffen und Werden und Sein seinen Platz so gut, wie das germanische Urerbe, wie die christliche Aufgabe, wie der Kampf mit dem überfremdenden französischen, mit dem russischen Geist... Lebendig bleibt ja nur, wer sich stets selbst behaupten muss, und ein Selbst ist nur, wer, keine Stufe seines Werdens leugnend, sie alle überhöht.

In diesem Stufengang hat das antike Erbe seinen Platz, und es fragt sich nur, ob der deutsche Feldzug in Griechenland, als die Begegnung vieler Männer unseres Volkes mit der Landschaft der Antike für die Bildung, soweit sie dort wurzelt, fruchtbar werden kann? Er muss es sogar werden, damit die ganze Episode ihren Sinn erhält. Aber den Zufall überwinden, ist ja die eigentliche Aufgabe des Charakters.

Die Antwort auf diese Frage springt aus dem Erlebnis der Menschen selbst, der Soldaten, die nach Griechenland gezogen sind. Von einem Willen geführt, auf eine Aufgabe hin erzogen, nämlich die militärische, unter den verschiedensten Umständen eingesetzt und unterschiedlichen Gegnern gegenüber, hatten sie zunächst das Erlebnis des Vormarsches und das des Kampfes; und der spielte sich in einer Landschaft ab, die unter solchen Umständen nach seiner taktischen Bedeutung als Gelände gewertet sein wollte; spielte sich ab in dieser unserer Gegenwart, mit unsern Kampfmitteln, fernab von jeder Beziehung zum Altertum. Aber wenn dann Soldaten am Olymp und im Tempetal, bei Larissa, an den Thermopylen und um Korinth kämpfen, so stellt sich die Brücke zu der klassischen Zeit von selber her... und im Anblick der vielen, noch in der Zerstörung erhabenen Zeugen aus alter Zeit.

Aber jene Beziehung kann nicht erzwungen werden. Darum ist die Haltung vieler Kameraden echt und ehrlich, die, etwa vor den Resten eines alten Tempels, mit einer anmutigen Schärfe im Landser-ton fragen: „Was sollen uns diese alten Klamotten?“. Sie lehnen es ab, sich damit zu beschäftigen, und wollen nur aus dieser unserer Gegenwart und für sie leben. Wenn sie nur wüssten, wie antik diese Haltung ist! Gewiss hatten die Griechen geschichtlichen Sinn, aber sie erlebten die Vorgeschichte des Volkes und seiner Geschichte aus dem Glauben heraus als gegenwärtig — vor allem hatten sie aber das Gefühl für das Leben aus dem Vollen, für die beseelte Gegenwart, und lebten zeitlos, verglichen mit uns, die Geschichte manchmal erdrückt hat, zeitlos und der Stunde zugewandt. (Davon stammt ja der Glanz der homerisch-olympischen Welt.) Die Kameraden, die die alten Klamotten, wie sie sagen, mit Mutterwitz verwerfen, sind aber in der Herrschaft über den Leib und in der Hingabe des Willens an das grosse vaterländische Ziel und damit in der Ausgewogenheit von Schönheit und Zucht dem antiken Leitbild der Kalokagathia ganz nahe, so nahe, wie Deutsche im Verlauf unserer Geschichte selten; und es schlägt dabei gar nichts, dass sie es nicht wissen oder nicht wahrhaben wollen, wie sehr ihre Haltung der der von Staatsbewusstsein erfüllten Griechen in ihrer besten Zeit gleicht.

Ablehnen bedeutet mehr als Gleichgültigkeit — gleichgültig sind aber die deutschen Soldaten während ihrer Anwesenheit in Griechenland nach dem

Waffenstillstand niemals gewesen: die Akropolis in Athen war für kurze Wochen, zum Staunen und zur Zufriedenheit der griechischen Bevölkerung, ein Wallfahrtsort der «Feinde» geworden. Die Aufrichtigkeit gebietet, einzugestehen, dass hier zwar der alte Bildungsbegriff noch nachwirkte und dass die Heranfahrt der Einheiten in gewisser Hinsicht der von Reisegesellschaften im Frieden glich, das heisst, mancher wollte «nur dagewesen sein». Das hatte nun doch etwas ans Herz Rührendes — wirkliche Beziehung kam aber vielen Kameraden, die in der Schule nur von fern etwas über die Antike vernommen hatten und auch das nicht einmal, von einer andern Ecke. Der Bauarbeiter, der bedachte, mit welch einfältigen Maschinen die Säulentrommeln hochgewunden wurden; der Steinmetz, der die Fugenwand der Propyläen staunend ob solcher Vollkommenheit betastete; der Schmied, der die Vollkommenheit alter Helme sah und sie dem Stahlhelm verglich: sie sahen sich, mit Handwerkersinn, der das Ringen von Stoff und Form begriff, plötzlich vor Formen, die schon vor zweieinhalb Jahrtausenden endgültig und unüberbietbar waren. Und von hier aus war der Zugang zum Altertum echt und erlebt... dass er's ist, besagt aber noch nichts gegen die Sehnsucht derer, die zu den alten Tempeln wallfahrteten, es ist eine andere Form der deutschen Reisesehnsucht. Und was hier, für den Augenblick, nur der Lust des «Dagewesenseins» entsprungen sein mag, wird gewiss später einmal, wenn die Erinnerung im einzelnen Mann an den griechischen Feldzug auftaucht, noch durch Nachdenken und Lesen vertieft und zum Gewinn werden; er wird umso grösser sein, als hier die sinnliche Anschauung dem geistigen Erwerb voraufgeht.

So darf wohl die Beziehung der Kameraden gedeutet werden, die den Blick ins Altertum aus der Verpflichtung für die Gegenwart ablehnen oder die ohne jede Voraussetzung an die Dinge herangehen; es ist, wie sich zeigt, eine etwas verwickelte Beziehung, sollte die der Männer nicht leichter gedeutet werden können, die mit der Liebe zum Hellenentum im Herzen das Land betraten?

Für sie war der Einmarsch in den Raum des alten Hellas ein Wiedersehen mit der eigenen Jugend, und es gibt ein Wiedersehen mit Stätten, die der Fuss noch nicht betreten hat. Ein solches Wiedersehen war für viele dieser alten Philhellenen mit dem Reiz der ersten Begegnung gepaart. Selbst diejenigen Kameraden, die seit der Schulzeit kaum noch mit dem antiken Erbe umgegangen waren, fanden nach dem kurzen Kampf Jugenderlebnisse bestätigt, und das bedeutet immer Zauber und Glück. Die Landschaft des Plato hat sich gewandelt, und als die Natur einmal entseelt war, fielen als späte Folge Wald und Wiese dem menschlichen Erwerbssinn zum Opfer: nun musste die Phantasie, die das Wunschbild der Jugend verletzt sah, überall hinzufügen und ordnen, bis ihr Traum als Wirklichkeit erschien. Und so verschob sich die oft blasse und verstaubte Vorstellung vom klassischen Altertum, sie wurde mit fühlendem Aug' vor ihren Bleibseln und Trümmern erschaut und wieder elementar.

Noch mächtiger mag dies Zusammentreffen mit der Antike auf die gewirkt haben, die, nach vielen Seiten hin gebildet, in dem geistigen Kampf unseres Volkes um Selbstbesinnung und Selbstbehauptung das klassische Erbe als einen Schädling oder Fremdkörper im deutschen Wesen ansahen. Es ist ein nationales Unheil, dass wir von den Holzbauten und der Holzkultur unsrer eigenen Alvordern so wenig und von dem Steinbau und Steinwesen der Hellenen so viel wissen — dass die Klagen darüber zum Unrecht führen? Auf diesem Boden ist zuerst das Grauen Asiens erkannt und niedergerungen worden, aber tut es not, an eine solche Aktualität zu erinnern? Nun, wo solch aufrichtig um das deut-

sche Wesen bemühten Männern ein Name, wie der von Thermopylä nicht Buchwissen bedeutet, sondern umkämpfte und erblutete Stätte: nun ist auch für die Verneiner antiken Erbes der Zugang zur Antike elementar offen.

Und eben das entscheidet! Blut ist ein ganz besonderer Saft und Schweiss auch: das Land und das Wesen der Griechen kann uns nach diesem Waffengang nicht nur ein Anteil unserer Bildung sein, keine Ordnung abgeleiteter, noch so schöner Begriffe. Es ist viel mehr, eine Wirklichkeit aus unserer völkischen Erneuerung. Als vor hundertzwanzig Jahren die beste Jugend der Befreiungskriege ein Drittel der Männer stellte, die den Griechen in ihrem Kampf gegen die Türken halfen, da zahlten sie mit ihrem Blut für den Traum unserer grossen Dichter von der Antike. Und heute, nachdem die Wirkung des klassischen Erbgutes verblasst ist, und jedenfalls nicht mehr so innig wirkt, wie früher, heute sollte sich aus dem Blutopfer in Griechenland der Anteil jenes Erbes an unserer Bildung erneuern. «Was hatten wir», mag mancher einwenden, «in der schon seit Perikles erheblich gewandelten Landschaft mit den alten Griechen zu tun, denn gegen uns standen die Griechen dieser, unserer Zeit?» Aber es ist eben die Eigenart eines Leitbildes, dass sich ihm die Menschen jahrhundertlang, ja, jahrtausendlang, zuformen, und das beste Gut der lebenden Griechen ist die aufrichtige und innige Verehrung ihrer klassischen Zeit.

In der alten Mythe von den Hyperboreern, den «jenseits des Nordwinds Wohnenden», kündigt sich der tiefere Zusammenhang zwischen dem hellenischen und germanischen Erbe. Apollo, der Sonnengott, zog im Wandel der Gezeiten immer wieder nach Norden, dort sassen die Hyperboreer in einem Land, das noch kein Fuss betreten hatte und in dem noch kein Schiff gelandet war. Die Sage deutet auf die Herkunft der Griechen aus dem Norden, jedenfalls auf frühen Zusammenhang der Urvölker — so ist die Wahlverwandschaft, die die Zeit der klassischen Bildung zu Hellas beseelte, im ersten Ursprung eine Verwandschaft des Blutes. Und da die frühesten Vorfahren noch in unserem Blute nachwirken, war der Zug der Männer, die da sich von den Bergen des Nordens zum Ägäischen Meer hinabkämpften, von einer geheimnisvollen Macht umwittert und kann, ob im grossen Ringen auch Episode, nicht vergessen werden, wo die deutsche Bildung sich aus dem Beispiel, aus Einsatz und Opfer verjüngt und erneuert.



KRIEGSBERICHTER

Das vorliegende Buch umfasst eine Sammlung von Arbeiten, die von Wort- und Bildberichtern sowie von Kriegsmalern einer Propaganda-Kompanie während des Balkanfeldzuges 1941 geliefert wurden. Wenn auch die Film- und Funkberichter an dieser Stelle nicht zu Worte kommen und die Arbeiten der übrigen Kameraden nicht hervorgehoben werden können, so ist dieses Buch doch gedacht als Erinnerungswerk der gesamten Kompanie, die damit allen Soldaten und deren Führern dafür Dank sagen will, dass es ihr vergönnt war, den stolzen Feldzug der Südost-Armee mit ihnen zu erleben.

Dem Wesen der Berichterstattung entsprechend, soll hier nicht der Anspruch erhoben werden, ein Kunstwerk zu liefern, wohl aber der Versuch gemacht werden, durch eine Auswahl von Berichten zu zeigen, wie eng verbunden der Berichter mit dem Soldaten lebt, sein Schicksal teilt und aus diesem Grunde berufen ist, Kündler des Soldatenschicksals zu sein. Es ist nicht die Aufgabe des Kriegsberichters, künstlerisch abgerundete Bücher zu schreiben, Kriegsromane zu verfassen, die ideenmässig das ungeheure Geschehen dieses deutschen Krieges ergründen und interpretieren. Dazu bedarf es weiteren Abstandes vom unmittelbar Erlebten und einer zeitlichen Entfernung, in der erst zum künstlerischen Ausdruck reifen kann, was jetzt in Not, Kampf und Sieg von so und so viel Männern auch unbekannten Namens erlitten und errungen wird.

Die Aufgabe des Kriegsberichters ist vielmehr eine journalistische, das heisst eine Tages- sogar Augenblicksarbeit. Nur so ist seine Tätigkeit zu beurteilen. Vor allen Dingen ist sie als soldatische Leistung zu bewerten, wodurch sie sich wesentlich von der Kriegsberichterstattung des sogenannten Weltkrieges unterscheidet. In diesem totalen Ringen ist ganz richtig erkannt worden, dass sich auch die Berichterstattung über den Krieg organisch in die Gesamtheit der Wehrmacht einfügen müsse, dass nur der Soldat über den Soldaten gerecht berichten könne. Es waren zunächst tastende Versuche, mit denen man bei der Besetzung des Sudetenlandes und des Protektorates startete; im Feldzug gegen Polen wurde schon die Bewährung verlangt; sie ist nach dem Handstreich in Norwegen, dem Krieg im Westen, dem raschen Sieg auf dem Balkan, der Säuberung Libyens und beim fürchterlichen Kampf ohne Gnade in Russland erwiesen worden.

Auf allen diesen Kriegsschauplätzen haben die Männer der Propagandakompanien nicht nur als Berichter ihren Platz gehalten, sie haben auch mitgeholfen, durch ihre Erfahrung, die sie im Einsatz gewonnen hatten, den Ausbau der Propagandakompanien zu vervollkommen, um so ein Niveau der Berichterstattung zu erreichen, das sich in weitem Abstand über das anderer Länder erhebt. Dies ist eine ursächliche Notwendigkeit des totalen Krieges, in dem das gesamte Volk mitkämpft, und in dem die unmittelbare Verbundenheit der Heimat mit der Truppe eine «conditio sine qua non» ist, eine Bedingung, die es unmöglich macht, dass jemals wieder vom Hinterland dem kämpfenden Soldaten in den Rücken gefallen werde. Ohne eine rasche und wahrheitsgetreue Berichterstattung wäre bei dem Tempo des heutigen Krieges der innere Zusammenhang zwischen Heimat und Front bald zerrissen. So aber wird der Heimat immer wieder sinnfällig — am stärksten wohl durch den Film — vor Augen geführt, wie der Mann an der Front lebt, kämpft und stirbt: Für Deutschland. Also spornt der Soldat durch seine Haltung die Heimat an und der Vermittler in dieser Wechselbeziehung ist der Kriegsberichter.

Er weiss, wie heute jeder ordentliche deutsche Mensch, worum es geht: Um den ersten wirklichen deutschen Krieg, der entweder den Sieg und die Selbst-

behauptung bringen oder die gänzliche Vernichtung des deutschen Volkes nach sich ziehen wird. In diesen Kampf ums Letzte, innerhalb des Rahmens seiner Berufsanlage eingereiht werden zu können, ist das Glück des Kriegsberichters, ist sein Soldatenglück. Und deshalb will er nicht hinter dem Soldaten stehen, sondern mit ihm sein und leben. Darum sind seine Mitteilungen Erlebnisberichte, echt und fern jeder Sensation, sind genährt vom Kampf des Soldaten, arbeiten auch für den Soldaten und eröffnen Heimat und Nachwelt den Blick für die Tat.

Eine der ersten Tugenden des Soldaten ist die Bescheidenheit. Aus ihr tritt der Berichter für den Soldaten heraus, um darzustellen, wie sehr er Leistung und Opferbereitschaft anerkenne und bewundere. Das kann er natürlich nur dann, wenn er mit dem Soldaten in engster Verbundenheit lebt, wenn er ihm Kamerad und Freund ist. Die Prüfung für beides ist die gemeinsame Not der Entbehrung, der Bereitschaft und des Kampfes, letzten Endes auch der gemeinsamen Freude, wie sie ja jeder Kampf in seinen Pausen ausschüttet. Das banale Sprichwort «Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteiltes Leid ist halbes Leid» findet ja gerade in der Kriegskameradschaft seine grundlegende Bestätigung. Er wäre kein richtiger Kriegsberichter, sondern nur so ein Ehrgeizling, der sich einen Namen machen will, aber im Ernstfall verschwindet, fände er nicht seine glücklichste Stunde im Einsatz mit seinen Soldaten-Kameraden!

Freilich, leicht hat er es nicht immer, will er seine Aufgabe positiv erfüllen. Es ist nicht das Gleiche, aktiv kämpfend mit der Waffe in der Hand vorzugehen, also männlich tätig einzugreifen, oder aber die Kampfhandlungen gewissermassen passiv als aufnehmender, zusehender Berichter über sich ergehen lassen zu müssen. Zweifellos ist auch das keine geringe Beanspruchung an Mut und Nerven, denn Kampfbilder oder Kampfberichte lassen sich eben nur im Kampfgebiet machen. Da ist er meist ganz auf seine eigene Initiative angewiesen und muss seine Person hinter das Interesse seiner Arbeit stellen. Deshalb darf er sich auch nicht vom Augenblick hinreissen lassen, muss wissen, im entscheidenden Moment abubrechen, ohne Rücksicht darauf, wie ihm dieser «Rückzug» ausgelegt werden könnte. Denn die Berichterstattung erfordert, soll sie wirkungsvoll sein, unter allen Umständen Raschheit. Der Berichter schreibt, zeichnet, filmt, funkt und fotografiert stets unter Druck und sein Losungswort heisst immer: Tempo. Welcher Weg bis zum nächsten Kradmelder, zur Kompanie, zum Laboratorium, zum Pressebüro, zum Flugzeug, zum Oberkommando der Wehrmacht, zum Propaganda-Ministerium, zur Zeitung! Das ist die Augenblicksarbeit des Kriegsberichters; auf seinen Wegen weisen immer die Signaltafeln: Tempo-Tempo!

Man kann ihm vielleicht vorwerfen, dass er gleichsam nur Besucher der Kampfstätten ist, während der Infanterist Tag um Tag weiterstapft oder im Dreck liegt, der Panzermann nie von seiner «Höllmaschine» loskommt und der Pionier den tausendsten Pflock ins Wasser schlägt. Dem aber ist entgegenzuhalten, dass der Berichter — wenn schon als Besucher — aber doch immer wieder als solcher eingesetzt wird, solange die Kampfhandlungen andauern. Kaum war er bei den schnellen Truppen, muss er zur Artillerie, von dort zu den Pionieren, um schliesslich einen Angriff bei den Gebirgsjägern mitzumachen. Er kennt eigentlich keine Ruhepause, er weiss nichts davon, dass Truppenteile auch aus Kampfhandlungen herausgezogen werden können. Die Vielseitigkeit des Einsatzes erfordert aber auch militärische Kenntnisse verschiedenster Art. Die Ausbildung des Kriegsberichters ist verhältnismässig kurz, doch muss er sich sehr bald bei

allen Waffengattungen zurechtfinden, muss Geschütze, Gewehre, Pistolen, Handgranaten, Panzerwagen und alles Kriegsgerät unterscheiden, erkennen und zu benennen wissen. Das alles erfordert schon einen Kerl, der mit dem Herzen bei der Sache ist und sich seiner Aufgabe hingibt. Dass die Männer der PK dazu bereit waren, beweisen die Berichterergebnisse unserer Feldzüge, beweisen vor allen Dingen auch die relativ hohen Verluste, die erlitten wurden, und nicht zuletzt die erworbenen Kriegsauszeichnungen.

Die Propaganda-Kompanie, die dieses Buch herausgibt, hat in der oben angedeuteten Form den Sinn und die Aufgabe der Kriegsberichterstattung besonders eindringlich während des Balkanfeldzuges erlebt. Galt es doch, gerade in diesem Raume, weiteste Strecken von Belgrad und Albanien bis an die türkische Grenze in Osttrazien und die Ägäischen Inseln, von der Donau bis nach Kreta, zu überwinden und der grössten Geländeschwierigkeiten Herr zu werden. Sie hatte Gelegenheit, bei allen Waffengattungen der Armee, der sie unterstellt war, Einsatz zu finden, und hat diesen Einsatz freudig mit der Erkenntnis geleistet, dass sie viel lernen konnte, um einer weiteren Aufgabe gerecht zu werden. Zahlreiche ihrer Männer, die schon auf den Kriegsschauplätzen in Polen, Norwegen und im Westen waren, haben eine grosse Anzahl von Ländern und deren Geschichte und Leben aus unmittelbarer Anschauung kennengelernt. Das ganze Erschaute zu berichten, war für den PK-Mann, hier wie überall, eine kulturpolitische Notwendigkeit. Es aber in sich aufzunehmen, innerlich zu verarbeiten und in die Heimat zu tragen, erscheint gerade auf dem klassischen Boden Griechenlands als eine besondere Aufgabe. Es ergibt sich aus der Summe des Erlebens ein unerschöpflicher Erfahrungsschatz, der später einmal publizistisch und politisch dem Vaterland in der Beziehung der Nation zu anderen Völkern nutzbar gemacht werden kann.

Es ist keine geringe Lebensbereicherung, die unsere PK-Männer, die der Krieg so viel herumgeschlagen hat, heimbringen: Ein wesentlich erweiterter Horizont, von dem aus sie Deutschland sehen sollen.

Dies Buch aber gehört den Kameraden und Soldaten, die mit ihrem Herzen für Deutschland auf dem Balkan kämpften. Es soll ein bescheidenes Geschenk sein und ihnen sagen, dass wir gerne mit ihnen gegangen sind.



INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort des Generalfeldmarschalls List	5
Kriegsberichter Dr. Robert Ofner: Unsere Südostflanke	6
» Edgar Niemeyer: Neues Leben in Rumänien	8
» Rudolf Kettlein: Waffenbruder Bulgarien	13
*	
Kriegsberichter Dr. Hans Blöcker: Aufbruch	17
» Ernst Erich Strassl: Im Todeshagel des Istibei	20
» August Hurtmanns: In das Herz Mazedoniens	24
» Ernst-Lothar Reich: Marsch-Marsch! Südost!	28
» Hans Wurm: Bunkerberg 510 ergibt sich	29
» Ernst-Lothar Reich: Sturm über den Nestos	31
» August Hurtmanns: Skoplje in 36 Stunden	33
» Dr. Joseph Barth: Der Sieger	36
» Heinz Hüniger: Panzerdurchbruch nach Saloniki	37
» Dr. Hans Blöcker: Werk Ehinós	40
» Dr. Kurt Pauli: Das Wirtshaus zu Kawakli	43
» Dr. Kurt Pauli: Saloniki	46
» Kurt Neher: Der Eisenkeil	49
» Dr. Robert Ofner: Das Ende einer serbischen Division	52
» August Hurtmanns: Durchstoss nach Albanien	54
» Kurt Neher: Serbiens Hauptstadt	57
» Dr. Robert Ofner: Die Brücke von Veles	59
» Dr. Robert Ofner: Vorausabteilung hinter dem Feind	62
» August Hurtmanns: Ostern der Panzer	65
» Kurt Kränzlein: Am Olymp	69
» August Hurtmanns: «Der Pass ist frei»	73
» Hans Ulrich Plath: 20 km vor dem Feind	75
» Heinz Hüniger: Im Sturmschritt nach Larissa	77
» Heinz Franke: Reichskriegsflagge auf dem Olymp	80
» Heinz Hüniger: Leiden einer Stadt	82
» Dr. Hans Blöcker: Auf Fischkuttern nach Samothraki	84
» Dr. Robert Ofner: Vormarsch durch Thessalien	87
» August Hurtmanns: Der Sprung nach Lamia	91
» Kurt Neher: Am Herakleiapass	93
» Dr. Kurt Pauli: Kapitulation	96
» Dr. Joseph Barth: Brückenschlag	100
» Hans Ulrich Plath: Umgehung auf Saumpfad	102
» Hans Ulrich Plath: Nachts in den Thermopylen	105
» Erich Fillinger: Panzergefecht im Engpass	106
» Dr. Alfred Detig: Schlussakt in Attika	112
» Dr. Alfred Detig: Athen ohne Engländer	116
» Dr. Kurt Pauli: Fallschirmjäger in Korinth	118

Kriegsberichter Kurt Neher: Attika feindfrei	123
» Otto Brues: Der Lorbeerstrauch	126
» Kurt Neher: Kalamata-das britische Finale	128
» Erich Fillinger: Im Peloponnes	132
» Dr. Robert Ofner: British Expedition Force	134

*

Kriegsberichter Otto Brues: Kerzen	136
--	-----

*

Kriegsberichter Dr. Kurt Pauli: Fallschirmjäger erzählen	139
» Kurt Neher: Gebirgsjäger landen auf Kreta	142
» Ernst Erich Strassl: Britische Artillerie muss weichen	148
» Kurt Neher: «Hurra, die Gams!»	152
» Kurt Neher: Galatas in deutscher Hand	155
» Hans Ulrich Plath: Der Jäger neben mir	159
» Ernst Erich Strassl: Chania gefallen	160
» Kurt Neher: Die Sudabucht, ein Schiffsfriedhof	165
» Dr. Kurt Pauli: Zehn Tage Kampf um Heraklion	168
» Heinz Rodemer: Die Dreizehn von Kastelli	171
» Kurt Neher: Stützpunkt Kreta streckt die Waffen	173
» Ernst Erich Strassl: Jo, Herrgottsakrament	177

*

Kriegsberichter Otto Brues: Deutsch-griechische Begegnung	181
Hauptmann und Kompaniechef Dr. Karl Janetschek: Kriegsbericht	184

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Generalfeldmarschall List	Aufn. Kriegsberichter Schlickum	9
Pionierbrücke über die Donau	Zeichn. Hauptm. Karl Mahr . . .	12
Morgendämmerung am 6. April	Aufn. Kriegsberichter Baier . . .	16
Bespannte Artillerie	» » Koch . . .	17
Spähtrupp in Tarnmänteln	» » Scheerer .	19
Bomben auf die Metaxaslinie	» » Heber . .	21
Kampf um ein Postenhaus	Zeichn. Hauptm. Karl Mahr . . .	22
Die ersten Gefangenen	Aufn. Kriegsberichter Koch . . .	25
Erstürmung eines Bunkers	Zeichn. Hauptm. Karl Mahr . . .	30
Brennendes Grenzhäus	Aufn. Kriegsberichter Ofner . . .	33
Stukabombenrichter	» » Bauer . . .	34
Panzer am Doiransee	» » Dick . . .	38
Pak beschiesst Bunker	» » Wurm . . .	41
Zerstörte Befestigungsanlage	» » Wurm . . .	42
Nachschub mit Ochsengespann	» » Heber . . .	44
Gesprengte Brücke	» » Dick . . .	45
Übergabe der Stadt Saloniki	» » Dick . . .	47
Überläufer	» » Ofner . . .	50
Befreite Volksdeutsche	» » Jesse . . .	51
«Feuer von rechts!»	» » Jesse . . .	53
Mazedonische Kundgebung	» » Bauer . . .	55
Serbische Gefangene	» » Jesse . . .	56
Infanterie im strömenden Regen	» » Scheerer .	60
Radfahrer beim Flussübergang	» » Ofner . . .	62
Pioniere der Gebirgsjäger	» » Scheerer .	63
Britischer Panzer	» » Bauer . . .	65
Australische Gefangene	» » Ofner . . .	66
Schwere Haubitzen	» » Bauer . . .	68
Burg unter Artilleriefeuer	» » Baier . . .	69
Gefangene an der Vormarschstrasse	» » Scheerer .	70
Nachschubkolonne in Schwierigkeiten	» » Wurm . . .	72
Kradmeldefahrer im Wasser	» » Jesse . . .	74
Hochwasser am Aliakmon	» » Bauer . . .	77
Auf dem Panzer durch die Furt	» » Dick . . .	78
Flaggenhissung auf dem Olymp	» » Franke . .	81
Soldatengrab bei Larissa	» » Kisselbach.	82
Landung auf einer Insel	» » Wurm . . .	85
Aufräumung der Strasse	» » Ofner . . .	88
Pioniere einer Vorausabteilung	» » Ofner . . .	89
Spähwagen in Lamia	» » Bauer . . .	90
Beerdigung gefallener Briten	» » Scheerer .	92
Unterzeichnung der Kapitulation	» » Schlickum.	97

Britischer Feuerüberfall	Aufn.	Kriegsberichter Rauch . . .	100
Reiterzug auf einer Brücke	»	» Rauch . . .	103
Panzer in der Thermopylenenge	»	» Rauch . . .	107
Vorgehen auf einer Insel	»	» Wurm . . .	109
Granatwerfer in Stellung	»	» Wurm . . .	110
Häuser werden durchsucht	»	» Wurm . . .	111
Gesprenzte Hauptstrasse nach Athen	»	» Baier . . .	113
Mit dem Krad über die Felsen	»	» Ofner . . .	114
Übergabe der Stadt Athen	»	» Bauer . . .	115
Unsere Flagge auf der Akropolis	»	» Jesse . . .	117
Hoch oben der Niketempel	»	» Jesse . . .	118
Vormarschstrasse	»	» Bauer . . .	124
So fanden wir Piräus	»	» Heber . . .	125
Englisches Wrack	»	» Bauer . . .	130
Gefangenensammelstelle	»	» Woerner . .	131
Gebirgsjäger vor dem Kretaeinsatz	»	» Jesse . . .	142
Fertigmachen zum Start	»	» Heber . . .	143
Flug über dem Meer	»	» Jesse . . .	145
Schwieriges Gelände auf Kreta	»	» Heber . . .	147
Heisse Tage	Zeichn.	» Kretschmann	149
Gebirgsjäger schiffen sich ein	Aufn.	» Rauch . . .	150
Nachschub für die Fallschirmjäger	»	» Jesse . . .	151
Das Ende eines englischen Panzers	Zeichn.	» Kretschmann	153
Bombenangriff auf einen Wald	Aufn.	» Heber . . .	155
Leichte Gebirgsartillerie	»	» Jesse . . .	158
Erbeuteter Munitionsschlepper	»	» Jesse . . .	160
Strassenkampf in Galatas	Zeichn.	» Kretschmann	161
Mühsamer Marsch	Aufn.	» Jesse . . .	163
Soldatenfriedhof in Galatas	Zeichn.	» Kretschmann	164
Sudabucht	Aufn.	» Jesse . . .	165
Symbol der britischen Niederlage	»	» Jesse . . .	167
Gefangene Briten	Zeichn.	» Kretschmann	169
Ein Trunk für den Helfer	Aufn.	» Jesse . . .	167
Ein endlos langer Zug	»	» Strassl . . .	175
Auszeichnung der Tapfersten	»	» Heber . . .	197
Sämtliche Vignetten	Kriegsmaler	Kohlmann	

Dieses Buch ist den Soldaten des Balkanfeldzuges gewidmet. Es entstand unter den grössten technischen Schwierigkeiten im Frühjahr 1942. Geformt von deutschen Soldaten, wurde es von deutschunkundigen, griechischen Arbeitern im Handsatz hergestellt und in einer Athener Druckerei als erstes deutsches Buch gedruckt. Mangel an Fachpersonal und die unzureichende Qualität des im Lande verfügbaren Papierses beeinträchtigten insbesondere die Bildwiedergabe.

Das Buch ist im Buchhandel nicht erhältlich.

BALKANFELDZUG 12. ARMEE

